Geschichte

der

christlichen Missionen

unter den

Indianern Nordamerikas

im 17. und 18. Jahrhundert.

Nebst einer Beschreibung der Religion der Indianer.

Für Freunde der Mission

aus den Quellen erzählt

von

Gottfried Fritschel,

Professor am theol. Seminar Wartburg, Iowa, N. A.

Nürnberg,

Verlag von Gottfr. Löhe.

1870.

Druck von Carl Junge in Ansbach.

Sr. Hochwürden

Herrn Friedrich Bauer,

Inspector der Missionsanstalt in Neuendettelsau,

in dankbarer Verehrung und Liebe

gewidmet.

Erstes Kapitel.

Die Religion der Indianer Nordamerikas.

Na
schr
gan
Sie
nien
mit
häng
und
Besc
Miss
sie k
Le J
Unte
an d
Der
schein

komm
vor a
schloss
seine
gegen
zosen
Unter
keine
stand
Bezug
zuerst
Religio
gesproc
er: De

Während Manche in ihrer panegyrischen Verherrlichung des Naturmenschen den Wilden Amerikas die reinste Religion zuschrieben, die es überhaupt gebe, haben Andere den Indianern ganz und gar alle und jede Religion abgesprochen. Man sagte: Sie haben keine Priester, keine Tempel, keine religiösen Ceremonien, keinen gemeinsamen Cultus, keine Kenntniß der Gottheit, mit einem Wort keine Religion; einige verworrene, unzusammenhängende, kindische, einer wilden Phantasie entsprungene Mythen und Legenden — das sei alles, was ihre Religion ausmache. Besonders die ältesten Besucher Amerikas, z. B. die französischen Missionare sprachen sich in diesem Sinn aus. Joutel sagte: Daß sie keine Religion haben, gilt von allen Stämmen, die wir sahen. Le Jeune, einer der Jesuitenmissionare, bemerkt in gleichem Sinn: Unter ihnen findet sich sehr wenig Aberglaube; sie denken nur an das Leben und an die Rache; sie verehren gar keinen Gott. Der Traum, so versichern die französischen Missionare wiederholt, scheint die einzige Gottheit des Landes zu sein [1]).

Diese Meinung ist falsch. Daß man zu dem Glauben kommen konnte, der Indianer habe gar keine Religion, hat wohl vor allem darin seinen Grund, daß derselbe, der ohnehin verschlossenen Characters und schweigsam ist, am allerwenigsten über seine religiösen Meinungen sich auszusprechen Lust hat. Aber gegen jene Behauptung der ältesten in Amerika lebenden Franzosen ist vielmehr ganz richtig, was Charlevoir [2]) behauptet: Unter den Völkern, von denen man behauptet hat, daß sie gar keine Idee einer Religion haben, scheint vielmehr fast alles Gegenstand einer religiösen Verehrung zu sein oder wenigstens darauf Bezug zu haben. Auch in Neu-England waren die Puritaner zuerst der Meinung, die Indianer hätten überhaupt keinerlei Religion. Der Gouverneur Winslow hatte sich auch dahin ausgesprochen. Aber als er nähere Einsicht genommen hatte, sagte er: Darin irrte ich [3]).

Allerdings ist es schwer, sich von der Religion der Indianer, da sich so manche einander widersprechende Elemente darin vorfinden und ihre religiösen Vorstellungen oft in das phantastische Gewand kindischer, lächerlicher Mythen eingekleidet sind, eine klare, einheitliche, zu einem System zusammengefaßte Anschauung zu bilden. Der Geist des Wilden kann nicht generalisiren. Er kann das Ganze nicht als Ganzes, als Einheit, als System fassen. Auch seine Religion besteht aus lauter chaotisch neben einander liegenden Fragmenten[4]). Versuchen wir es jedoch wenigstens die Grundlinien seiner religiösen Anschauung so viel als möglich in ihrer innern Einheit zu zeichnen.

Der Indianer ist ein Naturmensch; er lebt mit der Natur um ihn her ein Leben; für jede Einzelheit der Natur hat er ein wunderbar scharfes Auge; seine geistige Thätigkeit geht nicht hinaus über die Beobachtung dessen, was um ihn her ist, über die Beobachtung der ihn rings umgebenden Natur. Weiter geht auch seine Religion nicht. Wo er rings um sich seinen Blick hinwendet, allenthalben tritt ihm das Leben in tausendfacher Abwechslung und Mannigfaltigkeit entgegen, allenthalben nimmt er das Schaffen und Arbeiten geheimnißvoller, verborgener Kräfte wahr. Dieser Lebensodem, der ihn überall anweht, dieses Schaffen und Wirken verborgener, unerklärter Lebenskräfte ist sein Gott. In jeder Lebensäußerung tritt ihm seine Gottheit entgegen. Nicht daß er die Weltseele, die Natur als Ganzes sich als seinen Gott dächte; er kann blos das Einzelne fassen, nicht die Vielheit der Dinge in ihrer Einheit begreifen. Wo eine Kraft wirkt, faßt er sie in ihrer Vereinzelung als eine göttliche, als einen Gott. Seine Gottheit wird gleichsam in tausend Stücke auseinander gebrochen und so in jedem Stücke als Gott verehrt. Das ganze Weltall ist ihm belebt, beseelt, von dem göttlichen Leben erfüllt und deshalb Gegenstand seiner religiösen Verehrung. Alles denkt er sich als belebte und beseelte Wesen von dem kleinsten Insect aufwärts bis zum fernsten und größten Stern, der am Himmel leuchtet. Der Felsen, der sich über dem Wasser erhebt, die tiefe Schlucht, die in geheimnißvolle Tiefe hinabreicht, der Wasserfall, der schäumend und tosend sein Wasser über die Felsen herabstürzt, die Waldeinsamkeit, die ihn mit ihrer düstern Stille umfängt, alles erscheint ihm beseelt und mit Leben erfüllt; so auch die Vögel, die über seinem Haupte dahin fliegen,

die Fische, die im Wasser sich tummeln, alle Thiere, die auf dem Lande leben — alles, alles hat Göttliches in sich. Flüsse und Seen denkt er sich als lebende Wesen; er ruft und betet zu ihnen, als hörten sie ihn. In allen unbelebten Dingen glaubt er eine geheime, unerklärliche Kraft. Ein Gott steckt ihm in dem Feuerstein, dem der Funke entlockt wird, wie in dem Telegraphendraht, der durch den elektrischen Funken das Wort in weite Ferne trägt, in dem Gräslein, das aus der Erde springt, und in dem Feuer, das die größte Wohlthat der Menschen ist. Wenn das Kornfeld im Winde rauscht, und das Säuseln der Lüfte durch die Bäume geht, oder wenn das Rollen des Donners sich dahin wälzt, oder wenn sonst in stiller Nacht unverstandene Laute aus der Natur aufsteigen, es sind lauter Stimmen der Gottheit, die er da hört. Die ganze Natur ist ihm beseelt und göttlicher Kräfte voll.

Legen wir diese Naturvergötterung in einigen Zügen auseinander, so ist vor allem darauf hinzuweisen, wie die Gestirne als belebte Wesen Gegenstand seiner religiösen Verehrung sind. Der *Sonnendienst* ist am weitesten verbreitet unter den Indianern. Nicht blos bei den alten Erbauern der Erdhügel im Mississippithal war, wie bei den Mexicanern, die Religion vorwiegend Sonnendienst, sondern auch unter den jetzigen Indianern ist kaum *ein* Stamm, da nicht die Sonnenverehrung in der einen oder andern Form sich finde. Bei den Natchez leiteten die Häuptlinge ihren Ursprung von der Sonne her, sie hießen selbst Sonnen; und jeden Morgen bei Sonnenaufgang begrüßte der Häuptling seinen „ältern Bruder“ mit Heulen und andern Ceremonien und rauchte ihm seinen Morgengruß zu. Der Sonne war geweiht, was man den Tempel nannte, ihr brannte das h. Feuer mit den 3 Holzscheiten. Aber auch andere Stämme, wie die Huronen, ließen ihre Häuptlinge von der Sonne abstammen, und die Pawnees, Mandaner, Minnetarees und andere hatten ähnliche Traditionen. Bei den entferntesten Stämmen, in Virginia wie in California, wurde der Sonne geopfert; in Florida wurden selbst Menschenopfer, erst geborne Knäblein, ihr dargebracht. Viele Stämme weihen die ersten Züge aus der Pfeife der Sonne; andere Indianer blicken, wenn sie etwas feierlich bekräftigen oder einen Vertrag abschließen, mit großer Ehrfurcht zu ihr empor, als die alles sieht. Mit der Verehrung

der Sonne ist in der Regel auch die des **Mondes** verbunden; denn auch der Mond gilt als belebtes Wesen; wenn eine Mondsfinsterniß eintritt, sind die Indianer voll großer Angst, er möchte sterben, und sie eilen ihm mit allerlei Künsten zu Hülfe. Auch die übrigen Gestirne denken sie sich als belebte Wesen. Das Nordlicht nennen sie die tanzenden Geister, das Siebengestirn Tänzer und Tänzerin. Die Milchstraße heißt der Pfad der Geister. Sogar die Sternschnuppen sind göttliche Wesen, und selbst den Regenbogen halten sie für einen die Sonne begleitenden Geist. Von fast jedem Stern haben sie eine Sage; alle Sterne sind ihnen belebte Wesen. „Wären alle Erzählungen, welche von den Sternen unter den Indianern in Cours sind, niedergeschrieben", sagt ein Indianer, der ein Buch geschrieben hat [5]), „so würde man finden, daß mit jedem Stern ein auffallendes Ereigniß verknüpft ist. Die Geschichte der Sterne nach indianischer Ueberlieferung würde in der That eine Geschichte sein und zu den Curiositäten der Literatur gehören."

Nach den oben gegebenen Andeutungen wird es nicht mehr auffallen, daß sie vor allem auch in den Elementen die göttliche Kraft erkannten, die sie verehrten. Besonders die Verehrung des **Feuers** war eine allgemeine und weit verbreitete. Sie stand in Verbindung mit dem Sonnendienst. Bei allen h. Ceremonien und Tänzen darf das Feuer nicht fehlen. Bei den entferntesten Stämmen, in Virginia, bei den Creeks, bei den Delawares, den Objibways, in Neu-Mexico und anderwärts finden wir die Verehrung des Feuers. Bei den südlichen Stämmen war es eine der wichtigsten religiösen Ceremonien, ein ewiges Feuer zu unterhalten. In den Tempeln der Natchez brannten immer 3 Scheiter. Es war ein Landesunglück, wenn dies Feuer ausging. Das Zusammenschmelzen des Stammes, der einst 500 Sonnen nach der Sage gehabt haben soll, wird davon abgeleitet, daß dies h. Feuer ausging und am profanen Feuer entzündet wurde, worauf dann ein schreckliches Sterben das Volk dahinraffte [6]). Aber auch z. B. am südlichen Ufer des Obern Sees wurde einst nach Scoolcraft [7]) ein ewiges Feuer unterhalten. Allein nicht blos das Feuer, auch das **Wasser** war Gegenstand der religiösen Verehrung. Quellen und Seen, Flüsse, Bäche und das Meer wurden verehrt. Tabak, die liebste Opfergabe, wurde oft hineingeworfen. Von einem besondern Wassergeiste, den man versöhnen mußte,

wird erzählt[8]). Die **Erde** wurde von manchen als die Urmutter verehrt. Jener Indianer, den Harriſon einlud, ſich neben ihn als ſeinen Vater auf einen Baumſtamm zu ſetzen, antwortete dieſem mit finſtern Blick: Nein die Sonne dort iſt mein Vater, und die Erde meine Mutter, darum will ich mich auf ihren Schoos ſetzen[9]). In der **Luft**, im Sturm, im Donner, im Hagel u. ſ. w. erkennen die Indianer eine Gottheit. Es gibt ſelbſt eine Art indianiſchen Aeolus, der von einander widerſtreitenden Winden umgeben iſt, die nach Befreiung ſtreben[10]).

Ganz eigen iſt das Verhältniß des Indianers zu der **Thierwelt**. Er behandelt die Thiere ſo zu ſagen als ſeines Gleichen. Er redet zu ihnen, als verſtünden ſie ihn. Er entſchuldigt ſich gegen ſie, wenn er ſie tödten will, und ſucht es um jeden Preis zu vermeiden, ihre Geiſter zu beleidigen. Der alte, ehrwürdige Brüdermiſſionar Heckewelder ſagt einmal: Ich habe oft über die ſeltſame Verbindung nachgeſonnen, welche in dem Geiſt des Indianers zwiſchen dem Menſchen und der unvernünftigen Creatur vorhanden zu ſein ſcheint. Er erzählt ausführlich, wie ein Delaware Indianer einem angeſchoſſenen Bären, der ein klägliches Geheul ausſtieß, wegen ſeines unkriegeriſchen, feigen Benehmens, dadurch er ſeinen ganzen Stamm ſchände, Vorwürfe machte, und als Heckewelder ihn fragte, ob er denn glaube, daß das Thier ihn verſtehe, ihm antwortete: O er verſtand mich ganz gut. Sahſt du nicht, wie beſchämt er ausſah, während ich ihn ſchalt?[11]) Es iſt dieſe Erzählung ganz bezeichnend für die Naturanſchauung des Indianers. Von den alten Huronen wird erzählt, daß, wenn der gemeinſame Fiſchfang betrieben wurde, jeden Abend einer aus dem indianiſchen Lager eine Rede an die Fiſche halten mußte, um ſie zu verſöhnen und ſie zu ermahnen ſich fangen zu laſſen, wobei man ihnen die Verſicherung gab, daß ihre übrigbleibenden Reſte mit größtem Reſpekt behandelt werden ſollten[12]). Sehr gewöhnlich war es, daß man einem Thier, das man getödtet hatte, ehe man es aß, auf alle mögliche Weiſe ſchmeichelte, um ſeinen Geiſt zu beſänftigen und ſeine Rache zu verhüten[13]). Ehe man auf die Jagd ging, ſtellte man allerlei religiöſe Uebungen an, um die Geiſter der Thiere, die man tödten würde, im Voraus zu verſöhnen. Und vor allem war man ſorgfältig darauf bedacht, bei einem Feſte die Gebeine der verzehrten Thiere vor jeglicher Profanation zu

hüten, besonders sie vor den Hunden sicher zu stellen, damit nicht der Zorn des Mänitou des Thieres und der übrigen Thiere dieser Classe herausgefordert werde. Als in den ersten Zeiten der europäischen Ansiedelung in Amerika einmal ein die Zähne fletschender Eber auf Indianer zustürzte, glaubten diese nicht anders, als das sei der Manitou der Schweine, der gegen sie erzürnt sei [14]).

Denn das ist eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der indianischen Denkweise, daß jede Species von Thieren ebensowohl wie von andern Gegenständen der Natur ihren geisterhaften Urtypus habe, welchem dieselbe Gestalt und Art zugeschrieben wird, wie den auf Erden lebenden Individuen der Species, blos daß man sie sich gewöhnlich in riesenhafter Form dachte. Plato müßte sich freuen, in den Naturmenschen Amerikas Verbündete für seine Lehre von der Ideenwelt kennen zu lernen. Der philosophische Realismus hat unter diesen Barbaren, wie wir sehen, sehr entschiedene Anhänger. Jede Gattung und Species besteht nach ihrer Meinung in einem Urexemplar. Von diesem riesigen Urtypus stammen alle Individuen der betreffenden Classe ab.

Wir haben aber das bisher Gesagte noch durch eine wesentliche Seite zu ergänzen. Der Indianer denkt sich die ganze Natur beseelt und belebt. Aber damit verbindet sich sofort der Gedanke, daß alles von Geistern erfüllt ist. Im Summen der Insecten, im Knarren der Bäume, im Heulen des Donners hört der Indianer die Stimme der Geister. Sie sind gesetzt über Seen, Flüsse, Berge. Die Felsen, die Wälder, die Wasserfälle, die Lüfte sind von ihnen bevölkert. Es gibt unzählige Localgottheiten. Wenn der Indianer durch die dichten Wälder hinschreitet, opfert er dem Geist der Wildniß; wenn er über einen See fährt, wirft er dem dort hausenden Geiste Tabak in's Wasser. Jede Pflanzenart, der Mais, die Bohnen u. s. w. haben ihren besondern Geist, und viele Mythen, manchmal ganz anmuthige Legenden wissen davon zu erzählen [15]). Wenn der Wind durch das Korn weht, hören sie in dem Rauschen den Geist des Kornes, der den rothen Mann wegen der spärlichen Ernte beklagt. Jede Baumart hat ihren besondern Geist; da ist der Geist der Eiche, des Zuckerahornbaums, der Esche u. s. w.; da hat die Preißelbeere, und wie die andern Beeren alle heißen mögen, ihren Geist; da hat der Tabak seinen besondern Genius;

kurz alles auf der Erde ist unter schützende Geister gestellt *). Die ganze Luft ist voll Geister. Es dürfte vielleicht nicht uninteressant sein, uns diese Bevölkerung der ganzen Welt durch Geister, durch den schon oben erwähnten Odjibwayhäuptling, der sich literarisch versucht hat, beschreiben zu lassen [16]). „Die Indianer hatten unzählige Götter, darunter den Gott des Krieges, den Gott der Jagd, den Gott der Vögel und der Luft. Die Lüfte waren angefüllt mit den Gottheiten, die sie verehrten, und der ganze Wald erklang von ihrem Lispeln. Seen und Flüsse waren ihr Aufenthaltsort, und Berge und Thäler waren ihre Heimath. Alle merkwürdigen Plätze in ihrem Land galten für ihren Lieblingsaufenthalt; so die Spitze der Felsenriffe und die Schluchten der Berge. Wasserfälle waren ihre Belustigungsorte. Der Lufthimmel war die Heimath des Gottes, der ein wachsames Auge auf jeden Stern richtete. Sie hörten ihn lispeln im sanften Säuseln oder heulen im Sturm. Die Erde wimmelte von Geistern aller Art, guten wie bösen. Die Geister des Waldes bekleideten sich mit Moos. Während eines Regenschauers bargen sich Tausende in eine Blume. Der Odjibway, wenn er sich im Schatten der Bäume niederlegt, stellt sich vor, wie diese Götter um ihn sind. Er vernimmt ihre leisen Stimmen im Summen der Insecten. Mit halb geschlossenen Augen sieht er sie zu Tausenden auf einem Sonnenstrahl spielen. Am Abend hört und sieht man sie. Besondere Götter sind über die bekanntesten Kräuter der Erde gesetzt."

Jeder erwachsene Indianer hat auch seinen besondern Schutzgeist, dessen Leitung er sich anvertraut, zu dem er betet, unter dessen Schutz er sich weiß. Aber diesen Schutzgeist muß man sich selbst erwerben durch Fasten und Selbstentsagung. Der Vater, der seinem Sohn einen Schutzgeist verschaffen will, heißt ihn sein Gesicht schwärzen und sich an einen einsamen Ort zurückziehen. Dort muß er mehrere Tage fasten, und wenn er

*) Auch feenartige Gestalten kennt die poetische Fiction der Indianer. Lewis und Clarke sahen den s. g. Berg der kleinen Leute oder der kleinen Geister, nach der Sage der Indianer 18 Zoll hohe Wesen in menschlicher Gestalt mit auffallend großen Köpfen, bewaffnet mit Pfeilen, die sie gegen Eindringlinge geschickt zu gebrauchen wissen.

erschöpft und ermattet ist, offenbart sich ihm ein Geist in irgend welcher Gestalt. Der Gegenstand, der ihm zuerst im Traum erscheint, ist das Symbol seines Schutzgeistes. Dem einen ist es die Sonne, dem andern eine Erle, dem dritten ein Büffel, einem andern eine Schlange — gleichviel er hat nun einen Schutzgeist, und der, welcher sich, ehe er die Offenbarung im Traum empfangen hatte, von Gott verlassen glaubte, fühlt sich jetzt sicher unter dem Schutze seines mächtigen Verbündeten. Das Bild, das er in seinem Medicinbeutel trägt, oder ein Stück von dem, was er im Traume schaute, macht ihn muthig und getrost. Mitten im Feindesland stellt eine Kriegspartie keine Wachen aus. Der Indianer vertraut blind seinem Oki. Religiösen Zweifel kennt sein Herz nicht. Wenn sein Oki wacht, kann er schlafen. Freilich kommt es auch manchmal vor, daß er von seinem Schutzgeist im Stich gelassen wird, und er dankt ihn dann auch wohl ab, wählt sich einen andern, schilt und straft den pflichtvergessenen Fetisch, wie etwa die russischen Bauern ihre Heiligenbilder.

Die Geister sind gute und böse. Die bösen schaden den Menschen, bringen ihm Krankheit, Pest, Unglück, selbst auch den Tod. Ja alles Unglück wird ihnen zugeschrieben. Ueber den giftigen Pflanzen und Wurzeln sind böse Geister. Auch die Verfinsterung der Himmelskörper wird ihnen beigelegt. Zauberer und Hexen sind von ihnen besessen, und so allumfassend wird ihre Wirksamkeit aufgefaßt, daß jede Krankheit, so natürlich sie auch in ihrem Ursprung sein möge, auf böse Geister zurückgeführt wird, weshalb denn ihre Doctoren Zauberer sind, denen magische Kräfte zugeschrieben werden *).

Wenn wir nun bisher die Naturvergötterung und den

*) Häufig wird als Glaube der Indianer angegeben, daß an der Spitze der bösen Geister der böse Geist stehe, der böser ist als alle andern. Vgl. z. B. Du Pratz 2, 173. Drahe Black Hawk S. 36. Smet sketches S. 39. Allein diese Ausbildung ihrer Lehre von den bösen Geistern kam erst in Folge ihres Verkehrs mit Europäern auf. So geht es auch schon viel zu weit, wenn man sagt, sie lehrten einen guten und einen bösen Geist, oder ihre Lehre würde consequent fortgebildet zum zoroastrischen Dualismus führen, oder sie lehrten einen beständigen Kampf zwischen den 2 Principien, dem guten und dem bösen, und Legionen untergeordneter Geister stehen beiden zur Seite. Scoolcraft Tribes I, 16.

Geisterglauben als die wesentlichen Stücke der indianischen Religion bezeichnet haben, so kann die Frage auftauchen: Wo findet denn in dieser Weltanschauung die Lehre von dem großen Geiste Platz, die man doch als den innersten Kern der indianischen Religion zu betrachten gewohnt ist?

Es hat Manche gegeben, die in der Lehre von dem großen Geist, der über alles erhaben ist und alles regiert, den reinen Monotheismus erkennen wollten; und sie wollten damit selbst den vorerwähnten Polytheismus in Einklang bringen und diesen dadurch beschönigen. Diejenigen, welche auf Rousseau'sche Weise den Naturmenschen verherrlichten und meinten, der Mensch sei um so vortrefflicher, je weniger er von der Cultur beleckt und verdorben sei, hatten ein Interesse daran, dem Indianer, in dem sie ein reines Exemplar des gepriesenen Naturzustandes erkannten, eine nach ihrer Meinung vollkommene Religion zuzuschreiben. Der bekannte Freigeist Baron La Hontan ließ in seinen Dialogen die Indianer, unter denen er reiste, ihre religiösen Anschauungen genau so entwickeln, wie französische Populärphilosophen in Paris ihren Deismus vortrugen. Die Beobachtung des ganzen Weltgebäudes, der gesammten Natur, wie insonderheit des schönen Baues des menschlichen Körpers, sagt er, bringe die Indianer auf den Begriff eines erhabenen, allmächtigen Wesens, welches in allem gegenwärtig sei und alles durchdringe, und das sei der große Geist. Aber auch Andere als Deisten und Naturalisten redeten von der relativen Reinheit der Religion der Indianer. Man stellte wohl den Grundsatz auf: Je wilder der Indianer, desto reiner sei seine Religion. Man erkannte in der indianischen Religion wegen der Lehre von dem alles erfüllenden, alles regierenden großen Geist eine der reinsten Religionen der Heiden. Man suchte wohl auch den vorhin beschriebenen Polytheismus mit der Lehre von dem großen Geiste in Einklang zu bringen und sagte, in all den zahllosen untergeordneten Geistern werde eigentlich nur der große Geist verehrt. Ihm gelte eigentlich alle ihre Anbetung und alle ihre Opfer. Die Indianer selbst hätten das erklärt. Eigentlichen Polytheismus erklärt deshalb Loskiel, der Geschichtschreiber der Indianermission der Brüdergemeinde [17]), haben unsere Missionare nicht gefunden. Und selbst ein so gründlicher Forscher wie Prescott sagt: „Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß viele, wenn nicht die meisten

der rohen Stämme, welche den amerikanischen Continent bewohnen, so sehr ihr Glaube auch in anderer Hinsicht durch kindischen Aberglauben verunstaltet sein mag, die hohe Idee eines großen Geistes faßten, des Schöpfers des Weltalls, der, unkörperlich in seinem Wesen, nicht verunehrt werden darf durch den Versuch einer körperlichen Darstellung, und der allen Raum durchdringend nicht in den Mauern eines Tempels eingeschlossen werden durfte *).

Während man auf dieser Seite die Lehre vom großen Geiste als den Mittelpunkt der Religion der Indianer betrachtet, von dem aus alle übrigen Theile derselben verstanden und aufgefaßt werden müßten, leugnen Andere überhaupt, daß die Indianer eine solche Vorstellung vom großen Geist gehabt haben. Erst seit dem Verkehr mit den Europäern habe sich diese Idee bei

---

*) Prescott, Conquest of Peru I, 87. Bartram, Travels p. 207 sagt von den Indianern: Ihre Religion ist vielleicht so rein, wie die, welche am Anfang der ersten Familie der Menschheit geoffenbart wurde. Sie haben keine Kenntniß von einem andern Gott, als dem großen Geist in der Höhe, der den Odem des Lebens gibt und nimmt. Sie verehren sonst keinen. Von einem andern Standpunkt aus behauptete Jarvis, ein amerikanischer Theologe, der den Nachweis liefern wollte, daß die heidnischen Religionen Verderbung der Urreligion seien, und daß da und dort noch Spuren der reinen Urreligion sich finden, die Idee des höchsten Gottes sei bei den Indianern reiner erhalten, als bei Griechen und Römern; hier habe nur ein geringeres Abweichen von der Urreligion stattgefunden. Jarvis, a discourse on the religion of the Indian tribes of N. America. Aehnlich behauptet Morgan, the league of the Iroquois p. 151, das numen praestantissimum mentis der alten philosophischen Religionen, das höchste Wesen des Anaxagoras, Socrates und Plato sei ein viel vagerer unbestimmterer Begriff als der große Geist der Indianer. Auch die Missionare der Brüdergemeinde theilten dieselbe Anschauung. Heckewelder S. 205, nachdem er von den Schutzgeistern geredet hat, fügt hinzu: Aber bei all diesen abergläubischen Meinungen ist doch der oberste Mamtor, der Schöpfer Himmels und der Erde, der große Gegenstand ihrer Anbetung. Auf ihn setzen sie ihre Hoffnung, an ihn richten sie ihre Gebete, ihm bringen sie ihre feierlichen Opfer. Loskiel sagt: Gott stellen sie sich als die Allmacht vor, der so viel Gutes thun kann als er will. Sie wollen durchaus nicht zugeben, daß sie die guten Geister an und für sich anbeten und ihnen opfern, sondern behaupten, daß sie in denselben eigentlich Gott verehren. Gott wolle nicht, daß sie ihm unmittelbar opfern und ihn anbeten sollen. Geschichte der Mission der evang. Brüder unter den Indianern N. A. S. 52. 53.

ihnen eingebürgert. Die Indianer hätten sich den Europäern gegenüber ihres Götzendienstes geschämt, wie sie ja auch manche andere Dinge mit Fleiß vor den Europäern verborgen hätten und dieselben zu beschönigen und zu verdecken suchten, wie Anthropophagie, Menschenopfer, Tödten der Eltern u. s. w. Dazu habe sich der Gedanke von dem großen Geiste, als er von Weißen ihnen nahe gebracht wurde, ihnen sofort empfohlen, und sie hätten ihn gern aufgenommen. Wie jede Baumart und jede Classe von Thieren nach indianischer Denkweise ihren besondern über sie gesetzten Geist habe, so habe — das leuchtete ihnen, als es ihnen einmal gesagt war, schnell ein — auch der Mensch seinen ihn regierenden, über ihm waltenden Geist. Diese Vorstellung habe im Geist des Wilden schnell Wurzel geschlagen; aber ursprünglich sei sie nicht bei ihm gewesen. Man meint, wenn die Indianer von je her die Vorstellung von dem großen Geist gehabt hätten, so wäre in ihren religiösen Vorstellungen ein solcher Widerspruch, den man sich schlechterdings gar nicht lösen könne. Die kindischsten, albernsten, lächerlichsten Vorstellungen und die erhabenste Idee von einem unendlichen, ewigen, alles durchdringenden, über allem erhabenen geistigen Wesen — wie sollte beides in einem und demselben Geist entsprungen sein. Nein, wie die indianische Sprache gar kein Wort für Gott hat, so fehlte der indianischen Religion der große Geist; sie hatte nur eine Welt voll Götter *).

Wie nun? Sollen wir die Vorstellung der Indianer als eine erst von Europäern importirte betrachten? Allein das ist um deswillen nicht möglich, weil wirklich schon Schriftsteller und Reisende aus dem 16. Jahrhundert den Glauben der Indianer an den obersten Gott und Schöpfer der Dinge bezeugen [18]).

*) Es sind sehr gründliche, umsichtige Forscher, die dieser Anschauung huldigen. Hale Ethnology p. 8. sagt: Es ist zweifelhaft, ob sie irgend eine Idee von einem höchsten Wesen haben. Und Gallatin, einer der tüchtigsten amerik. Archäologen, faßt seine Meinung von der Religion der Indianer dahin zusammen: Die Meinung ist falsch, als ob die Indianer je eine klare Vorstellung von der Schöpfung der Welt oder der Regierung derselben durch ein höchstes vernünftiges Wesen hatten. Ihr ursprünglicher Glaube war wenig mehr als Fetischismus, Glaube an Träume und die Beziehung außerordentlicher Ereignisse auf eine höhere Gewalt. Auch Parkman, The Jesuits in America LXXIX leitet die Idee vom großen Geist lediglich von europäischen Einflüssen ab.

Vorhanden war also die Idee von Anfang, aber allerdings war sie sehr vage und unbestimmt; und erst durch den Verkehr mit Europäern wurde sie schärfer und bestimmter ausgeprägt. Wenn Loskiel und die Missionare der Brüdergemeinde, welche sonst durchweg so getreu und zuverlässig in ihren Berichten sind, die Lehre vom großen Geist in solcher Schärfe und Ausprägung vortragen, so läßt sich das allerdings nur daraus erklären, daß jene Indianer lange Zeit mit den Quäkern in Pennsylvanien in Berührung gestanden hatten, wodurch ihre vagen Vorstellungen eine größere Bestimmtheit erlangt hatten. Jedenfalls ist der große Geist der Indianer nicht das, wofür man ihn oft hat ausgeben wollen, nicht ein unendlich erhabenes, allen Raum durchdringendes, immaterielles, unbedingt vollkommenes geistiges Wesen, wie Prescott ihn beschreiben wollte. Er darf nicht gefaßt werden als ein unendliches Wesen. Den Begriff des Unendlichen kann der alles in der Vereinzelung auffassende Indianer am allerwenigsten fassen. Er ist nicht ein allgegenwärtiger, alles wirkender Geist, der durch die ihm untergebenen Geister alles zumal ausrichtet, sondern er ist nur eine dunkle unbestimmte Idee von einem höchsten göttlichen Wesen, eine vage Vorstellung von einer göttlichen Ursache der Welt. Der große Geist wird als beschränkt und endlich gedacht, wie alle andern Geister; überhaupt ist er nicht von den andern Geistern wesentlich verschieden, sondern er ist nur der oberste unter ihnen, ihnen im Ganzen wesentlich gleich. Der Polytheismus wird durch die Lehre vom großen Geist nicht aufgehoben; sie ist selbst nur ein Stück ihres Polytheismus.

Man hat behauptet, die Indianer hätten keinerlei Gottesverehrung, weder Tempel, noch öffentlichen Cultus, noch gemeinsamen Gottesdienst, noch Gebete, noch überhaupt religiöse Ceremonien. Allein das ist doch nur in beschränkter Weise wahr. Ihre religiöse Gottesverehrung ist oft sehr unscheinbar, zieht sich aber doch durch ihr ganzes Leben hin.

Es ist richtig, Furcht ist die vornehmste Triebfeder ihrer Gottesverehrung. Zwar würde es unrichtig sein, wenn man, wie öfters geschehen ist, ihren ganzen Gottes- oder Götzendienst aus der Furcht ableiten wollte. Denn wenn die Ernte reichlich ausfiel, erkannte der Indianer darin eine Gabe seines Manitou und dankte ihm dafür. Wenn er auf die Jagd oder in den

Krieg zog, flehte er zu seinem Oki, und wenn er glücklich zurückkehrte, dankte er ihm. Die ganze Natur, die um ihn her war, glaubte er erfüllt mit göttlicher Kraft; er spürte überall einen göttlichen Hauch, fühlte die Nähe der Geister, und daher kam seine Verehrung. Aber richtig ist, daß doch die Furcht überall das Vorherrschende war. So tapfer der Indianer in gewisser Weise ist, so furchtsam ist er auch. Der Traum ängstet ihn, der Donner jagt ihm Schrecken ein, der Flug der Raubvögel, das Krächzen der Nachteule verkündet ihm Unheil. Gespensterhaft umgeben ihn auf allen Seiten die bösen Geister. Sein Geisterglaube erfüllt seine Seele mit Furcht und Bangen. Ueberall fürchtet er Zauberei. Seine religiösen Ceremonien sollen allermeist dazu dienen, die bösen Geister zu versöhnen und ihren Zorn abzuwenden. Alles was ihm schaden kann, verehrt er mit besonderm Fleiß. Der gute Geist, wurde oft gesagt, fügt von sich selbst kein Unglück zu, er kann gar nicht anders als Gutes thun; aber die bösen Geister muß man durch Opfer besänftigen. Wenn ein Sturm z. B. das Wasser peitscht, muß dem Geist des Wassers geopfert werden, um ihn zu begütigen. Als der Sohn des Canonicus, jenes Indianerhäuptlings in Neu-England starb, erkannte der niedergeschlagene Vater darin den Zorn eines mächtigen Manitou; er brannte deshalb seine Hütte nieder, um dadurch seinen Zorn zu stillen und ihn zu versöhnen. Die Religion des Indianers ist eine Religion der Furcht und des Schreckens.

Die Opfer, welche dargebracht werden, sind meist sehr unschuldiger Art. Früher zwar kamen hin und wieder Menschenopfer vor. Bei den Pawnees wurde das letzte Menschenopfer im Jahr 1817 dargebracht. Aber wenn wir von dem in früherer Zeit häufig vorkommenden Martertod der Kriegsgefangenen absehen, wobei man dem Kriegsgott zu Ehren dem Gefangenen unmenschliche Leiden zufügte und auch wohl von seinem Fleisch aß, so waren sonst die Opfer sehr friedlicher Art. Tabak, der liebste Gegenstand der Opferung, von dem sie glaubten, daß er ganz besonders dazu gegeben sei, um die Communication mit der Geisterwelt zu unterhalten, wurde in's Feuer geworfen, oder in das Wasser, auf dem man fuhr, geschleudert, oder auf den Felsen, die man als Wohnort der Geister dachte, niedergelegt, oder dem Wasserfall, den man anstaunte, dargebracht, oder auf dem Kriegspfad, den man wandelte, geopfert. Tabak oder etwa

auch Fleischstücke wurden auf der Reise dem unbekannten Geist der Wildniß, durch die man pilgerte, dargebracht. Fleisch, und zwar von den besten Stücken, wurde beim Mahl oder bei Festen in's Feuer geworfen; es gehörte der Gottheit, der man eine Huldigung zu Theil werden lassen wollte. Selbst von Libationen finden sich Spuren. Auch andere Gegenstände, die man schätzte, Wampum-Stränge, Kornähren, Häute dienten zur Opferung; besonders aber wählte man Hunde, am liebsten weiße, die man lebendig an den Füßen aufhing und in einem Zustand der Raserei verenden ließ, als den Geistern besonders liebe Opfer. An der Seite von gefährlichen Wegen konnte man viele Opfer liegen sehen, durch welche Indianer den Zorn der Geister und alle drohenden Gefahren von sich hatten abwenden wollen.

Auch durch selbstauferlegte Pein, durch Fasten und dergl., suchen sie sich die Gunst ihrer Geister zu erringen. Von der mühevollen Erwerbung eines Schutzgeistes für's ganze Leben war schon früher die Rede. Oft suchten sie, ehe sie auf die Jagd giengen, durch Fasten die Schutzgottheiten der Thiere zu besänftigen und sich von den Göttern Glück zuzuwenden. Ehe sie in den Krieg zogen, enthielten sie sich von den Weibern und fasteten. Daß es fast keine Beispiele gibt, daß die Indianer bei ihren Ueberfällen die Ehre der Frauen, die in ihre Gewalt fielen, verletzten, erklärt sich zum großen Theil aus dem angedeuteten Umstande. Auf ihren Kriegszügen sind sie besonders bedacht sich den Schutz ihrer Götter zu sichern. Bis zu welchen Selbstpeinigungen sie sich in ihrer Götterverehrung treiben ließen, kann man aus Catlin's Schilderungen sehen [19]).

Allerdings hatten die Indianer nie einen gemeinsamen Gottesdienst, nie besondere feierliche Ceremonien eines religiösen Cultus. Aber ganz unrichtig ist es doch, wenn man sagte, sie hätten überhaupt keine Gebete. Das Richtige ist nur, daß die Gebete privatim abgemacht werden und deshalb weniger in die Augen fallen. Als Champlain 1603 die Indianer in Canada fragte, welche Ceremonien sie beim Gebet brauchten, erhielt er die Antwort: Keine, sondern jeder bete in seinem Herzen, wie er wolle [20]). Die Gebete haben meist eine lakonische Kürze. Ein junger Medicinmann, so erzählt einer von den alten französischen Missionsberichten [21]), nimmt sein Kleid, wendet es gegen Osten und spricht: Unsre Sonne gibt uns zu essen, und dann geht er auf

die Jagd. Noch kürzer machen es freilich die Zunni Indianer, welche Zweige von bestimmten Bäumen in die Erde stecken, und das ist dann eine Anrufung um Regen [22]). Doch fehlt es auch nicht an Beispielen von längerm Gebetsdienst *). Jedenfalls sehen wir das Gebet bei allen möglichen Ereignissen des indianischen Lebens hervortreten.

So wenig die Indianer von einem gemeinsamen Gottesdienste etwas wissen, ebensowenig haben sie auch besondere heilige Tage, bestimmte regelmäßig wiederkehrende Festzeiten. Nur etwa beim Triumph oder bei Unglück, bei Begräbnissen oder bei Ernten versammelt man sich zu festlichen Ceremonien [23]).

Wie keine heil. Zeiten, so kannten die nördlichen Stämme auch keine heil. Orte. Denn allerdings etwas anders ist es bei einigen südlichen Stämmen. Mag man immerhin darüber lächeln, wenn jene rohe, ärmliche Hütte bei den Natchez, in welcher das ewige Feuer unterhalten wurde, mit dem Namen eines Tempels beehrt wurde, so war es eben doch das Heiligthum des Volkes, dasselbe, was anderwärts Tempel hieß. Auch andere südliche Stämme hatten „Tempel“ mit heiligem Feuer [24]).

Von einem Priesterorden wußten die Indianer nichts. Höchstens gab es bei den südlichen Stämmen, bei denen der Sonnendienst überwog, und welche „Tempel“ und ein ewiges Feuer

*) Allonnez, einer der alten französischen Missionare, redet selbst von einer längern, vorbereiteten, an die Sonne gerichteten Rede, die ein Greis bei einem Festmahl hielt, in welche Dank und Bitte eingeflochten waren.

Eastman Dahcota legends theilt S. 226 eine Art indianischen Tischgebets mit: Möge der große Geist mit uns Mitleid haben und mir Glück auf der Jagd verleihen. Eigen ist eine Mittheilung über die Osages in Osage Missions S. 133, wo es heißt, die Gebetszeit dieser Indianer sei vor Sonnenaufgang, wo man Hunderte auf der Ebene umher wandern sehe und zu gleicher Zeit laut beten höre. Doch sagt auch Tanner, dessen Buch Andreä die treueste, ungeschminkteste Beschreibung des täglichen Lebens der Indianer nennt, daß bei der Ueberfahrt über einen See alle Canoes anhielten, und daß der Häuptling mit lauter Stimme 5 bis 10 Minuten lang zu dem großen Geist um eine glückliche Ueberfahrt gebetet habe; und bei der Nacht sei er aufgeweckt worden durch das laute Beten und Singen der alten Frauen, welche ihre religiösen Uebungen durch einen großen Theil der Nacht fortsetzten. Tanner Narrative S. 46 u. ff. Vgl. de Smet sketches S. 69.

hatten, eine schwache Annäherung an ein solches Institut. Sonst aber findet man keine Spur davon. Der Familienvater oder Greise bringen das Opfer dar. Jeder ist sein eigener Priester. Dagegen gab es Zauberer oder Medicinmänner in Hülle und Fülle in jedem indianischen Dorf. Sie waren überall zu Haus von der äußersten Spitze Südamerikas bis hinauf zu den Eskimaux. Unter den Indianern war für die Zauberer ein besonders geeigneter und empfänglicher Boden. Alles, auch das Natürlichste führten sie auf geheimnißvolle, geisterhafte Ursachen zurück. Die ganze Creatur war den Indianern von Geisterschwärmen erfüllt. Ueberall fühlte er sich von geheimen Kräften, die er nicht überschauen konnte, umgeben. Er lebte in beständiger Furcht. In allem glaubte er den Einfluß der Geister erkennen zu müssen. Wie hätte es da ausbleiben können, daß sich Einzelne mit dieser Geisterwelt in Rapport zu setzen suchten? Die ganze indianische Denkweise mußte das Institut der Medicinmänner, Powpows, Zauberer, oder wie sie sonst genannt werden mögen, in's Dasein rufen.

Was die mittelalterlichen Heren und Zauberer konnten, das konnten auch die indianischen. Sie stunden in einem geheimen Bund; sie kamen zu bestimmten Zeiten in der Nacht zusammen. Sie konnten sich, wenn es nöthig wurde, in Füchse, Wölfe, Truthühner und Eulen, oder wenn sie recht hart verfolgt wurden, gelegentlich auch in Steine und Baumstämme verwandeln. Sie konnten andern Menschen Haare oder Würmer einblasen oder ihnen sonst eine Krankheit anhängen. Herenverbrennungen kamen in Masse vor. Hunderte sind allein bei den Irokesen, und zwar bis in verhältnißmäßig neuere Zeit verbrannt worden. Die Herenverbrennungen der Puritaner bei Salem können sich nicht rühmen, die ersten auf diesem Continent gewesen zu sein.

Das Gebiet des indianischen Zauberers war ein weites. Durch Zaubermittel und magische Gesänge besaß er Gewalt über die Geister. Er befragte sie, zwang sie vor ihm zu erscheinen und seinem Willen dienstbar zu sein. So rühmte er sich der Gewalt über die Elemente. Er machte Regen, oder wenn es nöthig war, schönes Wetter; er lenkte den Lauf der Blitze; er lockte das [illegible] herbei für den Jäger, oder jagte die Fische in's Netz. Auch [illegible] irgend welchen Weibes konnte er für seinen Clienten erzwingen. Die Seelen seiner Feinde konnte er vor

sich citiren, daß sie in Form von Steinen erscheinen mußten; er schlug sie mit seiner Waffe, und wie weit dieselben auch räumlich entfernt sein mochten, — von dem Augenblick an, fiengen sie an hinzusiechen, bis sie starben. So gieng es auch denen, von welchen er Bilder machte, die er unter Zauberformeln durchbohrte. Seine Medicin wirkte; das Opfer starb dahin.

Der Medicinmann war auch der Doctor. Für die Krankheiten suchte der Indianer keine natürlichen Ursachen; er leitete sie sämmtlich von Einflüssen der Geister oder von Zauberei her. Nach seiner Meinung starb eigentlich keiner eines natürlichen Todes. Da war die Aufgabe des indianischen Doctors oder Medicinmannes, daß er der Bosheit der Menschen oder der Geister mit kräftiger Magie entgegenwirke. Arzneien erwartete man von ihm nicht, sondern wirksamen Zauber. Er jagte den Dämon fort, der die Krankheit verursacht hatte; er entdeckte das heimliche, dem Kranken selbst unbewußte Verlangen seiner Seele nach einem Gegenstand, den er haben mußte, wenn er gesunden sollte; er zog aus dem Körper allerlei Gegenstände heraus, welche durch Zauber in denselben gebracht worden waren [25]). Und auch Prophet war der indianische Medicinmann. Er entdeckte Verborgenes und schaute in die Zukunft. Oft versetzte er sich dabei in den Zustand der Ekstase; und viele Schriftsteller und Reisende behaupten, daß sie Handlungen verrichteten, welche über die natürlichen Kräfte weit hinauszugehen schienen; weshalb z. B. die französischen Missionare und auch solche Medicinmänner, die hernach zum Christenthum übertraten, ihre Thätigkeit keineswegs blos aus Betrug und Einbildung erklären zu können meinten, sondern einen wirklichen Einfluß finsterer Mächte annahmen [26]).

Die Medicinmänner und die Propheten, welche unter den Indianern auftraten, übten auf die Masse des Volkes einen ganz ungeheuren Einfluß aus. Nicht blos waren sie das größte Hinderniß aller Missionsversuche, sondern sie waren oft auch die furchtbarste Macht in dem Kampf der Indianer gegen die Weißen, wie z. B. die Geschichte Pontiacs und Tecumsehs zeigt.

Waren die Medicinmänner die bevorzugten Medien, welche die Verbindung mit der Geisterwelt unterhielten, so stand hinwieder auch jeder einzelne Indianer selbst im Zusammenhang mit derselben. Unbeschränkt war der Glaube, den der Indianer den

Träumen schenkte. Sie waren sein unfehlbares Orakel. Was im Traum ihm durch die Gottheit angezeigt war, das mußte er um jeden Preis thun. Er bebte nicht vor dem Mord eines Freundes zurück, wenn derselbe ihm im Traum als der Wille seines Schutzgeistes angezeigt war. Er schonte selbst seines Lebens nicht. Kein Opfer war ihm zu groß, um das auszuführen, was der Traum gebot. Es wird erzählt, daß als der Neffe einer Chippeway=Squaw von einem französischen Hund träumte, des Weib mitten im Winter 400 Meilen weit über Eis und Schnee reiste, um einen solchen zu bekommen [27]). Sein Weib gibt der Indianer ohne weiteres der Prostitution preis, wenn der Traum es befiehlt [28]). Nichts ist zu groß, das nicht einem Traum zu lieb geopfert wurde. Der Traum ist das allgemeine Orakel, dem man sich unbedingt beugt. Die französischen Missionare sagten: Der Traum scheint in der That die einzige Gottheit dieses Landes zu sein [29]).

So sehr weiß sich der Indianer mit der Geisterwelt im Zusammenhang und von ihr abhängig!

Ganz allgemein ist der Glaube der Indianer an die Unsterblichkeit der Seele. Gehen hinsichtlich des großen Geistes der Indianer die Meinungen weit auseinander, — was der Glaube der Indianer vom Jenseits ist, darin stimmen alle überein. Zwar die Lehre von einer zukünftigen Belohnung und Bestrafung findet sich bei vielen Stämmen nicht; ja in gewissem Sinn ist sie gar nicht vorhanden; aber gewiß ist, daß der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an ihr Leben in einer andern Welt je und je bei allen Stämmen heimisch gewesen ist. Es dürfte sich kaum ein sicherer Fall auffinden lassen, da diese Lehre angezweifelt worden wäre [30]). „Die Indianer würden den für der Vernunft beraubt halten, der hier einen Zweifel hegen würde“ [31]).

Jene andere Welt dachte man sich aber ganz wie die diesseitige. Ja auch jeder Creatur, die in dieser Welt ist, wird ein Geist zugeschrieben, oder eine Seele, vermöge welcher sie im Jenseits forteristirt, was zum Verständniß des Nachfolgenden zu wissen nöthig ist. Die Seele, wenn sie von der Erde scheidet, hat noch dieselben Neigungen, dieselben Bedürfnisse, dieselben Gewohnheiten wie der Mensch auf Erden.

Darum werden dem gestorbenen Indianer seine liebsten

Sachen mit in das Grab gelegt, damit dieselben oder ihr Geist oder Schatten ihm in der andern Welt dienen. Geräthschaften, Waffen, Pfeile, Bogen und Tomahak werden ihm mitgegeben. Er braucht sie im Jenseits ebenso nöthig wie hier. Farben werden ihm gegeben, damit er doch im Paradies des Schmucks des Tättowirens nicht entbehren müsse. Pfeife und Tabak darf am allerwenigsten fehlen. Feuer wird auf seinem Grab angezündet, damit es ihm auf seinem Weg in's Land der Schatten leuchte, oder — das ist die andere Auslegung — damit er sich auf der langen, mühevollen Reise in den Himmel seine Speisen daran kochen könne. Fleisch und Mais wird im Feuer verbrannt, damit es durch solch Verbrennen in die Welt der Geister versetzt werde und dem Abgeschiedenen auf seiner Reise als Nahrung dienen könne. Am Grabe des Kindes fehlt das Spielzeug, die Klapper nicht, und die Liebe der Mutter füllt eine Schale mit Milch aus ihrer Brust, damit das Kind die passende Nahrung nicht vermisse. Für den Krieger und Jäger wird bei den Dahcotas ebenso wie bei den Camanchen ein Pferd getödtet, damit er es bei den jenseitigen Jagden gebrauchen könne. Die Phantasie der Indianer schaute die Geister der todten Helden, wie sie durch die Luft hinritten. Wurden doch auch selbst Menschen am Grabe von Häuptlingen getödtet, damit es diesen in jener Welt nicht an Bedienung fehle. Denn nicht blos in Mexico war diese Sitte; sie fand sich auch in einzelnen Fällen unter den Indianern im Gebiet der Vereinigten Staaten. Bei den Natchez am untern Mississippi, die freilich manche Berührungspunkte mit den Mexicanern hatten, wurden Sclaven getödtet, wenn eine „Sonne" starb. Als der spanische Eroberer de Soto starb, ließ der in der Nähe herrschende Häuptling zwei junge rüstige Männer tödten; denn so erfordere es die Sitte des Landes. Die Camanchen tödteten früher die Lieblingsfrau des Verstorbenen, damit er sich ihres Umgangs erfreue. Die Reise in's Paradies war weit und beschwerlich. Die Irokesen nahmen früher an, daß sie ein Jahr daure; weshalb man so lange trauerte und am Ende dieser Zeit ein Fest veranstaltete, weil nun der Verstorbene im Paradiese angekommen sei. Später wurde die Reise kürzer; 3 Tage reichten hin. Die Reise mußte zu Fuß zurückgelegt werden; weshalb Altersschwache und Kinder oft nicht fortkommen konnten, sondern in der Nähe ihres früheren

Aufenthaltsortes blieben, wo man an allerlei Stimmen und Geräusch ihre Nähe erkannte. Kinder zogen es oft auch vor, in andere Menschen zu fahren und durch die Seelenwanderung ein neues Leben auf Erden zu beginnen, und wurden, um ihnen das zu erleichtern, häufig dicht an einem Wege, wo viele Leute vorübergiengen, begraben.

In der Nähe des Paradieses angekommen, hatte der Verstorbene noch schwere Hindernisse zu überwinden; denn der Eingang war nicht leicht. Die Sagen sind verschieden, alle aber reden von den Gefahren. Die Verstorbenen mußten über einen großen Fluß setzen, in dem viele ertranken oder nach einer andern Tradition in Fische und Schildkröten verwandelt wurden. Ein schlüpfriger, schwankender Baumstamm führte hinüber; wer ausglitt, war verloren; und um die Noth noch größer zu machen, stund ein Hund am andern Ufer, der viele in den Abgrund jagte. Nach einer andern Relation vertrat eine große Schlange die Stelle der Brücke und hinderte viele hinüberzukommen. Wieder nach einer andern Erzählung mußte man in einem steinernen Nachen über einen reißenden Strom setzen; und wer des Paradieses nicht würdig war, versank auf dem Wege. Und war man glücklich am andern Ufer angelangt, so waren oft die Gefahren noch nicht zu Ende. Man mußte einen furchtbar steilen Berg erklimmen oder gar zwischen zwei beweglichen Felsen hindurcheilen, welche auseinander wichen und wieder zusammenstießen und die, welche nicht flink genug waren, zermalmten. Bei einer Art Wächter- oder Zollhütte mußte man vorüber, wo ein mit diesem Geschäft Betrauter den Gestorbenen das Gehirn aus dem Kopf zog. Das war eine nothwendige Vorbereitung für das jenseitige Leben; und wenn, was hin und wieder einmal vorkam, eine Seele in's Erdenleben zurückgeholt wurde, so mußte erst bei jener Grenzhütte das wohl aufgehobene Gehirn wieder dem Verstorbenen zugeeignet werden. Hatte endlich nach Ueberstehung aller Gefahren der Indianer die weiten Ebenen des Aufenthalts der Seligen erreicht, so hörte er schon von weitem die Rasseln und andern musikalischen Instrumente, welche sie bei ihrem fröhlichen Tanz gebrauchten. Er war nun im Paradies.

Oft wird in den Sagen der Indianer ein doppelter Ort erwähnt, und sie scheinen demnach eine Art Himmel und Hölle zu haben. Die Idee der zukünftigen Vergeltung guter und böser

Thaten ist ja dem Menschengeist so tief eingeprägt. Und doch kann dies nicht ohne weiteres von den Indianern gesagt werden; denn sie haben diese Vorstellung meist nicht.

Jener Indianer auf Cuba soll zu Columbus gesprochen haben: „Wenn ihr Menschen seid, sterblich wie wir, so kann euch nicht verborgen sein, daß nach diesem Leben ein andres ist, wo verschiedenes Loos dem Guten und Bösen zu Theil wird. Wenn ihr deshalb erwartet zu sterben und mit uns glaubt, daß im zukünftigen Zustand jeder belohnt werden wird nach seinem Verhalten hier, so werdet ihr denen keinen Schaden zufügen, welche euch keinen zufügten." Wir lassen die Glaubwürdigkeit dieser Rede hier dahingestellt, knüpfen aber daran die Bemerkung, daß wenigstens in der Regel diese Vorstellung bei den nördlichen Indianern sich nicht findet. Zwar wird hin und wieder von einer jenseitigen Bestrafung der Uebertreter des Gesetzes geredet [32]. Aber meist ist doch die Meinung der Indianer von den zwei jenseitigen Orten eine andere. Die Scheidung jenseits vollzieht sich nemlich nach seiner Meinung nicht nach bösen oder guten Handlungen auf Erden. Er weiß nichts von einem Gericht nach der Norm eines ethischen Gesetzes. Die Frage von Gut und Bös bleibt ihm eigentlich ganz außer Betracht. Sondern wer hier ein guter Jäger, ein tapferer Krieger, ein Medicinmann gewesen ist, wer siegreich über seine Feinde und glücklich in jeder Beziehung war, der ist des Paradieses werth, der kommt glücklich über jenen schlüpfrigen Balken, während die Andern, wie z. B. vor allem die Feigen, rettungslos hinabstürzen. Vom Muth und Glück hängt der Eingang in's indianische Paradies ab. Der Gedanke an eine jenseitige Bestrafung der Uebelthaten wird häufig geradezu desavouirt [33]. Wie der Unsterblichkeitsglaube der Indianer aller ethischen Grundanschauungen völlig entbehrt, ist vor allem daraus zu ersehen, daß das Unglück, das einen hier traf, den Eintritt in sein Paradies verschließt. Wer hier gequält und gefoltert wurde, fand dort die Fortsetzung seiner Folterqualen; weshalb solche Unglückliche sich zu der Reise in's Land der Schatten möglichst lange Zeit nahmen, und in der Nähe der Folterstätte die Erde mit Stäben geschlagen wurde, damit der Gequälte nicht da bliebe [34]. Als Gefangener getödtet zu werden, schloß vom Paradies aus. Ueberhaupt die, welche eines gewaltsamen Todes starben, hatten keinen Umgang

mit den Andern. Nach einer andern Relation mußten sie im Jenseits auf dem Kopf tanzen. So wirkte das Unglück bis in die andere Welt nach.

Der Ort, wo diejenigen sich befanden, die des Paradieses nicht theilhaftig wurden, wurde gedacht als ein unfruchtbares, marschiges Land, in dem die Unglücklichen allein umherwandern mußten, wie der Glaube der Natchez wollte [35]), nackt und den Muskiten preisgegeben, ohne ein anderes Fleisch zu essen, als das der Aligatoren. Auch davon ist wohl gelegentlich, wenn auch nur sehr vereinzelt die Rede, daß solche, die vom Paradies ausgeschlossen waren, in Tantalusweise das Glück der Andern von ferne mit ansehen mußten, ohne es selbst genießen zu können [36]). Wenn der Aufenthaltsort der vom Paradies Ausgeschlossenen manchmal der Ort der Bösen und Verruchten genannt wird, so mag in dieser Benennung wohl europäischer Einfluß zu erkennen sein, wie es denn überhaupt nahe lag, daß Europäer die von den Indianern gemachte Scheidung in einem ihrer eigenen Denkweise näherliegenden Sinn auffaßten *).

Das Land der Seelen stellen sich übrigens die Indianer ganz nach der Analogie des diesseitigen Lebens vor. Alles wird materiell gedacht. Die Seligen haben Leiber, Sinne, Neigungen, Affecte wie hier. Sie leben in Familien zusammen, wenn auch keine Fortpflanzung stattfindet. Sie erfreuen sich an Jagd und Fischfang. Ihr Paradies besteht aus großen Jagdgefilden, auf denen es an Büffelheerden keinen Mangel gibt, weshalb sie auch ihre Pferde und Waffen haben müssen. Doch treibt sie nicht Hunger und Mangel zur Jagd, sondern blos das Vergnügen. Dort herrscht ein ewiger Frühling; alles, was sie bedürfen, erlangen sie ohne Arbeit und Mühe; die Bäume und

*) Nach **Purchas Pilgrims** S. 762 hätten die Indianer in Virginien an die Existenz eines Loches geglaubt, in welchem die Verdammten ewig brennen mußten, welcher Ort von ihnen Popogusso genannt werde. Unzweifelhaft nicht rein indianische Vorstellung ist es, wenn **Smet sketches** von Qualen redet, welche der böse Geist über die Gottlosen verhängt. Ganz vereinzelt ist auch die bei **Harmon Travels** S. 365 sich findende Angabe, daß die vom Ort der Seligen Ausgeschlossenen, welche an öden Plätzen umherirren, um ihre Freunde zu suchen, schließlich doch noch bei diesen anlangen, was eine Art indianischer Apokatastasis wäre.

Sträucher bieten von selbst immer reife Früchte dar. Alles, was in dieser Welt die Sinne ergötzen mag, findet sich auch dort. Doch wird die Beschreibung des Jenseits natürlich verschieden nach der geographischen Lage der Stämme. Die im kalten, unfruchtbaren Norden wohnen, malen es sich mit andern Farben aus, als die im heißen Süden.

Das ist also der indianische Himmel, von welchem sie Kunde bekommen haben wollen durch diejenigen, welche aus der jenseitigen Welt zurückkamen; denn es fehlt ihnen nicht an poetisch ausgeschmückten Erzählungen, wie Indianer, von der Liebe zu ihren abgeschiedenen Verwandten getrieben, alle Hindernisse überwindend auf abenteuerreichen Irrfahrten bis in's Land der Seelen vordrangen und den Gegenstand ihrer Liebe zurückholten [37]. Die betreffenden griechischen Mythen haben an den indianischen ein entsprechendes Seitenstück.

Dieser Himmel gehörte aber nach der Meinung der Indianer nur für sie. Alle Nichtindianer waren streng davon ausgeschlossen. Das immer wiederkehrende Argument der Indianer war: Seht ihr denn nicht, daß wir ein ganz anderes Volk sind, und daß wir deshalb auch eine andere Religion und einen andern Gott haben müssen? So wollten sie denn auch ihren Himmel ganz allein für sich selber haben; und es war etwas ganz Beispielloses und eine Vergunst ohne Gleichen, wenn die Irokesen ihrem großen und geliebten Washington eine Stelle in ihrem Himmel einräumten, der freilich dort nach ihrer Beschreibung eine sehr vereinsamte Stellung einnimmt [38].

Zweites Kapitel.

Das Missionswerk Eliots.

wohn
Engl
Die
Gesch
wenn
folgen
zunäch
Theil
Flusse
bis zu
Die P
ostecke
stoßen
an der
aber h
von de
war, l
zwische
führend
und de
im mit
und de
nischen

J

lands z
nahe v
alle spr
William
Dialecte
verstehe
kehren
Sitten

Zu der Zeit, als die Puritaner bei Cap Cod landeten (1620), wohnten in dem Gebiete, welches hernach die Colonien Neu-Englands einschloß, ungefähr 20 verschiedene Indianer-Stämme. Die angesehensten und bedeutendsten dieser Stämme, die in der Geschichte der Indianer mehr oder weniger hervortraten, sind, wenn wir in ihrer Aufzählung von Norden nach Süden gehen, folgende: Auf der östlichen Grenze wohnen die Etchimins. Ihnen zunächst wohnten die Abenakis, von denen die Tarratines einen Theil ausmachten, und welche auf beiden Seiten des Penobscot-Flusses ihre Jagdgründe hatten und sich westlich von diesem Fluß bis zum Saco, wenn nicht gar bis zum Pascataqua ausdehnten. Die Pennacook- oder Pawtucket-Indianer wohnten in der Südostecke des jetzigen Gebietes von N. Hampshire und in dem anstoßenden Theil von Massachusetts. Die Massachusetts wohnten an der Bai dieses Namens. Die Pokanokets oder Wampanoags aber hatten ihre Sitze um Mount Hope her. Die Narragansetts, von denen ein geringer Stamm, der der Nyanticks, abhängig war, lebten in dem heutigen Rhode Island. Die Pequots saßen zwischen den Narragansetts und dem jetzt den Namen Thames führenden Pequot-Fluß. Die Mohekans grenzten an die Pequots und dehnten sich bis Connecticut aus. Die Nipmucks wohnten im mittlern Massachusetts. In Vermont, West Massachusetts und dem nördlichen N. Hampshire waren fast gar keine indianischen Niederlassungen.

In so viele Stämme aber auch die Ureinwohner Neu-Englands zerfielen, so waren dieselben doch sämmtlich unter einander nahe verwandt. Alle gehörten zu der großen Algonkinfamilie; alle sprachen Dialecte einer und derselben Sprache, so daß R. Williams sagen konnte, man könne trotz der Verschiedenheit der Dialecte, auch wenn man nur die Sprache eines Stammes verstehe, mit Tausenden von Indianern in Neu-England verkehren [39]). Alle Stämme hatten dieselbe Religion, dieselben Sitten und Gebräuche; sie machten in diesem Betracht nur Eine

Familie aus. Aber seit undenklichen Zeiten lagen die einzelnen Stämme mit einander in heftigem Kampf.

Die Zahl der Ureinwohner Neu-Englands, welche zur Zeit der Ansiedlung durch die Puritaner dort wohnten, wird von den besonnensten Forschern auf 40 bis 50,000 Seelen angegeben, eine Bevölkerung, die, so klein sie erscheinen mag, wenn man sie mit der jetzigen Einwohnerzahl von Neu-England vergleicht, doch die Bevölkerung in andern gleich großen indianischen Gebieten übertraf, so daß vielleicht nur die Huronen verhältnißmäßig dichter wohnten. Und doch war nur wenige Jahre vor der Ankunft der Engländer durch eine schreckliche, vorheerende Seuche ein großer Theil der Ureinwohner weggerafft worden [40]). Von der angegebenen Bevölkerung kamen auf Connecticut und Rhode Island die Hälfte, und auf Maine weniger als $^2/_3$ der andern Hälfte.

Als am 11. Dezember 1620 die Pilgrimväter, ein Asyl der Glaubensfreiheit suchend, den Boden Amerikas betraten und sich hier in der Nähe der Wilden eine neue Heimath schufen, standen sie zuerst eine Reihe von Jahren mit den Indianern in einem sehr friedlichen, freundschaftlichen Verhältniß. Als sie am 16. März 1621 zum ersten mal eines Indianers ansichtig wurden, war das erste Wort, das ihnen aus indianischem Munde entgegentönte, ein Welcome Englishmen. Samoset, so hieß der Indianer, kam den Engländern freundlich entgegen und wurde freundlich behandelt. Durch seine Vermittlung kam eine Zusammenkunft mit dem Häuptling des zunächst wohnenden Stammes, Massasoit, zu Stande, bei welcher ein Vertrag der Freundschaft und der gegenseitigen Hülfleistung geschlossen wurde. Der Vertrag blieb 54 Jahre in Kraft, bis jener blutige Krieg ausbrach, der den Namen „der Krieg König Philipps“ führt. Massasoit blieb bis zu seinem Ende den Engländern treu ergeben und leistete ihnen wichtige Dienste. Noch vor seinem Tode ließ er seine Söhne Treue gegen die Engländer in seine Hand schwören. Die Engländer selbst rühmen die Freundlichkeit, mit der die Indianer ihnen, da sie von Nöthen aller Art umringt waren, hülfreich entgegen kamen. Winslow sagte: Wir haben die Indianer sehr treu gefunden in ihren Friedensbündniß mit uns, sehr liebevoll, immer bereit uns Dienste zu erweisen. Wir gehen oft zu ihnen, und sie kommen zu uns. Etliche von uns sind mit ihnen

50 Meilen zu Land in ihrem Gebiet gereist. Wir unsern Theils *wandeln in ihren Wäldern so friedlich und sicher*, wie auf *einer Landstraße in England*. Und ein andrer Engländer gab ihnen das Zeugniß: Sie waren wohl in der Regel höchst grausam und verrätherisch, wie wilde Thiere; aber gegen uns sind sie wie Lämmer gewesen, so sanft, so unterwürfig, so treu und zuverlässig, daß man wohl sagen kann, viele Christen sind nicht so gütig und lauter [41]). Und in der That, wie viele Freundlichkeit erwiesen nicht die Indianer den Engländern, als diese, eben erst im wildfremden Lande angekommen, am Nothwendigsten Mangel litten! Sie erretteten sie vom Hungertod; sie brachten ihnen Korn und zeigten ihnen, wie sie Korn pflanzen und bearbeiten sollten; sie lehrten sie, zu welchen Zeiten und auf welche Weise sie am besten die Fische fangen könnten. Mit eindringenden, eine scharfe Wahrheit enthaltenden Reden konnten später die vielfach mishandelten Indianer den Engländern vorhalten, wie sie in jener Zeit, da sie schwach, arm und gering waren, ihrer geschont, wie sie damals ihnen geholfen hätten.

Es muß den Puritanern nachgesagt werden, daß auch sie ihrerseits in der frühern Zeit, so lang es noch nicht zu feindseligen Verwicklungen gekommen war, den Indianern, deren guten Willen sich zu erhalten ihnen freilich sehr angelegen sein mußte, mit Güte und Freundlichkeit begegneten. Wenn auch einzelne gewissenlose Engländer schon in sehr früher Zeit die Indianer schmählich mishandelten und betrogen, so benahmen sich doch die Puritaner ehrenhaft gegen die Ureinwohner, mit denen sie zu thun hatten. In streitigen Fällen kauften sie einen Strich Landes lieber zweimal, um ja sicher den Weg des Friedens und der Ehrlichkeit zu gehen. Aber allerdings, sie betrachteten es als eine stelbstverständliche Sache, daß sich die Indianer im ganzen Gebiet von Neu-England der Krone von England unterwerfen und als Unterthanen ihres Königs betrachten sollten; und wo es irgend vorkam, daß ein Stamm oder ein Häuptling gegen die Engländer eine feindselige Stellung einnahm, so wurde dies gerade so wie ein Verbrechen der Rebellion behandelt, wie wenn eine Stadt mitten in England sich gegen den König empört hätte, während die Indianer natürlich gegen jede Beschränkung ihrer Freiheit sich auflehnten und das Unterthanenverhältniß, das man ihnen aufnöthigte, gar nicht begreifen konnten. Vielleicht

hat nichts mehr als eben dies zur Störung des guten Einvernehmens zwischen Engländern und Indianern beigetragen.

Von Anfang an suchten die Engländer auch den Indianern durch ein entschlossenes und energisches Verfahren zu imponiren und sie durch eine starke Hand im Zaume zu halten. Wo sich ihnen irgend eine verdächtige Bewegung unter den Indianern kund gab, zeigten sie sich sofort zum Kampf gerüstet und waren bereit, die Auflehnung schon im Keim mit Gewalt zu unterdrücken.

Die Weißen konnten nicht auf die Länge im Land der Indianer wohnen, ohne daß es zu blutigem Conflict gekommen wäre. Schon allein der Umstand, daß die Indianer den Weißen und der vorwärts dringenden Cultur hindernd im Weg stunden, mußte zum Kampf der beiden verschiedenen Racen mit einander führen. An Gelegenheit zu Reibungen fehlte es, sowie sich die Engländer ein wenig ausbreiteten, nicht. Zuerst entspann sich ein Krieg mit den Pequods, welcher damit endete, daß die vereinigte Macht der Colonien gegen den Stamm, dessen Vernichtung ihnen für die Wohlfahrt der ganzen englischen Ansiedlung nöthig schien, aufgeboten wurde, ihn in seinem befestigten Fort überfiel, dasselbe in Brand steckte, und Alle, welche darin waren, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, mit demselben verbrannten. Die noch übrig gebliebenen Pequods wurden auf die grausamste Weise verfolgt. Für jeden Pequod-Kopf versprachen die Engländer eine gewisse Summe Geldes. Es ist eine schmerzliche Wahrnehmung, die man machen muß, daß das erste Beispiel der grausamen Sitte, Prämien für Indianerscalpe zu zahlen und dadurch den Mordgeist zu entflammen, von den Puritanern gegeben wurde. Alle Indianer ringsum stunden gegen die Pequods auf. Fast täglich, so wird uns aus jener Zeit berichtet, brachten sie Köpfe nach Windsor und Hartfort und wurden prompt bezahlt.

Kaum 16 Jahre waren vergangen, seit die Engländer ihren Fuß auf's Land gesetzt hatten, und schon war ein Stamm ganz ausgerottet. Es stund der Untergang der Pequod wie eine verhängnißvolle Weissagung da, welches Schicksal die Indianer erwartete, wenn die Weißen eindrangen.

Noch vielmehr aber als die Grausamkeit, mit welcher der ja allerdings unvermeidliche Krieg gegen die Pequods geführt wurde, muß es das christliche Gemüth verletzen, wenn man sieht,

wie die puritanischen Soldaten ihre unmenschliche Grausamkeit, da sie nicht einmal Weiber und Kinder schonten, sogar durch die heilige Schrift zu rechtfertigen suchten. Die Puritaner nahmen nemlich nicht blos das Recht der Eroberung der von ihnen entdeckten Länder für sich in Anspruch und ließen die Indianer den Vasalleneid leisten, sondern sie waren auch ganz und gar von dem Gedanken durchdrungen, daß Gott ihnen dies Land als Eigenthum angewiesen habe, daß sie, die Puritaner, Gottes auserwähltes Volk, die Indianer dagegen die Kanaaniter seien, welche ausgerottet werden mußten, um dem Volke Gottes Platz zu machen. Ihr Neu-England nannten sie deshalb wohl auch gern Kanaan [42]), und der Krieg gegen die Indianer war in ihren Augen ein Kreuzzug, ein heiliger Krieg, ein Krieg zu Gottes Ehren, bei dessen Führung sie auch der ganz besondern Leitung Gottes gewiß waren. Die Officiere, welche die Berichte über den Feldzug schreiben, flechten allerlei erbauliche Betrachtungen ein; sie reden darin vom Kreuz der Christen, und wie Gott immer durch kleine unscheinbare Mittel Großes ausrichte. Einer der Officiere schreibt seinen Bericht „zu dem Ende, daß Gottes Name Ehre haben, sein Volk seine Macht sehen und seine Herrlichkeit um seiner großen Güte willen preisen möge.“ Die ihm untergebenen Soldaten redet er an: „Meine theuern und verehrten Freunde und Mitkämpfer in dem Herrn.“ Als der Kriegsrath sich über den Angriffsplan nicht einigen konnte, mußte der die Armee begleitende Kaplan die göttliche Weisung im Gebete suchen, und seiner Entscheidung beugten sich alle als einer göttlichen Offenbarung. Unmittelbar ehe sie bei dem Ueberfall jenes Forts an ihr blutiges Handwerk giengen, warfen sie sich allesammt auf die Kniee nieder, um für das Gelingen ihres Vorhabens, das zu Gottes Ehre gereichen sollte, zu beten. Und als sie den Sieg errungen hatten, sprachen sie ihren Jubel in den Worten aus, in denen die alttestamentlichen Psalmendichter den Sieg über die Feinde Gottes verherrlichten; denn als die Feinde Gottes betrachteten sie alle Heiden rings um sie her. In ihrer alttestamentlichen Betrachtungsweise übertrugen sie alles, was von Israel galt, ohne weitere Vermittlung auf sich. Wohl wirft Underhill, einer der Officiere, einmal die Frage auf, ob es Christen nicht geziemt hätte, mehr Barmherzigkeit zu erweisen; aber er wirft sie nur auf, um das Verfahren der Engländer zu ver-

theidigen. Ich will euch, sagt er, auf Davids Kriege hinweisen. Wenn ein Volk zu solcher Höhe der Blutschuld und der Sünde gegen Gott und Menschen kommt, und alle in der Sünde zusammenhelfen, da hat Gott kein Ansehen der Person, sondern er zermalmt, er zersägt sie und gibt sie dem Schwerte preis und den schrecklichsten Todesarten, welche erdacht werden können. Manchmal erklärt die Schrift, daß Frauen und Kinder zusammt mit den Vätern umkommen müssen. Manchmal ist ein anderes der Fall; aber darüber wollen wir jetzt nicht streiten. Wir hatten für unser Thun hinlängliche Erleuchtung aus dem Wort Gottes. In ähnlicher Weise wird in einem andern Bericht gesagt: Erbarmen verdirbt manchmal alles mit einander, Gerechtigkeit muß hin und wieder Platz greifen. Die lange Nachsicht und zu große Milde der Engländer gegen die Wilden hätte fast die ganze Ansiedlung vernichtet.

Und als der ganze Stamm der Pequods vernichtet war, war ungeheurer Jubel in ganz Neu-England. Ein allgemeiner Danktag wurde gefeiert. Allenthalben jubelten sie: So zerstreute der Herr seine Feinde durch seinen starken Arm. Die militärischen Berichte der Officiere schließen mit den Worten: Als der Herr die Gefangenschaft seines Volkes wendete, da war unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens. Und im Anschluß an die Geschichte der Richter Israels, welche den Puritanern viele beliebte Analogien lieferte, sagen die puritanischen Geschichtschreiber: Das Land hatte nun Ruhe vor den Indianern 40 Jahre [43]).

So, wie wir es hier geschildert haben, zeigen sich uns die Puritaner, wenn sie mit den indianischen Ureinwohnern in einen Kampf verwickelt waren; und wir dürfen diese Seite nicht verbergen noch beschönigen. Die Mission Eliots wird uns ja freilich ein anderes Bild aufrollen. Aber es waren an den Indianern von den Engländern schon viele grausame und ungerechte Handlungen begangen worden. Schon 1614 hatte Hunt, einer der ersten Engländer, die in diese Gegend kamen, eine Anzahl Indianer geraubt und als Sclaven fortgeschleppt. Andere Mißhandlungen waren gefolgt. Auch von den Puritanern wurden die Indianer oft rauh und hart behandelt. In ihren Freiheiten wurden sie beeinträchtigt. Die englische Unterthanenschaft wurde ihnen aufgezwungen. Ihr Land sahen sie allmälig dahinschwinden.

Es geschah wohl auch, daß Indianer blos um des willen in's Gefängniß geworfen wurden, weil man vermuthete, sie möchten diesen oder jenen Schaden anrichten. Und, um gleich noch ein Beispiel aus etwas späterer Zeit hier anzufügen, im Jahre 1683 mußte Eliot in einem Brief nach England klagen, daß ein englisches Schiff eine große Anzahl Indianer geraubt hatte, um sie als Sclaven zu verkaufen; die Völker aber, zu denen man sie gebracht hatte, wollten sie nicht kaufen; und so hatte man sie in der kümmerlichsten und elendesten Lage in Tangier gelassen. Eliot bat seinen Freund Boyle um Christi willen, Mittel aufzutreiben, diese armen Indianer wieder in ihre Heimath zu befördern.

Es thut dem Herzen wohl, von einem so traurigen Bilde, von der Aufzählung der Mißhandlungen der Ureinwohner Neu-Englands sich zu einer andern, angenehmeren und mehr erquickenden Partie in der Geschichte der Indianer Neu-Englands wenden zu dürfen.

Die Geschichte der Missionsthätigkeit Eliots und seiner Freunde gehört zu den schönsten und anziehendsten Lichtpunkten in der Geschichte der Indianer überhaupt.

Die Puritaner waren schon 25 Jahre im Land gewesen, ehe ein nennenswerther Versuch gemacht wurde, die Indianer, mit denen man in beständigem Verkehr stund, zur christlichen Religion zu bekehren. Allerdings wurde von Anfang an die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden als eine der vornehmsten Rücksichten bezeichnet, welche die Puritaner bei ihrer Niederlassung in Amerika leiteten. In dem Charter der Colonie, welchen Carl I. ausstellte, wird dies als der Hauptzweck bezeichnet [44]). Die Devise auf dem Siegel der Colonie Massachusetts war ein Indianer mit den Worten in seinem Mund: Komm herüber und hilf uns. Einzelne Indianer wurden dann und wann durch besondere Ereignisse, wie z. B. als 1622 ein Gebet der Engländer um Regen bei großer Dürre von Gott erhört wurde, bewogen, den Gott der Engländer zu suchen [45]). Indianer, welche zum Besuch kamen, wurden gelegentlich im Christenthum unterwiesen. Manche indianische Kinder, Knaben und Mädchen, wurden als Dienstboten in englische Familien aufgenommen und unter christlichen Einfluß gestellt; und es wird mit Wohlgefallen erzählt, wie diese Indianerkinder weinten und schrieen, wenn sie durch irgend einen Umstand vom Besuch des Gottes-

dienstes abgehalten wurden. Manche Indianer suchten sich in etlichen äußerlichen Dingen der Religion der Engländer etwas zu nähern. Es ist ganz charakteristisch, daß die Feier des Sabbaths das erste war, worin eine solche Annäherung statt hatte. Ein Sagamore schärfte seinen Untergebenen ein, daß sie am Sabbath keine Tauben schießen sollten. Es kam wohl vor, daß Indianer einen Engländer straften, daß er den Sabbath durch Holzfällen entweihe. Schon wiesen auch Einzelne auf dem Krankenbett den Dienst der Powpows, der indianischen Aerzte und Zauberer, zurück. 1643 trat Hiacoomes, der in Martha's Vine-Yard zum Christenthum bekehrt worden war, als der erste indianische Prediger auf. 1644 faßte der oberste Gerichtshof von Massachusett einen Beschluß des Inhaltes, daß die niederen Gerichtshöfe sich um die Civilisation und den christlichen Unterricht der in ihrem Gebiet befindlichen Indianer bekümmern sollten. Und zwei Jahre später, am 4. November 1646, wurde von demselben Gerichtshof der Beschluß gefaßt, daß zwei Geistliche von den Kirchenältesten erwählt werden sollten, welche jedes Jahr in Gesellschaft derjenigen, welche sich freiwillig als ihre Begleiter anbieten würden, mit Einwilligung ihrer Gemeinden gesandt werden sollten, um den Indianern den himmlischen Rath Gottes bekannt zu machen. Doch hatte schon eine Woche, ehe dieser Beschluß gefaßt wurde, Eliot seinen ersten Missionsversuch gemacht [46]).

Bis dahin, das heißt 25 Jahre lang, war doch eigentlich noch nichts geschehen, um den Indianern im Ganzen auch wirklich das Evangelium zu bringen; und wohl mochten nun die Indianer den Engländern mit der Frage entgegenkommen: Wenn das Christenthum etwas so Nöthiges ist, warum habt ihr so lange Jahre nichts gethan, um uns damit bekannt zu machen? Es lag eine einschneidende Wahrheit in dieser Frage der Indianer.

Aber nun endlich wurde ein ernstlicher, kräftiger und mit reichem Erfolg gekrönter Missionsversuch gemacht.

Eliot, ein durch tüchtige wissenschaftliche Bildung — er soll auf der Universität alle seine Genossen in den philosophischen Studien übertroffen haben — und durch Güte und Herzensfrömmigkeit gleich ausgezeichneter Mann, der schon 14 Jahre

lang als Prediger in Roxbury gewirkt hatte und nun 42 Jahre alt war, trotz mancher Sonderbarkeiten, die er an sich hatte, eine der edelsten Zierden Neu-Englands, hatte sich das Elend der armen Indianer zu Herzen gehen lassen und den Entschluß gefaßt, ihnen die Segnungen des Christenthums und der Civilisation zumal zu bringen [47]).

Eliot stand in der ganzen englischen Bevölkerung unter Geistlichen wie bei den Gemeinden überall in hohem Ansehen. Er hatte allerdings manche sehr wunderliche Eigenheiten *), manche höchst seltsame barocke Ideen; er war von einem schwärmerischen Zug nicht frei; staatsgefährliche revolutionäre Grundsätze, die consequent durchgeführt zu einer Umstürzung aller bestehenden Verhältniße geführt haben würden, brachten ihn einmal in peinliche Verlegenheit; der gesetzliche Zug, der dem Puritanismus eigen ist, machte sich neben seiner tiefen, ungeheuchelten, kindlichen Frömmigkeit oftmals, auch in der Führung des Missionswerkes, recht sehr geltend. Aber es wurden alle Schattenseiten doch durch seine gründliche, herzliche, lautere Frömmigkeit so sehr überwogen, daß man sie an ihm fast gar nicht sieht und beachtet. Sein Herz war lauter Liebe. Seine Wohlthätigkeit kannte fast keine Schranken; viele hundert Thaler wendete er von seinem Eigenen den Armen zu. Es geschah wohl, daß, als er eben seinen Gehalt als Prediger empfangen hatte und auf dem Nachhausweg von einem Armen angesprochen wurde, er das ganze festzusammengebundene Bündel, das man mit Absicht so fest zusammen gebunden hatte, da er es nicht aufmachen konnte, hingab. Sein Sinn war vom Irdischen ganz abgezogen; er verstand im hohen Maaße die Kunst, alles Irdische auf's Geistliche zu beziehen und geistliche, hohe Gedanken an die geringsten Dinge anzuknüpfen. Besonders war er durch ein reiches, tiefes Gebetsleben ausgezeichnet. Ihm verwandelte sich alles, was er

*) So hatte er z. B. großen Haß gegen lange Haare und Perücken, und er meinte, viel Unglück der Colonien, selbst auch die Einfälle wilder Indianer als eine Strafe Gottes dafür ansehen zu müssen. Von den medicinischen Fortschritten seiner Zeit hielt er so große Stücke, daß er meinte das Leben der Menschen würde sehr verlängert werden. Wenn es nach Jes. 65, 20 Kinder von 100 Jahren geben werde, wie werde dann erst das Mannsalter sein! u. s. w.

erlebte, in Gebet. Wenn er eine Neuigkeit hörte, sagte er oft: Laßt uns das in ein Gebet verwandeln. Wenn er ein bekanntes Haus besuchte, sagte er: Laßt uns keinen Besuch ohne ein Gebet machen; wir wollen, ehe wir gehen, den Segen des Himmels auf eure Familie herabflehen. Ebenso zeichnete ihn auch die herzliche und völlige Ergebung in den Willen des Herrn in allen Lagen seines Lebens aus. In seiner Gemeinde leuchtete er vor allem durch den heiligen, keinerlei Rücksichten kennenden Eifer für die Ehre seines Gottes und durch seinen strengen Ernst gegen alle Arten der Sünde. Er sah sehr ernst auf gute Ordnung und handhabte eine strenge Zucht. Er würde, sagt ein alter Biograph Eliots, lieber sein Herzblut hingegeben haben, als daß er den Kelch des Herrn solchen gereicht hätte, die nicht die Merkmale eines Jüngers Christi an sich trugen. Und in so hohem Ansehen stund Eliot wegen seines heiligen christlichen Wandels und seiner hohen Frömmigkeit in weiten Kreisen, daß ein alter Puritaner sagt: Wir hatten eine Tradition unter uns, daß dies Land nicht untergehen könne, so lange Eliot am Leben sei [48]).

Dieser Mann, dem man noch zu seinen Lebzeiten den Namen „der Apostel der Indianer" gab, war es, der nun unter den armen Indianern Neu-Englands das Werk der Mission auf Glauben und Hoffnung anfing.

Mit Hilfe eines jungen Indianers, der in einem englischen Haus gedient hatte, und den er in sein Haus aufnahm, übersetzte er das Vater Unser und die 10 Gebote und sammelte sich ein Vocabular der indianischen Sprache. Nachdem er die Sprache sich einigermaßen angeeignet hatte, machte er am 28. October 1646 in Begleitung von drei Freunden seinen ersten Besuch bei den Indianern an den Fällen des Charles River. Er begann mit einem Gebet in englischer Sprache, predigte kurz über einen biblischen Text in indianischer Sprache, legte den Indianern Fragen vor und beantwortete diejenigen, welche jene ihm vorlegten. Und nachdem er zum Schluß Jungen und Alten kleine Geschenke, den Kindern Aepfel, den Männern Taback u. dgl. gegeben hatte, kehrte er wieder nach Haus zurück. In diesem Jahre machte er noch 3 Besuche, und gleich nach Ende des Winters wurden dieselben im folgenden Jahr fortgesetzt.

Bei den Indianern regte sich's; es war eine Empfänglichkeit vorhanden; das konnte man schon aus den vielen, zum Theil sehr naiven, zum Theil aber tieferes Eingehen in die Gedanken der Predigt Eliots verrathenden Fragen ersehen. Ihre Wißbegierde war rege gemacht; über alles mögliche wollten sie von Eliot Auskunft haben. Sie wollten wissen, warum das Meer salzig sei; sie wollten Erklärung haben über allerlei Naturerscheinungen, über Sonne, Mond und Sterne, Erd und Meer, über Donner, Blitz und Erdbeben. Sie wollten genau wissen, was recht und gut, und was böse und Sünde sei; ob es nicht Sünde sei, wenn einer am Sabbath schlafe, und ein anderer wecke ihn auf, und dieser werde dann zornig; ob es wohl Sünde sei, wenn eine Frau Nachts vor dem Sabbath und Nachts nach dem Sabbath etwas arbeite. Sie bringen casuistische Fragen auf, wie etwa folgende: Ein Mann hat zwei Weiber; die erste hat keine Kinder, die zweite aber gebar ihm viel schöne und liebliche Kinder; welche soll er nun, da er Christ wird, fortschicken? Interessant ist es zu sehen, wie der uncultivirte Verstand dieser Barbaren theologische Fragen behandelte. Sie werfen die Frage auf, ob Gott die Hölle gemacht habe, ehe Adam sündigte; warum Gott nicht allen Menschen ein gutes Herz gebe; warum Gott den Teufel nicht tödte; ob der Mensch oder der Teufel zuerst geschaffen worden sei; ob der Teufel in uns wohne wie in einem Hause; zu welcher Nation Christus gehörte; wie weit das weg sei; wo er sich jetzt aufhalte; ob Gott und Jesus denn auch das indianische Gebet verstehe; ob, wenn der Vater bös und das Kind gut sei, Gott das Kind doch strafe, und die Sünden der Väter an den Kindern heimsuche; warum Gott auch gute Leute krank werden lasse. Oder es kommt ein alter Indianer zu Eliot und fragt ihn in tiefer Bewegung, ob denn auch ein so alter Mann wie er noch Buße thun und Gott suchen könne. Viele hoben während der Predigt Auge und Hände empor und weinten bitterlich. Bei vielen offenbarte sich ein bereitwilliges Entgegenkommen, oft eine tiefere Sehnsucht, und Eliot konnte sagen: Wenn wir es bei der Zulassung zur Taufe machen wollten, wie die Römischen, so könnten wir bald Hunderte und Tausende gesammelt haben [49]). Und mit solchem Eifer wendeten sie sich dem Unterricht zu, daß Gookin bald sagen konnte: Es ist keiner unter den betenden Indianern, jung oder alt, welcher nicht jede Frage des Katechis-

mus beantworten könnte; was, wie ich glaube, mehr ist als von tausend Engländern gesagt werden kann [50]).

Wie willig sie waren, die Lehren der Engländer anzunehmen, bestrebten sie sich auch dadurch zu zeigen, daß sie sich in ihrem ganzen Leben den Sitten und Gewohnheiten derselben anzubequemen suchten. Sie gaben manche ihrer früheren heidnischen Gebräuche auf, wie die Ceremonien bei der Trauer um Verstorbene, das Zurückziehen der Mädchen und Frauen zur Zeit der Menstruation, die zauberischen Riten der Powpows am Krankenbett u. s. w. Dagegen ahmten sie die Sitten der Europäer nach; sie gingen in englischen Kleidern, die sie theils geschenkt bekommen, theils durch Arbeit verdient hatten. Sie richteten unter sich Ordnungen auf, daß alle ihr Haar anständig nach Weise der Engländer schneiden sollten, daß keiner sich unterstehen solle, ohne gebührlich anzuklopfen in ein Haus einzutreten. Der Sabbath wurde mit scrupulöser, ängstlicher Sorgfalt beobachtet; es wurde mit großem Eifer und Ernst die Frage erwogen, ob derjenige nicht eine große Sünde begangen habe, der am Sabbath etwas Holz gespalten habe, um das Feuer, welches erloschen war, wieder anzuzünden. Allenthalben in den Wigwams wurden die Gebete eingeführt, Morgens und Abends, vor und nach dem Essen. Sie entwarfen einen Gesetzcoder, dessen oft wunderlich naive Bestimmungen unser Lächeln hervorrufen müssen, der aber in mehr als einem Betracht unser Interesse erregen dürfte. Es ist für den niedrigen Culturzustand der Indianer ganz bezeichnend, wie in diesem Coder Bestimmungen über ganz winzige, unbedeutende, äußerliche Kleinigkeiten mit moralischen Vorschriften in bunter Mischung abwechseln. Es ist dem alle allgemeinen Gedanken und Abstractionen vermeidenden, immer auf das Einzelne und Concrete gerichteten Geist des Indianers diese auf die kleinsten Einzelheiten eingehende Gesetzgebung entsprechend. In der oft verwunderlichen Strenge in einzelnen Bestimmungen werden wir theils einen Ausfluß der rohen Geistesrichtung, welche zwischen Wichtigem und Unwichtigem nicht zu unterscheiden versteht, theils aber auch eine Nachwirkung der puritanischen Gesetzesstrenge erkennen dürfen. Das Wichtigste aber, der eigentliche Geist und Sinn dieser ersten indianischen Gesetzgebung ist das, daß dadurch in unmißverständlicher, wenn gleich oft sehr barock ausgedrückter Weise von Seiten der In-

dianer das Verlangen ausgesprochen wird, sich in religiöser wie in bürgerlicher Hinsicht nach dem Muster der Engländer zu benehmen *).

Das war ja gerade das Ziel, welches Eliot immer vor Augen hatte, daß christliche Gesittung und Civilisation zugleich mit der christlichen Lehre eingeführt würde. Die Predigt des Evangeliums könne keinen rechten Nutzen schaffen, wenn nicht zuvor einem Volke die Wohlthat der Civilisation und einer geordneten bürgerlichen Verfassung gebracht worden sei [51]). Eliot sagte, er wolle bei den Indianern denselben Weg gehen, den

---

*) In einer Anmerkung möge eine Anzahl von den durch die Indianer selbst aufgestellten Gesetzen gerade in der bunten Mischung, in der sie dort sich finden, als Probe angeführt werden: Wenn Jemand eine Woche oder 14 Tage faul ist, soll er 5 Schillinge zahlen; wenn ein unverheiratheter Mann bei einem jungen unverheiratheten Weibe liegt, 20 Schillinge; wenn ein Indianer sein Weib schlägt, sollen seine Hände ihm auf den Rücken gebunden, und er zum Friedensrichter geführt werden, damit man ihn streng bestrafe; wenn eine Frau nicht ihre Haare hinaufbindet, sondern sie los hängen läßt, soll sie 5 Schillinge zahlen; wenn eine Frau mit nackten Brüsten geht, 2 sh. 6 pens; alle Männer, welche lange Locken tragen, 5 s.; if any shall kill their lice between their teeth (eine bei allen Indianern sehr beliebte Sitte), they shall pay 5 sh. Day breaking p. 22. Aehnliche Gesetze stellten auch die Indianer bei Concord auf (November 1646). Mißbrauch von Wein und überhaupt von Spirituosen soll mit 20 sh. bezahlt werden. Wer einen Medicinmann zu einem Kranken ruft, soll 20 s. zahlen, und der Powpow ebenso viel. Lügen sollen das erste mal mit 5, das zweite mal mit 10, das dritte mal mit 20 s. bestraft werden; wer stielt, soll vierfältig wieder erstatten. Für Entweihung des Sabbaths sollen 20 s. Strafe gezahlt werden; there shall not be allowance to pick lice as formerly and ea[t] them, and whosoever shall offend in this case, shall pay for every louse a penny; wer sich fernerhin tättowirt, soll jedesmal 5 s. zahlen; alle sollen Gebet in ihrem Wigwam anfangen und Gott vor und nach dem Essen suchen; Hurerei sollen ledige Personen, der Mann mit 20 s., das Weib mit 10 s. büßen; wer beim Thier liegt, soll sterben; wer die früher gewöhnlichen Spiele noch spielt, soll 10 s. zahlen; Ehebruch soll mit Tod bestraft werden; das Mädchen, welches, wenn sie Jungfrau wird, nach alter Sitte so und so viele Tage sich absondert, soll mit 20 s. gestraft werden; kein Indianer soll in eines Engländers Haus kommen ohne anzuklopfen, und dasselbe erwarten sie auch von den Engländern; wer sein Weib schlägt, soll 20 s. zahlen u. s. w. Clear sunshine p. 1 ff.

Gott mit seinem Volke Israel gegangen sei. Dort sei auch das erste das gewesen, daß Gott ihm das bürgerliche Gesetz gab, die Juden dadurch zu zähmen, zurückzuhalten, zu erziehen und zu demüthigen. Nach einer Weile fand Eliot mit seinen Ermahnungen Eingang. Er und die Seinen ermahnten die Indianer ihr Land einzufenzen; sie versprachen ihnen zu helfen und ihnen Schaufeln, Grabscheite, Karst u. s. w. zu verschaffen; und so begierig waren die Indianer, daß sie diese Instrumente kaum erwarten konnten. Die Frauen lernten spinnen, machten Besen, Körbe, verkauften Beeren u. dgl. Manche Männer arbeiteten bei den Engländern in der Heu- und Getreideernte. Eliot dachte auch daran, sie in allerlei Künsten und Geschäften, im Bauen, in der Bearbeitung des Flachses und Hanfes, im Anpflanzen von Obstgärten u. s. w. unterrichten zu lassen; doch meinte er, es sei dies zur Zeit noch ein zu kostspieliges Unternehmen für Neu-England. Er fieng einen Schulunterricht für die Kinder an.

Dabei war es von Anfang an sein Lieblingsgedanke, die dem Christenthum geneigten Indianer an einen besondern, von den Wohnungen der Engländer und der heidnischen Indianer entfernten Platz zu bringen. Da wären sie den heidnischen Einflüssen, welche sonst immer störend eingriffen, entnommen; da könnten sie beständig durch das Wort regiert werden; da könne man sie zur Civilisation bringen; und da könne ihnen, was in Eliots Augen besonders wichtig war, eine eigene Regierung gegeben werden. Dieser Plan Eliots wurde auch von der Regierung Neu-Englands bereitwilligst unterstützt. Ein Comité wurde ernannt, welches mit Eliot und seinen Mitarbeitern über ein Stück Landes sich verständigen sollte, das für den beschriebenen Zweck am besten geeignet wäre. Die Generalregierung Neu-Englands verband damit den Plan, unter den Indianern besondere Gerichtshöfe einzurichten, welche einmal in jedem Monat eine Sitzung zur Erledigung der vorkommenden Geschäfte halten sollen. Man wollte auf diese Weise die Indianer zur Selbstregierung anleiten und geordnete Zustände im öffentlichen Leben schaffen; und die Geldstrafen, welche auferlegt würden, sollten zur Erbauung von Gotteshäusern, zur Erziehung der Jugend und zu andern öffentlichen Zwecken verwendet werden.

Das Missionswerk Eliots wurde von England lebhaft unterstützt. Zwar im Anfang hegte man dort keine große Hoffnung

für die Indianermission. Es war ja bis dahin in der protestantischen Kirche noch fast gar nichts auf dem Gebiet der Heidenmission geleistet worden. In England hatte man allerlei Bedenken gegen sie, und insbesondere gegen die Mission unter den Indianern. Man sagte, es sei jetzt die Zeit noch nicht gekommen, da die Heiden in die Kirche eingehen werden; das könne erst geschehen, wenn das Volk Israel bekehrt sei; bis dahin liege ein Siegel auf den Herzen der heidnischen Völker. Man sagte, ein Volk müsse erst zu einer gewissen Culturstufe gebracht worden sein, ehe es fähig sei, die christliche Religion aufzunehmen. Man wendete ein, daß außerordentliche Wunder, wie sie in der Apostelzeit geschahen, nöthig sein würden, wenn die Bekehrung heidnischer Völker erzielt werden sollte. Die Freunde der Mission machten dagegen die Bemerkung: Wie man zuerst in England das Vorurtheil gehabt habe, daß die in England einheimischen Getreidearten sich nicht in Amerika mit Erfolg bauen ließen, während doch nachher die Erfahrung lehrte, daß dieselben ganz vortrefflich gediehen, so habe sich auch jenes Vorurtheil gegen die Indianermission als ein völlig unbegründetes erwiesen [52]).

Bald verlor sich auch die anfängliche Geringschätzung der Indianermission, und es wurden vielmehr die weittragendsten Hoffnungen an sie geknüpft. Man brachte die Bekehrung der Indianer in Verbindung mit apokalyptischen Berechnungen des Endes der Welt. Man erwartete um das J. 1650 „etliche der besten Nachrichten zu hören, die je in die Welt kamen," von der Bekehrung Israels und der Heiden. In den vielversprechenden Anfängen der Indianermission glaubte man „den Anbruch des schönen Tages zu sehen, da Ost und West das Lied des Lammes singen werden [53])." Ja es war damals die Meinung allgemein verbreitet, daß man in den Indianern die verlornen zehn Stämme Israels wieder gefunden habe. Winslow sprach diese Meinung in der an das Parlament gerichteten Vorrede zu der Schrift „Glorious Progress" aus und bemühte sich darin, die mancherlei Aehnlichkeiten zwischen Indianern und Juden aufzuzählen. Eliot selbst neigte sich derselben Annahme zu, obwohl er an einer andern Stelle seine Meinung dahin ausspricht, daß die Indianer Nachkommen Sems, den er mit Melchisedech für eine Person hielt, oder Ebers seien; er erklärt, wie froh er sein würde, wenn Jemand die Abstammung der Indianer von Israel

unwiderleglich klar nachweisen würde; er lauscht mit Vergnügen auf die Erzählungen, daß man weiter gegen Süden Stämme getroffen habe, bei denen die Beschneidung gebräuchlich sei [54]). Man fand es bedeutsam, daß Eliot in seiner ersten Predigt vor den Indianern das 37. Kapitel des Propheten Ezechiel zu seinem Text genommen hatte.

Indem man in weiten Kreisen die Indianer für die Nachkommen Israels hielt, wurde deshalb der erfolgreichen Mission unter ihnen eine ungemeine Wichtigkeit für die ganze Welt- und Kirchengeschichte beigelegt. Man sagte: Jetzt erfüllten sich die Weissagungen vom Antichrist und seinem Fall; man sehe es ja, daß der Geist des Herrn durch das Wort der Weissagung Männer, Werkzeuge — besonders auf Oliver Cromwell setzte man ungemessene Hoffnungen — ausrüste, welche das ausführen sollten, was dort geschrieben sei. Die Bekehrung der Indianer, des lange ungläubigen Israel, sei ein Zeichen der Nähe der Zukunft Christi. Es sei wie eine bedeutungsvolle Weissagung, daß gerade jetzt ein mächtiger Gebetsgeist über die Christenheit ausgegossen und ein sehnliches Glaubenswarten auf die Bekehrung der Juden und Heiden über die ganze Welt verbreitet sei. Nun gehe die Sonne der Gerechtigkeit auf mit Heil unter ihren Flügeln. Nun breche der Tag an, da Israel bekehrt und die Garben der Heidenwelt in die Scheunen der Kirche gesammelt würden [55]).

Die Mission Eliots hatte in England allgemeines Aufsehen erregt und wurde nun von dorther auch durch pecuniäre Unterstützung wesentlich gefördert. Missionsberichte wurden nach England gesandt; und sofort nahmen zwölf der angesehensten Geistlichen, Presbyterianer und Independenten, die Sache in die Hand und empfahlen die Evangelisirung Neu-Englands dem Schutz des Staates und der Privatwohlthätigkeit der Christen. Im Parlament wurde Eliots Mission ein Gegenstand eingehender Debatte. Die Universitäten Oxford und Cambridge erließen Briefe an die Geistlichen des Landes und forderten sie auf, ihre Gemeinden zu dem guten Werk zu ermuntern. 1649 wurde eine Missionsgesellschaft gebildet, welche unter dem Namen Society for promoting and propagating of gospel in Neu-England incorporirt wurde und eine reiche und gesegnete Wirksamkeit entfaltete. Sie erließ sofort einen Aufruf, in allen Counties, Städten, Flecken

und Parochien von England und Wales eine allgemeine Collecte zu erheben, um ein so großes und edles Unternehmen nach Gebühr zu unterstützen. Wohl fehlte es nicht an Feinden, welche das Werk auf alle mögliche Weise zu verläumden und zu hintertreiben suchten. Man sagte, es sei die ganze Sache nur eine Geldspeculation; es bestehe gar kein Missionswerk unter den Indianern, oder höchstens bringe man durch Versprechungen zeitlicher Vortheile ein halbes Dutzend Indianer dazu, die christliche Religion anzunehmen; die in den Berichten erzählten Bekehrungen seien sämmtlich erdichtet, und was dergleichen Reden mehr waren. Aber trotz aller Opposition gewann die Sache einen blühenden Fortgang. An vielen Orten fiel die Collecte sehr reichlich aus. Manche Gutsbesitzer besteuerten freiwillig ihr Land mit einer jährlich an die Gesellschaft zu zahlenden Summe. Andere sandten eine bedeutende Summe und verpflichteten sich in jedem folgenden Jahre dieselbe Unterstützung zu reichen[56]. Legate wurden an die Corporation vermacht; und man hatte bald einen Fond beisammen, welcher hinreichte Ländereien anzukaufen, die ein jährliches Einkommen von 5—600 Pfd. Sterling abwarfen, welche Summe dann durch die in Neu-England einlaufenden Beiträge noch beträchtlich erhöht wurde. Die Verwaltung der nach Amerika geschickten Gelder war den Commissioners der vereinigten Colonien von Neu-England anvertraut. Bei der Restauration Carls 1660 war das ganze Vermögen der Corporation, weil der Act, durch welchen die Gesellschaft constituirt worden war, ohne königliche Genehmigung passirt und deshalb illegal sei, bedroht, und schon streckten sich habgierige Hände darnach aus; aber durch die Verwendung Rich. Boyles, des treuen Freundes der Indianermission, wurde diese Ungerechtigkeit noch glücklich abgewendet; und der König gab der Gesellschaft einen neuen, sichern Freibrief.

Von dem so gewonnenen Vermögen wurde ein sorgfältiger und gewissenhafter Gebrauch gemacht. Man suchte — dies war ein Lieblingsplan Eliots — aus den Indianern selbst Lehrer und Prediger für ihr Volk heranzubilden. Darum ließ die Gesellschaft zunächst etliche junge Indianer in Cambridge erziehen, um hernach dieselben zur Vorbereitung indianischer Knaben für das College benützen zu können. Für die indianischen Studenten wurde innerhalb der Umzäunung des College ein eigenes

Gebäude, 30 Fuß lang und 20 Fuß breit, aufgeführt. Die Gesellschaft ließ ferner die Bibel, den Katechismus und andere Bücher in indianischer Sprache drucken. Sie verschaffte den Hauptmissionaren Bücher; sie ermuthigte einzelne verdienstvolle Indianer durch Geschenke; sie besoldete Missionare, Schullehrer und Dolmetscher *).

Inzwischen schritt Eliot's Missionswerk rüstig vorwärts. Wir dürfen freilich nicht erwarten, daß es an Feindschaft und Widerstand gegen dasselbe unter den Indianern gefehlt habe. Im Gegentheil, die Feindschaft erreichte zuweilen einen sehr hohen Grad. Selbstverständlich waren vor allem die Powpows, die Medicinmänner, die geschwornen Feinde der Mission; nicht minder aber auch die Häuptlinge. Sie sahen, daß sie ihren frühern Einfluß verloren; wurde ja doch unter Eliots Leitung eine ganz andere, neue Verfassung eingeführt. Sie klagten, daß die betenden Indianer ihnen nicht mehr wie früher Tribut zahlten; wogegen diese dann ihnen vorrechneten, was sie ihnen wirklich gezahlt hätten, und wie sie ihnen noch viel mehr thun wollten, wenn sie sich entschießen würden, sie nach Gotteswort zu regieren. Die englischen Beamten der Colonien fanden es nöthig, Eliot zu ermahnen, er solle die Indianer anhalten, denselben Tribut wie früher zu zahlen. Die Häuptlinge der großen Stämme zeigten sich sämmtlich gegen die Arbeit Eliots feindselig gesinnt. Ninnigret sagte: Warum sollen wir die Religion annehmen? Laßt uns erst sehen, daß eure Religion euch besser macht, als wir sind; dann wollen wir es versuchen. Uncas, der Häuptling der Mohegans, ging nach Hartford, um seine entschiedene Mißbilligung der Einführung des Christenthums unter den Indianern auszusprechen. Cutschemoquin, ein andrer Häuptling, kam, als eine christliche Indianercolonie gegründet wurde, und protestirte mit aller Macht dagegen; alle Sachems (Häuptlinge) im Lande seien dagegen [57]). Und in der That, die Sachems konnten ein sehr starkes Interesse daran haben, daß die christliche Bewegung nicht weiter um sich griff. So kam es, daß die betenden Indianer, wie man alle dem Christenthum sich

*) Eliot empfing ein Salair von 50 Pfd. Sterling, Mayhew dieselbe Summe, 5 indianische Dolmetscher und Schullehrer je 10 Pfd. St. u. s. w.

zuneigenden, wenn auch noch nicht getauften Indianer nannte, von den Sachems vielfach angefeindet, verfolgt, aus ihrer Gemeinschaft verstoßen wurden. Ja in einzelnen Fällen soll sogar Blut vergossen worden sein; und hätten die Häuptlinge sich nicht durch Furcht vor den Engländern zurückhalten lassen, so wäre es den betenden Indianern jedenfalls noch viel schlimmer ergangen. Eliot selbst war oft in persönlicher Gefahr *).

Allein alle Feindschaft konnte doch nicht, auch nur einen Augenblick, den Fortgang des schönen Werkes hemmen. Muthig drang Eliot vorwärts. Ich fürchte nicht, sagte er, alle Sachems im ganzen Lande.

Eliot folgte bei seiner Arbeit einem weitaussehenden Missionsplan. Er begnügte sich nicht damit, das Evangelium zu predigen, einzelne Seelen zu gewinnen, nur geistlichen Segen zu spenden, die Indianer mit der christlichen Religion bekannt zu machen und dann abzuwarten, daß allmälig, gleichsam als selbstverständliche Folge, auch die Civilisation zu ihnen kommen würde, sondern Religion, Civilisation und bürgerliche Verfassung gehörten nach seiner Anschauung nothwendig zusammen; eines konnte ohne das andere gar nicht gedacht werden. Das Christenthum, meinte er, könne gar nicht unter den Indianern eingeführt werden, ohne daß sie zugleich die Sitten des civilisirten Lebens und die Formen einer geordneten bürgerlichen Verfassung annehmen.

Deshalb war denn auch schon sehr bald, nachdem er angefangen hatte, zu predigen, seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, die Indianer, welche der Predigt ein geneigtes Ohr schenkten, in eine besondere, auch im äußerlichen Leben abgesonderte und unabhängige Gemeinschaft zusammenzufassen und eine christliche Colonie, ein „betendes Indianerdorf" zu gründen.

Am Charles River, 18 Meilen westlich von Boston fand er einen geeigneten Platz für eine solche Ansiedlung. Die neue Colonie bekam den Namen Natick. Zu beiden Seiten des Flußes

*) Auch an Skeptikern, welche einzelne christliche Lehren anzweifelten, fehlte es unter den Indianern nicht. Roger Williams sagte, daß als er von der Erschaffung der Seele, von dem Verderben des Menschen, von der Nothwendigkeit der Erlösung zu ihnen redete, sie ihm alle zustimmten; aber als er von der Auferstehung redete, antworteten sie ihm: Das werden wir nie glauben.

wurden die Häuser erbaut. Die Indianer selbst bauten eine 80 Fuß lange Brücke, welche beide Ufer und die beiden Stadttheile mit einander verband. Jeder Familie wurde ein Stück Landes angewiesen, groß genug, um ein Haus und einen Gemüse- und Obstgarten aufzunehmen. Etliche der Häuser wurden nach englischer, die meisten nach indianischer Weise gebaut. Es fehlte nicht ein besonders für Gottesdienste und Schule bestimmtes, aus behauenen Blöcken aufgeführtes Haus, 50 Fuß lang, 25 breit, in dessen oberem Stockwerk auch ein Zimmer für Eliot eingerichtet war. Und für den Fall der Noth war auch ein verpallisadirtes Fort errichtet.

Hier in Natick hatte Eliot freien Raum, ein bürgerliches Gemeinwesen und ein politisches Regiment herzustellen, das dem Ideal entsprach, welches ihm vorschwebte. Eliots religiös politische Grundsätze bereiteten ihm manche unangenehme Verwicklungen. Und ohne Zweifel konnte ihm mit Recht der Vorwurf gemacht werden, daß die von ihm ausgesprochenen Grundsätze revolutionär und wühlerisch seien und, wenn sie consequent durchgeführt wurden, zu einer Umwälzung aller staatlichen Verhältnisse führen mußten. Sein Buch „the Christian Commonwealth" wurde von der Regierung unterdrückt, und er mußte einen in allen Städten Neu-Englands öffentlich angeschlagenen Widerruf ausgehen lassen.

Eliot wollte nichts anderes als eine vollständige und unbeschränkte Theokratie. In allen Dingen, in geistlichen wie in bürgerlichen Angelegenheiten solle Gott allein regieren. Gott allein solle der Gesetzgeber eines jeden Volkes und Staates sein. Weil aber Gott einmal ein Gesetz und eine Verfassung gegeben hat, so sollte das Gesetz Mosis die Grundlage einer jeden staatlichen Gesetzgebung, und die dort vorgeschriebene Verfassung sollte die Verfassung eines jeden christlichen Volkes sein. Die menschlichen, selbsterdachten Regierungsformen sollten zumal zusammenbrechen vor der von Gott selbst erwählten und bestimmten Regierung. Bestund die characteristische Eigenthümlichkeit der alten Puritaner vor allem in der unvermittelten Uebertragung alttestamentlicher Verhältnisse auf die neutestamentliche Zeit, so ist in den angedeuteten Grundsätzen einer neutestamentlichen Theokratie die Consequenz aus jenem Prinzip bis in die äußersten Spitzen gezogen.

Und diese mit der alttestamentlichen Theokratie durchaus identische Regierungsform wünschte Eliot in der ganzen Welt angenommen zu sehen. Darum weil dies noch nicht geschehen sei, meinte er, kämen die Völker nie zur Ruhe; darum verdränge eine Regierungsform die andere. Diese Theokratie herzustellen, sei die Aufgabe der letzten Tage. Freilich könne das nicht geschehen ohne große Erschütterung der Völker und Staaten. Aber es müsse ja nach der Weissagung der Schrift noch einmal die Erde erschüttert werden; und das geschehe, wenn alle Monarchien und alle andern menschlichen, antichristischen Regierungen zusammenbrächen, um der gottgeordneten Regierungsform Platz zu machen. O des gesegneten Tages für England, ruft er aus, wenn das Wort Gottes seine Magna Charta und vornehmstes Gesetzbuch sein wird, und wenn alle Rechtskundigen Gottesgelehrte sein müssen, die die Schrift durchforschen! [58]). Zu Oliver Cromwell schaut er mit unbeschränkter Bewunderung empor; er hält ihn für das von Gott auserlesene Werkzeug, das die Welt erschüttern sollte; und er hofft, daß er auch den andern Theil seiner Aufgabe lösen und das Wort Gottes in der von ihm gedachten Weise zum alleinigen Gesetz des Staates erheben werde [59]). Was für einen Einfluß, ruft er schwärmerisch aus, müßte die Durchführung dieser Grundsätze auf die Bekehrung der Juden und die Beschleunigung des jüngsten Tages haben!

In einer eben entstehenden, seiner Leitung sich willig hingebenden indianischen Colonie, wo alle Verhältnisse ganz neu geordnet werden mußten, hatte er einen weiten Raum, seine religiös-politischen Ideen praktisch in's Werk zu setzen. „Sie sollen," sagt er von den Indianern in Natick, „ganz und gar durch die Schrift regiert werden, in allen Dingen, beide in Kirche und Staat; sie sollen keinen andern Gesetzgeber haben; der Herr selber soll ihr Gesetzgeber sein; der Herr soll ihr Richter, der Herr soll ihr König sein, und er wird sie erretten." Eliot gründete ein indianisches theokratisches Gemeinwesen. In einer Versammlung wurde zuerst das 18. Kap. im 2. Buch Mose erklärt und die dort beschriebene Einrichtung auch auf ihre Gemeinschaft übertragen. Es wurde 1 Aufseher über 100, 2 über je 50, 10 über je 10 Mann gewählt. (Die Letzterwähnten hießen Zehntmänner tithing men). Und nun erst am 24. Sept. 1651 wurde die kirchliche Gemeinschaft in derselben Weise constituirt,

wie alle puritanischen Gemeinden gegründet wurden. Die Gemeinde schloß nemlich ein specielles Bündniß mit Gott. „Wir ergeben durch Hilfe der Gnade Christi uns und unsre Kinder Gotte, daß wir sein Volk seien. Er soll uns in allen unsern Werken und Sachen in dieser Welt regieren. Der Herr ist unser Richter; der Herr ist unser Gesetzgeber; der Herr ist unser König. Er wird uns helfen. Die Weisheit, welche Gott uns in seinem Buch gelehrt hat, soll uns leiten und führen auf dem Wege. Herr, nimm uns hin, daß wir dein Volk sind; und laß uns dich nehmen, so daß du unser Gott seiest“ [60]).

Nichts fürchteten Eliot und seine Freunde mehr, als den Heiden die Taufe zu früh zu ertheilen. Natick war schon gegründet, der Bund, Covenant, in dem sie sich als Gottes Volk erklärten, geschlossen, und noch war kein einziger Indianer getauft. Als Eliot 4 Jahre lang den Indianern gepredigt hatte, erwachte unter ihnen ein sehnliches Verlangen, die Taufe zu empfangen. Allein Eliot erklärte ihnen, es sei nöthig, daß sie erst civilisirt und zu einem geordneten bürgerlichen Gemeinwesen zusammengeschlossen sein müßten, damit sie ein Volk seien, unter welchem der Herr wohnen und regieren könne; und eben auf die erwähnte Bitte hin machte er ihnen den Vorschlag, eine christliche Colonie zu gründen. Er erzählt uns: Als die Indianer hierin den Willen Gottes verstanden, machten sie sich an's Werk, und so wurde Natick gegründet [61]). Wir sehen, eine geordnete politische Verfassung machte Eliot zur Vorbedingung der Taufe. Und doch, wie lange wurde noch immer, auch nachdem Natick gegründet war, die Taufe der ersten indianischen Katechumenen hinausgeschoben! Im J. 1650 wurde Natick gegründet; 1651 wurde der erwähnte Bund (Covenant) geschlossen; im folgenden Jahr wurden die „Bekenntnisse“, da die Katechumenen sich über ihre Seelenzustände und geistliche Erfahrungen aussprachen, niedergeschrieben und nach England geschickt; erst im J. 1654 wurde in Gegenwart einer Anzahl puritanischer Geistlichen das Examen der Taufcandidaten vorgenommen; aber obwohl dieselben in jeder Beziehung als zur Taufe reif erkannt wurden, schob man doch in übertriebener Scrupulosität den Tauftermin noch immer weiter hinaus. Erst im J. 1660 wurde in Natick die erste vollständig indianische christliche Gemeinde organisirt, und im J. 1670 gehörten zwischen 40 und 50 Communicanten zur Kirche, welche

nach hinlänglicher Bewährung in die volle kirchliche Gemeinschaft aufgenommen worden waren, während eine bei weitem größere Anzahl Indianer außer ihnen im Dorfe lebten, welche in den Covenant und in christliche Sitte und Verfassung eingegangen waren.

Was für ein Unterschied der Missionspraxis, wenn wir mit dieser geflissentlichen, Jahre lang hingezogenen Hinausschiebung der Ertheilung der christlichen Sacramente an wenn auch noch so sehr erprobte Heiden das Verhalten der gleichzeitig unter den Indianern Neu-Frankreichs wirkenden Jesuitenmissionare vergleichen, die in einem Jahre manchmal einige Tausend Indianer tauften, die in 10 Jahren [illegible]00 Huronen getauft hatten, die bei der elendesten und mangelhaftesten Erkenntnis der Candidaten mit der Taufe eilten, ja die auch kein Bedenken trugen, durch List und Betrug besonders Kindern heimlich und ohne daß irgend Jemand etwas davon wäre inne geworden, die Taufe beibrachten! Welch' ein Unterschied der Missionspraxis der Jesuiten und der Puritaner! Freilich würde man eben deshalb auch sehr ungerecht handeln, wenn man die Missionswirksamkeit Eliots und seiner Freunde nach der Zahl der Getauften schätzen würde.

Ehe wir jedoch daran gehen zu zeigen, wie das Missionswerk Eliots auch äußerlich einen lieblichen Fortgang gewann, sich über ganz Neu-England ausbreitete, und wie ein christliches Indianerdorf nach dem andern nach dem Vorbild Naticks entstand, haben wir erst noch zu zeigen, wie Eliot durch zwei Arbeiten bemüht war, der durch ihn gegründeten indianischen Kirche auch für die Zukunft einen festen Bestand zu sichern.

Er übersetzte die heil. Schrift und einige andere Bücher in's Indianische und macht so den Anfang einer indianischen Literatur, und er errichtete ein indianisches Seminar, in dem Eingeborne zur Predigt des Evangeliums vorbereitet wurden.

Schon bald nachdem Eliot angefangen hatte den Indianern zu predigen, hegte er den Wunsch, einzelne Theile der Bibel in die indianische Sprache zu übersetzen. Aber er hatte keine Hoffnung, je die ganze Bibel übersetzen zu können. Im J. 1651 klagte er: Ich habe keine Hoffnung, die Bibel bei meinen Lebzeiten übersetzt, geschweige gedruckt zu sehen. Aber als in England ein so großer Eifer für die Indianermission erwachte, wurde 1661 auf Kosten der Missionsgesellschaft in England, welche eigens zu dem

Ende einen Drucker und eine Presse mit den nöthigen Materialien nach Boston schickte, zuerst das neue und zwei Jahre später auch das alte Testament herausgegeben. Der Bibel ist vorangedruckt eine Dedication an König Karl II. zum Dank dafür, daß er die Corporation bestehen ließ und ihr Eigenthum schützte. „Die südlichen Colonien der spanischen Nation", heißt es darin, „sandten viel Gold und Silber von diesem amerikanischen Continent nach Haus. Wir bieten dir diese und andere mitfolgende Früchte unsrer Arbeit" [62]). Tausend Exemplare oder darüber wurden gedruckt; 200 wurden sogleich in starkes Leder gebunden und den Indianern zur Benützung übergeben. Nach zwanzig Jahren wurde eine zweite Auflage nöthig *). Merkwürdig, die erste Bibel, welche je auf dem amerikanischen Continent gedruckt wurde, war die indianische; denn erst fast 100 Jahre später wurde die Bibel in englischer Sprache in Amerika zum erstenmal gedruckt. Freilich, in der ganzen weiten Welt gibt es jetzt keinen einzigen Menschen mehr, der im Stande wäre, diese Bibel Eliots zu lesen. Sie ist ein Denkmal der treuen Liebesarbeit des „Apostels der Indianer;" sie ist ein großer Schatz für die amerikanische Philologie und mit seiner Grammatik [63]) ein bedeutendes und wichtiges Hilfsmittel für die Gelehrten, die sich der Erforschung der indianischen Sprachen gewidmet haben; aber das Volk, dem diese Bibel gepredigt wurde, ist verschwunden.

Auch eine Reihe andrer Schriften, meist Uebersetzungen Eliots, wurden auf der Missionspresse, bei welcher ein in einer christlichen Indianerschule erzogner junger Indianer unter Leitung eines englischen Druckers arbeitete, herausgegeben; und Barters Ruf an die Unbekehrten (1000 Exempl.), Baylys Uebung der Gottseligkeit, einige Tractate von Shepard, der indianische Psalter, ein Katechismus, ein Lesebuch für die Schulen, — das sind die Schriften welche unter den Augen Eliots aus jener Presse hervorgiengen und von den Indianern so fleißig benützt wurden, daß von einigen dieser Schriften in nicht sehr langer Zeit eine zweite, ja auch vierte Auflage nöthig wurde [64]).

*) Auch diese zweite (und letzte) Auflage der Bibel Eliots wurde auf Kosten der englischen Missionsgesellschaft herausgegeben; sie war 2000 Exemplare stark, und die Kosten ihrer Herstellung betrugen ohngefähr 1000 Pfd. Sterling.

Ein Lieblingsgedanke Eliots war es, sich Prediger aus den Indianern selbst heranzuziehen, um so das Christenthum für alle Zeiten unter den Indianern zu pflanzen und sie in die Reihe der christlichen Völker einzuführen. In Cambridge wurde ein Gebäude, „das indianische College“, errichtet, das groß genug war, um 20 Studenten zu fassen. Christliche Privatpersonen und Freunde der Indianermission in England unterhielten die einzelnen indianischen Studenten. Es waren begabte, fleißige, zu vielen Hoffnungen berechtigende Jünglinge. Sie lernten englisch, lateinisch, griechisch; einige hatten es schon so weit gebracht, daß sie den Grad eines **bachelor (baccalaureus)** annehmen konnten *). Von einem indianischen Studenten, Joel, der seine Ausbildung schon nahezu vollendet hatte, als er in einem Schiffbruch um's Leben kam, sagt ein Zeitgenosse: Er war nicht nur ein fleißiger Student, sondern auch ein aufmerksamer Hörer des Wortes Gottes, der sehr fleißig Predigten nachschrieb und die Vorlesungen fleißig besuchte, würdig und ernst in seinem ganzen Benehmen. Allein der ganze Plan Eliots, ein indianisches Predigerseminar zu gründen, schlug doch fehl. Einige starben hin, nachdem sie etliche Jahre lang gute Fortschritte gemacht hatten; Andere gaben entmuthigt das Lernen auf, nachdem sie für das College fast reif geworden waren; Andere kehrten zu ihren Landsleuten zurück und wurden Schullehrer; Andere ergriffen einen ganz andern bürgerlichen Beruf. Wie man unzähligemale schon die Erfahrung gemacht hat, daß Indianer, die unter den Weißen leben, an der Auszehrung zu leiden anfangen und allmählich dahinsiechen, so war es auch in Eliots Seminar. Ohne Zweifel war der Uebergang von der indianischen Lebensweise zu der englischen und vollends zu der eines Studirenden ein zu plötzlicher, gewaltsamer und unvermittelter, als daß bedenkliche Folgen hätten ausbleiben können, obgleich es auch richtig ist, daß viele Indianer von Haus aus und auch wenn sie gar nicht mit Europäern in Berührung kommen, die Neigung zur Schwindsucht in sich tragen und sehr

---

*) In einem Katalog von Harvard College ist eingeschrieben **Caleb Cheeshahteaumuck, Indus**; und am Ende zweier lateinischer und griechischer Gedichte, die er bei Gelegenheit des Todes eines angesehenen Geistlichen verfaßte, unterzeichnet er sich **Cheesecaumuck, Senior Sophista. Francis p. 257.**

davon zu leiden haben. Das Dahinsterben der indianischen Studenten machte begreiflicher Weise unter den Engländern großes Aufsehen. Viele sahen darin ein göttliches Zeichen, daß Gott den Dienst der indianischen Prediger nicht wolle, und daß die Zeit der großen Ernte noch nicht gekommen sei; andere glaubten dagegen nur das darin erkennen zu dürfen, daß der Satan mit aller Gewalt das gute und hoffnungsreiche Werk zu hintertreiben suche, und ermahnten, man solle sich durch dies Mislingen nicht zurückschrecken lassen. Auch Eliot nahm den Plan sofort wieder, nur in etwas anderer Weise auf. Er ließ den Gedanken der Collegebildung, ganz fallen, — in den leeren Räumen des „indianischen College“ in Cambridge wurde die Missionspresse aufgestellt, — aber er versammelte die indianischen Lehrer, welche zum Unterricht der Kinder angestellt waren, alle 14 Tage einmal um sich und ertheilte ihnen weiteren Unterricht, in Logik und Theologie, und leitete sie auf praktische Weise an, Vorträge zu halten und zu predigen. So bildete Eliot in Natick ein von dem ersten freilich ganz verschiedenes Seminar [65]).

Eliot stund in seiner Missionsarbeit nicht allein, sondern eine ganze Anzahl christlicher Männer, theils in seiner Nähe, theils in den andern Provinzen Neu-Englands, unterzogen sich in derselben Weise, wie Eliot, freiwillig dem Werk der Liebe, an manchen Orten allerdings, besonders in den südlichen Theilen Neu-Englands nur mit geringer Frucht. In der Colonie Conecticut predigten Pierson und Fitch, unter den versprengten Resten der Pequots Blindman, Bourne und Leverich zu Sandwich in der Plymouth Colonie. Aber das gesegnetste und fruchtbarste Missionsfeld neben Eliots „betenden Indianerdörfern“ war Martha's Vineyard, wo die Familie der Mayhews in uneigennütziger, selbstverläugnender Liebe dem Missionsdienst ihr ganzes Leben weihte. Als der jüngere Meyhew 1657 auf dem Meer untergieng, setzte sein Vater das von dem Sohn begonnene Werk fort. Dort in Martha's Vineyard war schon 1643 Hiacoomes, der erste indianische Verkündiger des Evangeliums, bekehrt worden. Von dort konnte schon 1651 Mayhew schreiben, daß bereits 199 Personen, Männer, Frauen und Kinder, sich zu Christo bekennen. Im folgenden Jahr waren es schon 283 Indianer, ungerechnet die jungen Kinder. Auch hier schlossen sie ganz wie in Natick als ein Volk Gottes einen Specialbund mit Gott:

„Wir erwählen am heutigen Tage Jehovah, daß er unser Gott in Christo Jesu sei, unser Lehrer, unser Gesetzgeber in seinem Wort, unser König, unser Richter, der uns durch sein obrigkeitliches Amt und die Geistlichen regiert“ [66]). Auch hier gründeten sie eine christliche Ansiedlung und gaben sich eine geordnete bürgerliche Verfassung. In der Colonie Massachusetts waren außer Natick bis zum Jahr 1671 noch 6 ähnlich organisirte Dörfer entstanden; und in den nächstfolgenden Jahren kamen noch 7 andere dazu, welche man im Unterschied von den ersten „die neuen betenden Indianerdörfer“ nannte. In den 14 Dörfern waren es 1100, in ganz Neu-England etwa 3600 Seelen, welche sich der Leitung der Missionare ergeben hatten [67]).

Alle christliche Indianerdörfer hatten die gleiche Einrichtung. Ein jedes Dorf bekam einen gewissen Strich Landes als ihr Besitzthum angewiesen, je aus ungefähr 6 oder 8000 acres bestehend. Jedes Dorf hatte seine Beamten, seine Regierenden oder Richter, seine Constabler, seinen „Marschall“ [68]). Diese Beamten waren sämmtlich Indianer. Ein Engländer (Gookin) wurde dazu ernannt, mit den indianischen Beamten zusammen zu kommen und gleichsam eine Art höheren Gerichtshof einzurichten. Die Generalregierung von Massachusetts erließ eine Anzahl Gesetze, durch welche theils die Indianer gegen Weiße geschützt werden, theils die von den niedern Behörden aufgerichteten Ordnungen den gehörigen Nachdruck bekommen sollten. Die Gesetze gegen Idololatrie, gegen das Treiben der Medicinmänner, gegen Polygamie, gegen Sabbathschänderei und Trunkenheit wurden streng durchgeführt [69]). Die Indianer gewöhnten sich an alle möglichen Arbeiten des civilisirten Lebens; sie bauten Getreide, pflanzten Obstgärten, preßten Most, zogen Rindvieh und Schweine, schlugen Holz in den Wäldern, machten Dachschindeln; sie lernten spinnen, stricken u. s. w. Allenthalben wurden Schulen errichtet. Viele lernten lesen und schreiben. Die Schullehrer waren zum größten Theil selbst Indianer. Aber auch die meisten Prediger waren Eingeborene. In Martha's Vineyard und Nantucket wirkten unter Mayhews Oberaufsicht 10 indianische Prediger; und dasselbe war in den Dörfern innerhalb der Jurisdiction von Massachusetts der Fall. Noch sind uns Predigten dieser indianischen Prediger erhalten. Die indianischen Pastoren wurden vom Volke erwählt; und nachdem man nach apostolischem Vorbild gefastet und ge-

betet hatte, wurden ihnen die Hände aufgelegt und sie feierlich zu ihrem Amte ordinirt. Auch Laienälteste, ruling elders, wurden eingesetzt. Nach dem Vorbild des alttestamentlichen Volkes Gottes wurde der Zehnten eingeführt. Beim Ernten und Dreschen wurde derselbe gleich auf die Seite gebracht und in jedem Indianerdorf als ein Eigenthum des Herrn, dem ja eigentlich alles gehöre, an einem besondern Platze aufgespeichert. Die Court bestimmte über die Verwendung desselben, und Lehrer und Träger des obrigkeitlichen Amtes empfiengen von daher eine Unterstützung. Auch auf Hebung der Schulen war man bedacht. Das Kirchenwesen war überall genau nach der puritanischen Weise eingerichtet. Alles, was irgend wie eine Annäherung an römische Sitte und Ceremonien aussehen konnte, wurde ängstlich vermieden. Die ganze Form des Gottesdienstes hatte streng puritanisches Gepräge. Statt mit einer Glocke wurde mit einer Trommel das Zeichen gegeben. „Der Pastor oder Prediger beginnt mit einem freien Herzensgebet; dann singt die Gemeinde, und nach dem Psalm liest der, welcher predigt, eine Stelle der Schrift, einen oder mehrere Verse, wie er will, legt sie aus, entwickelt die darin enthaltenen Lehren und wendet sie an; dann beschließt ein Anderer mit einem Gebet zu Gott im Namen Christi.“ Auch Katechisationen wurden in den Gottesdienst aufgenommen. So kamen sie jeden Sonntag zweimal zum Gottesdienst zusammen. Der Sabbath wurde in der gesetzlichen, puritanischen Weise begangen. Der ganze Sabbath wurde sehr streng gefeiert; alle andern Festage fielen weg; nur wurden von Zeit zu Zeit Buß- und Bettage mit Fasten und Beten feierlich begangen. Die Glieder der indianischen Gemeinden waren getheilt in Katechumenen und zur vollen Kirchengemeinschaft berechtigte Abendmahlsgäste. Sie hatten Kirchenzucht und Kirchenbuße. Dieselbe war so streng, daß die indianischen Gemeinden darin den strengsten puritanischen Gemeinden gleich kamen. In jedem Hause war die Sitte des Hausgottesdienstes, Morgen- und Abendgottesdienst eingeführt. In allen Wigwams wurde die heil. Schrift gelesen. Auch eine Art Kirchenvisitation war eingeführt. 1673 und 74 machten Eliot und Gookin, jener der Pfleger der geistlichen, dieser der bürgerlichen Angelegenheiten, miteinander eine Rundreise, um die bis dahin gesammelten Gemeinden in ihrem Glauben zu stärken, in der politischen Ordnung zu befestigen, um neue

Prediger (indianische) und obrigkeitliche Personen in's Amt zu setzen oder die schon erwählten in demselben zu bestätigen und ihnen ihre Pflichten bekannt zu machen oder auf's neue einzuschärfen, mit einem Worte, um das kirchliche und politische Gemeinwesen der betenden Indianer fester zu begründen.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte die Missionsarbeit Eliots und seiner Freunde gewährt, und nun eben war alles im besten Zuge. Es hatte ganz den Anschein, als ob in nicht allzuferner Zeit der größere Theil der Indianer Neu-Englands für das Christenthum und die Civilisation gewonnen werden könnte. Allein alle Hoffnungen wurden vereitelt, alle Blüthen geknickt; ein großer Theil der Arbeit Eliots wurde gänzlich zerstört durch den eben jetzt ausbrechenden verheerenden Krieg des Königs Philipp. Durch die Greuel, die dieser Indianerkrieg im Gefolge hatte, wurde die Spannung zwischen Weißen und Indianern so groß, daß fortan die Engländer die Indianer mit ganz andern Augen anschauten, daß das Gefühl des Hasses bei ihnen weit überwog, und daß die Liebe zur Indianermission, die früher eine allgemeine gewesen war, fast ganz erlosch, wenn auch die Mission unter den Indianern Neu-Englands noch einige Jahrzehnte ein mattes Dasein fristete. Wir können unsre Augen vor der Thatsache nicht verschließen, daß die Puritaner, wenn es einmal zu Verwicklungen und Conflicten mit den Indianern kam, keine große Nachsicht, keinen versöhnlichen Sinn und keine Gerechtigkeit in der Unterscheidung zwischen Schuldigen und Unschuldigen erkennen ließen, obwohl wir uns ihr Verhalten schon einigermaßen aus der alle Nüchternheit verhindernden Aufregung, die ein jeder Indianerkrieg auf der Grenze hervorzubringen pflegt, erklären können.

In dem Krieg „König Philipps" hatten die christlichen Indianer unsägliches Elend zu erdulden. Zwar die christlichen Indianer auf Nantuket und in Marthas Vineyard spürten wenig vom Krieg. Da waren Hunderte von christlichen Indianern, welche mit den Engländern in gutem Einverständniß lebten. Auch die Indianer, welche zu dem Gebiet New Plymouth gehörten, wurden von den Engländern nicht belästigt, kämpften vielmehr gemeinsam mit ihnen. Aber die Indianer in Massachusetts, welche unter der Leitung Eliots stunden, hatten schwer zu leiden. Die s. g. neuen betenden Indianerdörfer, welche noch nicht lange

zum Christenthum gebracht worden waren, fielen fast sämmtlich von den Engländern ab. Die 7 alten christlichen Indianerdörfer blieben jedoch treu. Allein man beargwöhnte auch sie. Man sah, wie es in solchen Indianerkriegen immer zu gehen pflegt, in jedem Indianer einen Feind. Man glaubte auch von den christlichen Indianern, sie seien mit den feindlichen Indianern im Einverständniß und Verräther. Sie wurden unter strenge Controle gestellt; nicht eine Meile durften sie von ihrem Ort weggehen, außer in Begleitung von einem Engländer; sonst durfte wer sie traf sie sofort niederschlagen. Die Maaßregel mag nöthig gewesen sein; aber sie war drückend hart für die Indianer, welche nun nicht mehr jagen oder das Vieh suchen konnten. Die Erbitterung unter der Bevölkerung gegen alle Indianer war ganz unglaublich. Nicht blos die Leute aus den niedern Volksklassen, sondern selbst Geistliche wie Cotton, Mather, Hubbard u. A. gebrauchten, wenn sie von den Indianern redeten, nur Ausdrücke, wie Hunde, Schlangenbrut, Höllenhunde u. s. w. Auch von Frauen und Kindern derselben wird gesagt, sie seien doch alle nur junge Schlangen von derselben Brut. Der Kampf zwischen Engländern und Indianern wird dargestellt als der Kampf zwischen Weibes- und Schlangensamen. Der Feldzug gegen die Wilden wird als ein Kreuzzug gegen die Feinde Gottes geschildert. Wie die Officiere einst im Pequotkrieg fromme Betrachtungen in die Schilderung ihrer militärischen Thaten einzustreuen liebten, so beschrieb nun wieder in gleicher Weise Capt. Church, „der große Indian fighter", die Geschichte des Kriegs Philipps. Wieder liebten es die Engländer ihren Vernichtungskrieg gegen die Indianer mit der Ausrottung der Kanaaniter zu vergleichen. Hubbard schrieb als Motto über seine Geschichte des Indianerkriegs 2. Mos. 17, 14: Ich will gänzlich ausrotten das Andenken Amaleks unter dem Himmel.

Und dieselbe feindselige Gesinnung wendete sich auch gegen die christlichen Indianer. Es wurde, so wird erzählt, fast für ein Verbrechen gehalten zu sagen, daß etliche von diesen Indianern fromme Leute seien, und daß man Grund habe zur Ueberzeugung, daß der und der selig werden würde. Das Volk war gegen Gookin und Eliot sehr aufgebracht, gleich als ob diese die Indianer gegen die Engländer unterstützten. Die christlichen Indianer wurden, wenn irgend ein Verbrechen verübt wurde,

oder ein Unglück geschah, dessen angeklagt. Verbrechen wurden ihnen angedichtet. Und wenn sie nach sorgfältiger Untersuchung als unschuldig freigesprochen wurden, so war der Pöbel darüber entrüstet. Es entstanden Volksaufstände; Gefängnisse wurden erbrochen, um die gefangenen Indianer zu ermorden. Die bekehrten Indianer wurden von ihren Wohnplätzen an der Grenze weggeschleppt und an andere Plätze versetzt, wo sie nicht im Stande sein sollten, Schaden anzurichten. Es läßt sich denken, wie schmerzliche Verluste und Leiden damit für die Indianer verbunden waren. Sie schmolzen immer mehr zusammen. Sie stunden zwischen zwei Feuern und hatten von Engländern und heidnischen Indianern gleichermaßen zu leiden. Von den Engländern wurden sie beargwöhnt, mißhandelt und verfolgt, und von den heidnischen Indianern wurden sie angegriffen, bekämpft und wegen des Nutzens, den ihnen nun ihr Christenthum bringe, weidlich verspottet. Es ist eine rührende Klage, die einer der christlichen Indianer ausstieß, und die wir hier mittheilen, weil sie so recht deutlich zeigt, wie von allen Seiten dieselben bedrängt waren. Jener Indianer sagte zu Eliot: „O ich bin sehr unglücklich auf jeder Seite. Die Engländer haben manches von meinem Land, Korn, Vieh, Pflügen und allerlei Waaren weggenommen. Die feindlichen Indianer haben einen Theil von dem genommen, was ich hatte, und die gottlosen Indianer verspotten mich nun und sagen: Was ist nun aus deinem Beten geworden? Die Engländer tadeln mich und sagen, ich sei ein Heuchler. In dieser Noth habe ich nicht, wohin ich schauen soll, als zu Gott im Himmel, daß er mir helfe. Jetzt ist mein theures Weib und mein ältester Sohn wegen der Drohungen der Engländer weggelaufen, und ich fürchte, sie werden im Wald aus Mangel an Nahrung umkommen. Alles trägt dazu bei meinen Kummer zu mehren. Aber doch will ich zu Gott in Christo Jesu aufschauen, bei welchem allein meine Hilfe ist“ [70]).

Das war die Lage, in der sich damals in der Zeit des Krieges die christlichen Indianer befanden. Fürwahr, es ist zu verwundern, daß sie nicht alle mit einander zu den Feinden der Engländer übergingen. In dieser Feuerprobe zeigte sich's, wie tief das Christenthum schon Wurzel geschlagen hatte, und wie groß die Anhänglichkeit an diejenigen war, welche ihnen das Wort Gottes gebracht hatten. Uebrigens trat auch noch ein

Umschwung in der Meinung der Engländer ein, als sie die bekehrten Indianer im Krieg verwendeten und sahen, wie große Vortheile ihnen dieselben brachten.

Als der Krieg zu Ende ging, sammelten sich die christlichen Indianer wieder, richteten ihr Kirchenwesen ein wie früher und ließen sich von ihren indianischen Predigern das Wort Gottes verkündigen. Doch wurde ihre Zahl immer kleiner; der Indianerkrieg hatte die Mission geknickt.

Drittes Kapitel.

Die Missionen der französischen Jesuiten.

W

ein Neu-
sichten,
wo bis
die Fran
Namen
Besitz er
dem „all
die Dien
gegenseiti
naren de
Missionar
Kirche u
Thrones.
höchst wi
er kam
seine geis
lauschende
Anderer
mals Krie
er wurde
sein Anse
Mit allen
Indianern
dieser Ges
zu unbesch
mahnen.
chen, sag
„Es sind
und als
Wenn ihr
und ehret
Wenn die

Als die Franzosen anfiengen, in Amerika Niederlassungen, ein Neu-Frankreich zu gründen, war eine ihrer vornehmsten Absichten, die christliche Religion in solchen Gegenden auszubreiten, wo bis dahin noch das Heidenthum herrschte. Wo nur immer die Franzosen ihren Fuß hinsetzten, wurde von dem Land im Namen der französischen Krone und der römischen Kirche zumal Besitz ergriffen. Die französischen Entdeckungen eroberten sowohl dem „allerchristlichsten König“ als dem Papst neue Länder, und die Diener der Kirche und die des Staates arbeiteten sich dabei gegenseitig in die Hände. Die Generale bereiteten den Missionaren den Weg und führten sie zu den Indianern, und die Missionare machten die Wilden zu Unterthanen nicht blos der Kirche und der Himmelskönigin, sondern auch des französischen Thrones. Der Missionar war in den französischen Colonien eine höchst wichtige Person. Er entdeckte dem König neue Länder; er kam zu Völkern, zu denen sonst Niemand gelangte; durch seine geistliche Würde erlangte er oft bei dem seiner Predigt lauschenden Stamm ein Ansehen und eine Autorität, die kein Anderer hätte erlangen können; von seinem Einfluß hieng oftmals Krieg und Frieden und das Wohl der ganzen Colonie ab; er wurde zu den wichtigsten politischen Missionen verwendet; sein Ansehen war bei Franzosen und Indianern gleich groß. Mit allem Fleiß suchten die Gouverneure Neu-Frankreichs den Indianern eine möglichst große Meinung von der hohen Würde dieser Gesandten Gottes und des Königs beizubringen und sie zu unbeschränkter Ehrfurcht gegen diese „heiligen Väter“ zu ermahnen. Als die ersten Missionare in's Huronenland aufbrachen, sagte Champlain zu den Indianern, die sie begleiteten: „Es sind unsre Väter; wir lieben sie mehr als unsre Kinder und als uns selbst. Man schätzt sie hoch in ganz Frankreich. Wenn ihr die Franzosen liebt, wie ihr sagt, so liebt diese Väter und ehret sie; sie werden euch den Weg zum Himmel zeigen“ [71]). Wenn die Jesuitenmissionare Quebeck oder Montreal verließen,

um ihre Missionsreisen anzutreten, wurden ihnen vor den Augen der Indianer die größtmöglichen Ehrenbezeugungen erwiesen; die Soldaten traten unter das Gewehr und salutirten; die Kanonen des Forts wurden gelöst; es war ein Ereigniß, an dem die ganze Bevölkerung der Colonie Antheil nahm. Wenn ein Missionar gefangen genommen oder getödtet wurde, so wurde wohl eine solche Gewaltthat bestraft wie ein an den vornehmsten Beamten und Gesandten des Königs begangenes Verbrechen.

Die Mission unter den Indianern war ein von der allgemeinen Theilnahme der Vornehmen wie der Geringen getragenes Werk. Der König und der Hof in Paris interessirte sich aufs lebhafteste dafür. Der König steuerte gleich am Anfang eine nicht unbedeutende Summe Geldes zur Unterstützung des Missionswerkes bei. Die Königin und ihre Hofdamen rüsteten Missionare mit allerlei nöthigen Erfordernissen aus. Die vornehmsten Damen in Frankreich leisteten hilfreiche Hand. Die ganze Bevölkerung Frankreichs war von einem Enthusiasmus für die Indianermission erfüllt. Vor allem aber alle Einwohner der Colonie Neu-Frankreich nahmen den lebhaftesten Antheil an dem Werk der Jesuiten; es schien die Mission die vornehmste und wichtigste Angelegenheit der Colonie zu sein. Und wie die ersten Gouverneure Canadas von der Mission dachten, mag aus dem Wort Champlain's gesehen werden, der seinem König ein neues Königreich in einer neuen Welt aufschloß, und der das Wort sprach, die Errettung einer einzigen Seele sei mehr werth als die Eroberung eines ganzen Königreichs, und die Könige sollten nur um deswillen daran denken, ihr Reich in den Ländern, wo noch Götzendienst herrsche, auszubreiten, um dieselben Jesu Christo zu unterwerfen [72]).

Auch die Engländer hatten es als eine ihrer vornehmsten und wichtigsten Absichten bei ihrer Niederlassung an den Gestaden des atlantischen Oceans bezeichnet, den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Allein dort verflossen nach der Landung der Pilgrimväter noch 25 Jahre, ehe man Hand ans Werk legte. Anders war es in Neu-Frankreich. In die ersten Anfänge der Colonie fallen auch die ersten Anfänge der Indianermission. Zur Zeit, als Eliot, damals noch der einzige englische Missionar, die Bibel in der Hand zu den nur etliche Meilen von seiner Wohnung entfernten Indianern ging, waren schon ganze Schaaren

römischer Priester Hunderte von Meilen weit in die Wildniß des Indianerlandes eingedrungen und hatten schon viele Tausende, freilich in ihrer Weise, zu Gliedern der römischen Kirche gemacht. Ehe die Engländer in ihrer Mitte überhaupt das erste College errichtet hatten, hatten die französischen Missionare schon ein indianisches Seminar nebst andern Wohlthätigkeitsanstalten für die Ureinwohner Amerikas errichtet. Als die ersten Convertiten der englischen Missionare endlich getauft wurden, hatte die Zahl der von den Jesuiten Getauften die Zahl von 12000 schon weit überstiegen.

Von allem Anfang an waren die Niederlassungen der Franzosen von religiösen Rücksichten geleitet. Schon Cartier (1534) wurde in seiner Commission ermächtigt, neue Länder zu entdecken, „damit um so besser gethan werde, was Gott unserm Schöpfer und Erlöser wohlgefällig ist, und was dienen kann zur Mehrung der Ehre seines hochheiligen Namens und unsrer heiligen Mutter, der Kirche." De Monts, Gründer von Acadien (1608), obgleich Calvinist, dem für seine Person und für seine Angehörigen freie Religionsübung zugesichert war, wurde angewiesen, die katholische Religion unter den Indianern aufzurichten. Poutrincourt, sein Nachfolger, erhielt in einem eigenen Handschreiben des Papstes einen besondern Segen für dies Werk. Der König Heinrich IV. begünstigte vom Anfang an das Missionsunternehmen und steuerte zum Anfang 2000 Livres bei [73]). Als die erste feste Ansiedlung in Acadien bewerkstelligt wurde, waren schon Missionare dabei (1610). Die Königin und ihre Hofdamen rüsteten ein Schiff mit reichen Vorräthen für sie aus; vornehme Damen unterstützten sie mit Meßgewändern, den **vasis sacris**, mit Wäsche und Geld; ja sie machten durch ihre Kapitaleinzahlungen die Missionare zu Gliedern der die Colonie verwaltenden und ihre Einkünfte genießenden Compagnie. Schon in so früher Zeit also wurde eine Mission unter den Micmacs gegründet, die freilich keinen langen Bestand hatte. Bald wurde eine Mission unter den Abenakis, die am Kennebecfluß wohnen, angefangen. Die Missionare wirkten in ihrer Weise; sie predigten den Indianern durch Bilder, die sie ihnen zeigten; sie ließen sie dieselben küssen; sie ließen sie ihre Kinder bringen, damit sie dieselben segneten; sterbende Kinder wurden mit dem Taufwasser besprengt. Das Werk des römischen Missionars ist ja auch unter den Indianern

vorwiegend ein äußerliches opus operatum. Damals nun richteten die Missionare noch nicht viel aus; aber später wurde der Stamm der Abenakis eines der blühendsten Missionsfelder der Jesuitenmissionare. Am Ufer des Penobscot pflanzten römische Missionare im J. 1613 ein Kreuz auf und nahmen durch ein feierliches Hochamt von dem Lande Besitz; ein kleines Fort wurde errichtet; eine Missionscolonie, aus 25 Personen bestehend, ließ sich dort nieder; eine Mission wurde begonnen; aber ehe es zu einem nennenswerthen Anfang kommen konnte, wurde die junge Colonie durch einen Ueberfall von Engländern zerstört. Um's Jahr 1624 nahmen Franciscanermönche die unterbrochene Mission in Acadien wieder auf.

Alle diese Missionsversuche waren von keinem besondern Erfolg begleitet. Erst als seit dem Jahr 1632 die Jesuiten einen neuen Missionsanfang machten, gewann die Mission eine größere Bedeutung und eine staunenerregende Ausbreitung.

Die Jesuiten, die in Europa ganze Länder, die dem Papst durch die Reformation verloren gegangen waren, wieder in den Schoos der römischen Kirche zurückzuführen suchten, und die den Verlust ihrer Kirche in der Heimath durch die Gründung neuer Kirchen in der Heidenwelt zu ersetzen bemüht waren, — die Jesuiten, die in alle Welttheile ihre Missionare aussandten, und die gerade auf dem Gebiet der Heidenmission eine zwar mit aller ihrem Institut anklebenden Unreinigkeit behaftete, aber immerhin glänzende und staunenerregende gewaltige Thätigkeit entfalteten, — die in Japan, China, Cochinchina, in Indien, in Tibet, auf den Molucken ihre Missionskirchen gründeten, durch Aethiopien und Abessinien zogen, bis zu den Kaffern vordrangen, an den Ufern des Marannon predigten und in Paraguay ihren Jesuitenstaat gründeten, — sie drangen auch in die Urwälder Amerikas und in die Wigwams der Indianer ein; ja bald war die Indianermission eine ihrer liebsten und ausgezeichnetsten Missionen, ein so reiches und ergiebiges, ein mit solchem Schimmer und Glanz umleuchtetes Missionsfeld, daß man die Indianermission der Mission in Paraguay als Rivalin an die Seite stellte, und daß es für einen Jesuitenmissionar kein größeres Glück gab, als wenn er von seinen Oberen zu den Wilden Amerikas gesendet wurde, und daß auch die Nonnen in Frankreich nichts sehnlicher wünschten, als in dies Arbeitsfeld gesendet zu werden. Es schien,

als ob ganz Amerika von den Missionsstationen der Jesuiten wie mit einem Netz überzogen werden sollte; mit der dem Jesuitenorden eigenthümlichen rastlosen Thätigkeit drangen sie immer tiefer in das Innere Amerikas ein, immer neue Stämme aufsuchend, immer neue Missionen gründend, immer an neuen Orten das Kreuz und den Pfahl mit dem Wappen der Bourbonen aufrichtend. Sie predigten den Algonkinstämmen in Neu-Frankreich bis zu den Wassern der Hudsonbay; sie drangen in das Land der Huronen und der gefürchteten Irokesen; sie segelten über alle die fünf großen Binnenseen bis zur äußersten Grenze des oberen Sees; sie drangen in die Wälder von Wisconsin ein und in die Ebenen von Illinois; sie entdeckten den großen mächtigen Mississippi und besuchten die Stämme an seinen Ufern bis zum Golf von Mexico. Von der Mündung des Lorenzstromes bis zur Mündung des Mississippi drangen sie, ein Land nach dem andern entdeckend, rastlos vorwärts und eroberten für den König und den Papst ein ungeheures Reich. Die Jesuitenmissionare standen an der Spitze der immer weiter vordringenden Franzosen und wohl mit Recht durfte Bancroft sagen, kein Cap wurde umsegelt, kein Fluß entdeckt, da nicht ein Jesuit dabei war [74]).

Eine der glänzendsten Missionen unter den Indianern ist die unter den Huronen. Diese, auch Yendots oder Wyandots genannt, wohnten auf einem kleinen Strich Landes zwischen dem Ontario- und Huronsee am südlichen Ende der Georgian Bay. Ihre Zahl war eine verhältnißmäßig sehr beträchtliche; denn nach einer Zählung im J. 1639 hatten sie 32 Dörfer und Plätze mit 700 Wohnungen, 4000 Familien und 12000 erwachsenen Personen, was eine Gesammtbevölkerung von wenigstens 20000 Seelen ergiebt [75]). Mit den benachbarten, stammverwandten, kriegerischen Irokesen lebten sie in stetem Krieg und giengen in diesem Kampf fast ganz unter.

Unter den Huronen war allerdings schon vor dem J. 1632 die Mission begonnen worden. Im J. 1615 und nach einiger Unterbrechung 1622 hatten Franciscanermissionare, Le Caron, Viel und der Laienbruder Sagard, begleitet von mehreren Franzosen, im Huronenland eine Mission angefangen. In ihrer kleinen, elenden Hütte führten sie in der Wildnis ein strenges, ascetisches Leben nach der Regel ihres Ordens, unter vielen Entbehrungen, ohne große Hoffnung und ohne wichtigen Erfolg. Sie riefen

die Jesuiten zu Hilfe. Viel fand durch Mörderhand seinen Tod in den Wellen. Es waren kümmerliche Anfänge, die durch die Eroberung Canadas durch die Engländer (1629) vollends vernichtet wurden. Als aber 1632 Canada wieder in den Besitz der Franzosen kam, wurde die Mission in Neu-Frankreich von den Jesuiten mit aller Energie in Angriff genommen. Gleich im folgenden Jahr kamen 15 Priester auf einmal von Frankreich, außer 3—4 Laien, die sich dem Unterricht der Kinder widmen wollten; und im J. 1634 kamen Brebeuf und Daniel im Land der Huronen an, um die Mission zu beginnen. Mit einer Anzahl Huronen, die des Handels halber nach Quebek gekommen waren, brachen Brebeuf und Daniel auf, willig allen Beschwerden der Reise sich unterziehend. Wie mühevoll und beschwerdenreich war der 300 Meilen lange, von Quebek über den Ottawa und seine Zuflüsse nach Huronia führende Weg! Den ganzen Tag mußten die Missionare rudern, bei den 35 Tragplätzen das Boot und seine Ladung oft Meilen weit durch dichte Wälder tragen, 50 mal das Canoe bei Stromschnellen über die Felsen hinziehen helfen. So viel Arbeit wurde ihnen auferlegt, daß sie kaum Zeit fanden, ihr Brevier zu lesen; vom Hunger wurden sie gepeinigt; denn die Indianer waren von ihrem gewöhnlichen Weg, wo sie ihre **cachets** hatten, abgekommen; und zuletzt noch mußte Daniel, von seinen treulosen indianischen Gefährten verlassen, allein und dem Hungertod nahe in den Wäldern umherirren. Nicht viel besser ergieng es Brebeuf. Mit einigem Gepäck, mit den Ornamenten für die Kapelle, die der Jesuit nie zurückließ, die er zu retten suchte, wenn alles andere verloren gieng, aber ohne alle Lebensmittel kam er an der Grenze des Huronenlandes an. Die Indianer, taub gegen alle seine Bitten, nahmen ihn nicht weiter mit, sondern ließen ihn in der Wildnis allein. Aber Brebeuf, mit dem Enthusiasmus eines Jesuiten, „warf sich auf seine Kniee und dankte Gott und der Jungfrau und ihrem keuschen Gemahl, grüßte den Schutzengel des Landes und opferte sich dem Erlöser“ [76]). Er kam bis zum Dorf Ihonatiria, und dort trafen die drei ersten Huronenmissionare zusammen; denn auch Davost war inzwischen nachgefolgt, und zwei andere Missionare kamen im folgenden Jahr. In Ihonatiria, nordwestlich vom See Toronto, nahe dem Ufer des Irokesen Sees, der nur eine Bucht des Huronsee ist, erbauten sie eine Kapelle, weihten sie dem h. Joseph,

den sie zum Schutzengel des Landes und Volkes der Huronen und ihrer Mission erkoren hatten, schmückten sie mit den aus Frankreich mitgebrachten Ornamenten, und vor den Augen der erstaunten Indianer wurde nun mit aller Sorgfalt die ganze Pracht des ceremonienreichen römischen Cultus entfaltet. Auch das Dorf, in welchem diese Kapelle errichtet worden war, erhielt den Namen St. Joseph; es wurde der Mittelpunkt, von wo aus allen Dörfern der Huronen das Christenthum der römischen Kirche gebracht wurde. Die Huronenmission war begründet.

In der That nicht gering waren die Schwierigkeiten, die sich der Mission der Jesuiten entgegenstellten. Es dauerte lange, ehe sie von Erfolgen reden konnten; einige Jahre lang konnten sie von keiner weitern Frucht ihrer Arbeit berichten, als von der Taufe sterbender Kinder. Nach der allgemeinen Sitte der Indianer, die der Disputation mehr als irgend etwas anderem feind sind, thaten diese, als ob sie allem, was die Missionare ihnen sagten, beistimmten, während sie ganz gleichgiltig blieben oder gar nicht aufmerkten. Es kam wohl vor, daß Manche hernach gestanden, sie hätten die Predigten des Missinars blos deshalb besucht, um ihn zufrieden zu stellen. „Du hattest Niemand, um mit dir zu beten. Ich hatte Mitleid mit deiner Einsamkeit und wollte dir Gesellschaft leisten; jetzt, da Andere dir denselben Dienst leisten wollen, ziehe ich mich zurück." Sehr häufig brachte der Indianer dem Missionare diese Gegenrede: „Du erzählst schöne Sachen, und alles mag wahr sein, was du sagst; aber das gehört für euch, für die Weißen. Siehst du denn nicht, daß wir, weil wir ein ganz andres Land bewohnen als ihr, auch ein andres Paradies und einen andern Weg dahin haben müssen?" [77]) Die Ersten, welche feindselig gegen die Missionare auftraten, waren aus leicht begreiflichen Gründen die Medicinmänner. Diese waren es, welche den Aberglauben der Indianer zum Verderben der Franzosen benützen wollten. Alles Unglück, welches allerdings merkwürdig genug von nun an in hageldichten Schlägen auf die Huronen niederfiel, wurde den Missionaren zur Last gelegt. Im J. 1636 suchte eine Hungersnoth die Huronen heim. Ein Theil ihrer Kornvorräthe war durch Feuer zerstört worden, und eine anhaltende Dürre bedrohte die diesjährige Ernte. Die Kreuze vor den Thüren der Franzosen wurden als das Zaubermittel, das ihr Unglück herbeiführe, ausgeschrieen. Brebeuf wollte ein

Gottesurtheil entscheiden lassen, und er versprach den Indianern Regen, wenn sie mit ihm den Gottmenschen anbeten wollten; und nach einer veranstalteten Procession soll ein erquickender Regen gefallen sein. Aber die Verleumdungen gegen die Missionare hörten nicht auf; die wunderlichsten und seltsamsten abergläubischen Vorstellungen über die Franzosen und insonderheit die Priester waren allgemein verbreitet, Vorstellungen, welche ganz characteristisch und bezeichnend für die Culturstufe dieser Wilden sind. Krankheit und Todesfälle rissen unter den Huronen ein. Natürlich wurde alles der Zauberei der Franzosen zugeschrieben. Man erzählte sich, die Schwarzröcke hätten einen todten Leichnam bei sich in ihrem Wigwam (eine heidnische Auffassung des römischen Meßopfers), den sie als Zaubermittel gebrauchten, um die Kinder zu tödten. Man sagte, sie hätten sonst noch wer weiß was in ihrer Kapelle; die früh bei geschlossenen Thüren gefeierte Messe, die Litaneien, die mancherlei religiösen Ceremonien, die Processionen und Bittgänge, — alles hatte in den Augen der Indianer blos die Bedeutung eines wirksamen Zaubers, durch den über den ganzen Stamm Unglück und Elend gebracht werden sollte. Eine Schlaguhr in der Wohnung der Franzosen galt für die Behausung eines Dämons. In der Zeit der epidemischen Krankheit mußten die Missionare die Uhr stehen lassen; denn die Indianer hielten das Schlagen der Uhr für Todessignale, die einzelnen Menschen galten. Von einer bei dem Missionshaus aufgezogenen Fahne sagte man, die Franzosen hätten die Krankheit dareingewickelt, und sie werde von da aus nach der Gegend getragen, wohin der Wind die Fahne bewege. Ein Häuptling wollte gesehen haben, wie eine französische Frau mit ihrem Athem das ganze Land verpestete. Die Heiligenbilder, welche die Missionare den Indianern zeigten, so sagte ein Medicinmann, hauchten verpestende Dünste aus. Wo die Missionare hinkamen, wurden sie als unglückbringende Todesvögel betrachtet; wenn sie die Kranken besuchen wollten, wurde dicht vor ihnen die Thüre zugeschlossen. Die Taufe, — sie wurde ja meist sterbenden Kindern ertheilt, — galt für ein sicheres Todeszeichen; man drohte in den Hütten der Huronen den Kindern mit dem Wasser, wie wir den Kindern mit der Ruthe zu drohen pflegen [78]). Und in der That, die Meinung der Indianer, daß die französischen Priester die Krankheit und den Tod mit sich gebracht hätten, schien durch die Er-

fahrung bestätigt zu werden; denn nicht nur kam von jetzt an ein Unglück nach dem andern über die Huronen, — Dürre, Misernte, Krankheit, Krieg, — sondern gerade diejenigen Indianer, die den Franzosen am nächsten stunden, die zuerst den Glauben der fremden Priester annahmen, wurden am schwersten heimgesucht und durch die Krankheit am ersten und schnellsten hingerafft.

Aber so viele Schwierigkeiten auch den Jesuiten sich in den Weg stellten, — ein unerschrockner, todesverachtender Muth war ihr Erbtheil, und sie giengen unverdrossen und rüstig an ihre Arbeit. Von ihrer Kapelle in St. Joseph aus besuchten sie die andern starkbevölkerten Dörfer der Huronen. Sie benützten jede Gelegenheit, den versammelten Indianern zu predigen; besonders bei Gelegenheit von allgemeinen Festen, wie bei dem berühmten Todtenfest, wo Tausende zusammenströmten, traten sie öffentlich auf. Sie giengen in die Versammlung der Häuptlinge und legten der Rathsversammlung ihre Botschaft von dem König Himmels und der Erde vor. Ihren Gottesdiensten suchten sie die größtmögliche Feierlichkeit zu geben, um durch den den Augen wohlgefälligen, die Neugierde reizenden Pomp der Gewänder und Cultusformen die Indianer herbeizulocken. Sie traten auf im ganzen Schmuck ihrer priesterlichen Gewänder; alle Priester waren beisammen und fungirten; in zwei Chören sangen sie, auf den Knieen liegend, alternatim das in die Huronensprache übersetzte Vater Unser. Sie suchten den Indianern den Inhalt eines jedesmaligen Unterrichtes dadurch näher zu bringen und ihre Aufmerksamkeit zu spannen, daß sie zwei kleine französische Knaben aufstellten, die sich gegenseitig eine jede Lection abfrugen. Ein Theil des Unterrichts bestand darin, daß sie die Erwachsenen veranlaßten, ihre Bedenken gegen die neue Lehre auszusprechen, und daß sie ihnen im freien Gespräch über alle anstößigen Punkte die nöthige Aufklärung gaben. Die Liebe der Kinder suchten sie durch kleine Geschenke zu gewinnen und dadurch zugleich die Herzen ihrer Eltern zu erobern. Mehrmals in der Woche hielten sie öffentliche Katechisationen, und gerne sprachen die Indianer die vorgesprochenen Gebete nach. Wenn die Indianer zum Gottesdienst zusammengerufen werden sollten, so wurde entweder nach indianischer Sitte ein Häuptling als Ausrufer ausgesendet, oder der Missionar gieng, nach dem Vorbild Xavers, eine Glocke in der Hand durchs Dorf. Alle Tage machten die Missionare die Runde

durch die Hütten des Dorfes, um die Kinder zu unterrichten, das heißt, sie lehrten sie das Kreuzeszeichen an Stirne und Brust machen, das Paternoster, das Ave Maria und das Credo nachsprechen; sie lehrten sie die 10 Gebote und ein Gebet an den Schutzengel [79]). Aus den indianischen Kindern bildeten sie sich Chöre, welche die kirchlichen Gesänge während der Messe singen mußten, um den Gottesdienst feierlicher zu machen. Das tägliche Leben der Missionare verlief nach einer strengen Regel. Die frühen Morgenstunden von 4—8 Uhr waren der Frühmesse und der stillen Andacht gewidmet. Um 8 Uhr öffnete sich das Haus für die Wilden; jeder gieng an seinen Posten; die Einen leiteten die Schule; die Andern giengen ein jeder in den ihm angewiesenen Distrikt des Dorfes, um in den Hütten Besuche zu machen und besonders um nachzusehen, ob kein krankes Kind irgendwo sei, das der Taufe bedurfte. Gegen Abend um 4 Uhr kamen sie dann alle wieder zusammen, um sich über Missionsangelegenheiten zu besprechen und sich gegenseitig in der Erlernung der Sprache zu fördern. Sie ließen es sich besonders angelegen sein, den Indianern auch leibliche Hilfe zu leisten. Die Kranken besuchten sie täglich zweimal; sie brachten ihnen Suppe und Fleisch, gedörrte Trauben und Pflaumen, Zucker und allerlei Süßigkeiten; und sie machten wohlgefällig die Bemerkung, daß sie dadurch ihrer geistlichen Missionswirksamkeit einen wesentlichen Vorschub leisteten. Ein Missionar schreibt: „Der Teufel weiß sehr gut, wie viel diese kleinen Süßigkeiten uns schon nützten, ihm so viel Seelen, welche er gefangen hielt, aus den Händen zu reißen" [80]). Auch durch Vertheilung von Arzneien und durch Leistung ärztlicher Hilfe suchten sie den Indianern zu nützen und ihre Herzen zu gewinnen. Die Aderlässe, durch welche ein mit den Missionaren lebender französischer Baron auf einer Reise durch's Land ganze Schaaren Huronen curirte, mußten dazu dienen, dieselben den Priestern geneigter zu machen.

Es ist die Eigenthümlichkeit der römischen Kirche, daß sie besonders durch äußerliche Dinge, durch die Pracht der Ceremonien, durch besondere Cultusformen auf die Sinne und das Gemüth des Menschen einzuwirken sucht; und es liegt am Tage, daß ein auf so niedriger Stufe stehendes Volk, wie die Indianer sind, für die von den römischen Missionaren angebotene Form des Christenthums, welche an das inwendige Leben keine hohen For-

derungen stellte, aber den sinnlichen Menschen anzog, besonders empfänglich sein mußte. Die Missionare benützten aber auch die Pracht und den Pomp der religiösen Ceremonien als ein Hauptmittel, um die Indianer zu gewinnen. Sie wandelten inmitten der indianischen Krieger in ihrer vollen priesterlichen Amtstracht. Bei allgemeinen Landesplagen wurden Bittgänge und feierliche Processionen veranstaltet; das Venerabile wurde öffentlich ausstellt und angebetet. Ebenso wurden ergreifende, in grellen Farben gemalte Bilder gezeigt, z. B. vom jüngsten Gericht, um die Gemüther zu erschüttern. Durch die Aufführung schöner, melodischer Gesänge, die von Kinderstimmen vorgetragen wurden, suchten sie die Herzen weich zu stimmen. Besondere Festlichkeiten wurden mit aller nur möglichen Feierlichkeit begangen; wie wurde z. B., um nur eines zu nennen, die Taufe des ersten Katechumenen festlich gefeiert! Die Kapelle war mit allem nur möglichen Schmuck geziert; die Missionare selbst waren von ihrer Schönheit entzückt, und die Indianer staunten solche nie gesehene Herrlichkeit in heller Verwunderung an. Ein Missionar schrieb, ihre Kapelle, obwohl sie in Frankreich arm erscheinen würde, gelte hier für ein Wunder der Welt. Die Ornamente seiner Kapelle waren dem Jesuitenpater sein Allertheuerstes. Wenn in dem gebrechlichen Canoe, in dem er seine Reise zurücklegen mußte, kein Platz mehr war für seinen Koffer und seine Kleidung, so ließ er doch gewiß die Ornamente nicht zurück; und wenn er mit blutenden Füßen und zerfetzten Kleidern seine Straße zog, trug er doch sicher das um seine Schulter geschlungene Bündel mit dem Brevier und den heiligen Geräthen. Kurz, der ganze ceremonienreiche Cultus der römischen Kirche und alle symbolischen Gebräuche derselben wurden hier im Land der Huronen, mitten in der Wildnis im Dickicht der Wälder, hunderte von Meilen von der nächsten europäischen Ansiedlung entfernt, mit ebenso sorgfältiger Scrupulosität und in derselben Fülle und Reichhaltigkeit beobachtet, als dies nur in der Mitte der civilisirten Welt, in Rom oder Paris geschehen konnte. Das ganze Kirchenthum, das hier begründet wurde, trug durch und durch specifisch römisches Gepräge. Der Mariencultus z. B. wurde in solcher Ausdehnung herrschend, daß nicht nur den für die heilige Jungfrau schwärmenden Neophyten die Himmelskönigin in Träumen und Visionen erschien, sondern daß nach kurzer Zeit diejenigen,

welche die Religion der römischen Priester annahmen, nicht Christen, sondern „Marianer" genannt wurden, — allerdings ein merkwürdiges heidnisches Urtheil über das römische Christenthum [81]).

Die römische Kirche hat die Lehre vom opus operatum. Die Mittheilung der ewigen göttlichen Gnade ist nach ihrer Dogmatik nicht an das Vorhandensein des Glaubens in dem menschliche Gemüthe gebunden, sondern durch die puren, äußerlich legitim an dem Menschen vollzogenen Acte wird demselben das Heil in magischer Weise mitgetheilt. Besonders den Sacramenten, wenn anders sie nur rite vollzogen werden, wird eine magische Gewalt zugeschrieben. Das mußte besonders in der Missionspraxis zu Tage treten; und gewiß, den Heiden lag eine solche Anschauung einer magischen Einwirkung ohnehin nahe. Die Jesuitenmissionare beförderten diese Gesinnung nach Kräften. Sie lobten es immer, wenn Indianer ihre Kinder zur Taufe brachten, auch wenn dies in der ausgesprochenen Absicht geschah, den Kindern durch die Taufe, gleichsam wie durch ein neues, wirksameres Zaubermittel, Zeitlebens dauernde Gesundheit zuzuwenden oder sie von einer Krankheit, an der sie gerade litten, zu befreien. Mit besonders behaglichem Wohlgefallen berichten die Relations, die Jahresberichte der unter den Indianern arbeitenden Jesuitenmissionare, daß die getauften Indianerkinder nicht so kränklich waren wie die heidnischen, und daß eben aus diesem Grunde viele Indianer ihre Kinder oft Meilen weit zur Taufe brachten. Und den Umstand, daß einmal ein getauftes Kind schon mit 6 Monaten gegangen sein soll, benützten natürlich die eifrigen Jesuiten, um den Indianern insgesammt die große Wirkung der Taufe zu veranschaulichen [82]). Es ist bei der in der römischen Kirche herrschenden Lehre von der Taufe nicht zu verwundern, daß sie die Taufacte in der Heidenwelt in wahrhaft verschwenderischer Weise vollziehen läßt, daß sie an die Taufcandidaten keine hohen Anforderungen stellt und willig ganzen Kinderschaaren das Tauffacrament ertheilt auch in solchen Fällen, da nicht die geringste Garantie gegeben ist, daß dem Sacrament eine christliche Erziehung nachfolgen wird. Auch bei der Huronenmission war es so, daß sehr bald große Massen Indianer, insonderheit Kinder durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen wurden. Allerdings schreibt einer der Missionare [83]), Bressani, ein Italiener von Geburt und neben Brebeuf, Lalemant, Daniel einer der be-

deutendsten Huronenmissionare: „Wir hätten in kurzer Zeit das ganze Land christlich machen können, wenn wir nur die Zahl und den Titel gesucht hätten; aber wir wollten keine in voller Gesundheit stehenden Erwachsenen zulassen, ehe wir ihre Sprache völlig kannten, und ehe wir sie einer langen, oft mehrere Jahre dauernden Prüfung unterworfen hatten. Wir suchten vielmehr die Freude des Himmels zu vergrößern, als die Zahl der Christen zu vermehren, und wir würden uns große Vorwürfe machen, wenn irgend einer unter uns verdiente, daß man ihm zuriefe: **Multiplicasti gentem, non multiplicasti laetitiam.**“ („Du mehrest das Volk, und mehrest die Freude nicht“ nach Jes. 9, 3.) Allein es soll dies doch wohl blos heißen, daß sie bei der Spendung der Taufe noch summarischer hätten verfahren können, als sie ohnehin thaten, was wir gar nicht leugnen wollen. Uebrigens fährt Bressani gleich nach den oben angeführten Worten fort: „Doch haben wir in dem Zeitraum von wenig Jahren gegen 12000 Wilde getauft.“ So wird uns erzählt, daß von 1647 auf 48 1300 Personen getauft wurden, und 1648/9 wurden in 13 Monaten nicht weniger als 2700 Menschen getauft. Die Missionare scheinen es als eine ihrer ersten und wichtigsten Pflichten betrachtet zu haben, die sterbenden Kinder zu taufen; und sie machten sich die schwersten Vorwürfe, wenn gleichwohl dann und wann in ihrer Nähe ein Kind ohne die Taufe empfangen zu haben starb. Wie jubelten sie dagegen, wenn es ihnen gelang, sterbende Kinder mit dem Taufwasser zu netzen! „Sie sind nun Fürbitter geworden,“ schrieben sie, „für uns und für ihr Land und Volk.“ So unbedingt nöthig schien ihnen die Spendung der Taufe in solchen Fällen zu sein, daß sie es gar nicht verschmähten, ohne, ja wider den Willen der Eltern, durch Anwendung von List den Kindern, ohne daß Jemand es merkte, ganz heimlich die Taufe zu ertheilen. Während die Eltern glaubten, daß die kranken Kinder eine Arznei empfingen, zog der Missionar statt des Arzneifläschchens ein Fläschchen mit geweihtem Taufwasser aus seinem Rock, murmelte leise die Taufworte und jubelte hernach laut, daß er dem Satan eine Beute entwendet und mit Gewalt eine Seele für den Himmel gestohlen habe.

Um die Mission unter den Huronen fester begründen zu helfen, wurde der Entschluß gefaßt, ein Seminar zu errichten. Als im J. 1625 die ersten Jesuiten nach Neu-Frankreich auf-

brachen, hatte Rohault, der älteste Sohn des Marquis de Gamache, von religiöser Begeisterung ergriffen, von seinen Eltern sich die Erlaubniß ausgewirkt, in den Jesuitenorden einzutreten und mit dem ihm zufallenden Vermögensantheil ein College in Neu-Frankreich zu gründen. 6000 Thlr. Gold wurden zu dem Ende sofort ausbezahlt. Durch die Einnahme Quebeks durch die Engländer war die Ausführung des Planes hinausgeschoben worden. Aber jetzt, als die Huronenmission einen festen und kräftigen Anfang gewonnen hatte, wurde der Gedanke wieder aufgenommen und in Ausführung gebracht. Das erste College, das in Amerika eröffnet wurde, war ein für die Ureinwohner des Landes, für Indianerknaben bestimmtes. Etwa 25 Jahre schon ehe Eliot sein Indianerseminar gründete, wurde in Neu-Frankreich ein ähnliches Institut errichtet, freilich um ein ähnliches Schicksal zu haben, wie Eliots Anstalt.

Es war die Absicht bei der Gründung dieses Seminars, Huronenknaben christlich zu erziehen, die dann einen christlichen Kern im Volke bilden sollten. Allein es erwies sich dies doch als sehr schwer ausführbar. Der Indianer, so apathisch und erstorben für die zärtlichen Regungen der Liebe er zu sein scheint, hängt mit unsäglicher Liebe an seinen Kindern und kann nichts schwerer ertragen als Trennung von denselben. Vor allem an dieser Liebe des Indianers zu seinem Kinde scheiterte das Projekt des Huronenseminars. Schon hatten die Missionare 12 Knaben ausgesucht, um sie nach Quebek in's Seminar zu bringen, — sie hätten da zugleich als Geiseln für die Sicherheit der Missionare in Huronia dienen können, — schon war der Tag der Abreise bestimmt, da kamen die Mütter und Großmütter und holten die Knaben wieder und ließen sie nicht ziehen. Statt der 12 Knaben kamen blos drei nach Quebek, und von diesen wurden bald zwei von ihren Vätern, die die Trennung nicht ertragen konnten, heimgeholt, so daß nur noch einer übrig war. Auch in der folgenden Zeit hatten die Bemühungen der Jesuitenpatres, indianische Zöglinge zu werben, immer nur denselben Erfolg: „Den Morgen kamen sie, und am Abend giengen sie fort“ [84]). Umsonst war es, daß man ihnen schmeichelte, sie nach französischer Mode kleidete und durch allerlei Geschenke zu fesseln suchte. Große Summen wurden an das Unternehmen gewendet, aber ohne Frucht. Und wenn man wirklich eine kleine Anzahl

Schüler endlich mit vieler Mühe gewonnen hatte, so siechten sie hin und starben weg, oder sie wurden vom Heimweh nach ihren Wäldern und ihrer vorigen Lebensweise so verzehrt, daß man sie laufen lassen mußte, um sie nicht ins Grab legen zu müssen. Von einer Anzahl indianischer Schüler, die einmal beisammen, wird erzählt, daß der eine davon lief, zwei sich zu Tod aßen, ein vierter von seinem Vater weggeholt wurde, und drei von denen, die zurückgeblieben, stahlen ein Canoe, beluden es mit allem, was sie erwischen konnten, und fuhren mit ihrer Beute davon. Das ganze Unternehmen schlug völlig fehl. So weit, wie Eliots Studiosen und Baccalaurei, brachte es kein Huronenzögling. Man fand es nöthig, wie später auch Eliot, die ganze Einrichtung des Seminars umzuwandeln. Es wurden nunmehr nicht jüngere Knaben, sondern ältere Personen aufgenommen; sie empfingen christlichen Unterricht, wurden in den Ceremonien und Gebräuchen der römischen Kirche unterwiesen; aber daß das Seminar für die Mission einen wesentlichen Nutzen geleistet habe, davon liest man nirgends etwas.

Inzwischen arbeiteten die Missionare rastlos auf ihrem Posten. Am Trinitatissonntag 1637 wurde der erste erwachsene Katechumene mit großer Feierlichkeit unter dem Zusammenströmen einer großen Menge Indianer getauft, während allerdings zuvor schon mehrere Hundert Kinder und solche Erwachsene, die auf dem Krankenbett lagen und in der Nähe des Todes waren, getauft worden waren. Schon waren auch angesehene Häuptlinge einigermaßen gewonnen worden. Allein die Vorurtheile gegen die Franzosen und die abergläubischen Vorstellungen waren doch noch nicht überwunden, die Gefahr, die ihnen drohte, noch keineswegs beseitigt. Im Gegentheil, als die verheerende Seuche 1637 mit erneuter Heftigkeit ausbrach, stieg die Erbitterung gegen die Franzosen als die vermeintlichen Zauberer und Urheber auf's Höchste. Die Gährung der Gemüther und die Aufregung war allgemein. In den Versammlungen der Indianer sprachen alle Redner gegen die Fremden; keiner wagte ein Wort zu ihrer Vertheidigung zu sagen. Das Leben der Missionare hing an einem Faden; sie waren keinen Augenblick vor dem feindlichen Tomahak sicher. „Wir waren“, schreibt einer von ihnen, „wie Schafe mitten in einer Heerde Wölfe.“ Schon hatten sie ihre Altargeräthe und ihre Papiere in die Hände des zuerst

bekehrten Huronen niedergelegt, um sie nach ihrem Tode aufzubewahren, schon hatten sie sämmtlich den Abschiedsbrief an den Superior ihrer Mission unterzeichnet und ihre Rechnung mit der Erde abgeschlossen. An die Sitte der Huronen sich anschließend, gaben die 7 versammelten Priester ihr Todtenbankett und erwarteten weiter nichts, als den Todesstoß. Aber gerade ihre Todesverachtung und ihr unerschrockner Muth trug den Sieg davon und etwaffnete ihre Gegner. Es wurde ihnen kein Haar gekrümmt, sondern die begeisterte letzte Vertheidigungsrede Breuf's wurde mit Wohlgefallen aufgenommen, und die Stimmung der Indianer wandte sich zu Gunsten der Missionare; und Gastmähler, welche die Missionare gaben, und Ansprachen in den Versammlungen stellten ihre Popularität wieder her, um so mehr, da bald auch die Seuche nachließ [85]).

Die Mission nahm nun immer größere Dimensionen an und gewann immer größere Ausbreitung. Im J. 1637 unterzeichneten 7 Missionare jenen Abschiedsbrief; 1638 waren es schon 10; und im nächsten Jahre 1639 hielten sich schon 27 Franzosen unter den Huronen auf, darunter 13 Priester. Mehr als 10000 Indianer hörten ihre Predigt; über 1000 betrug die Zahl der Getauften, natürlich die Kinderschaaren eingerechnet. Fünf Stationen waren gegründet; die Zahl der Communicanten war auf 50 gestiegen. 1646 zählte man 15 Missionare, und 1648 wurde geschrieben: „Wir sind hier 42 Franzosen, 18 von unserer Compagnie, die übrigen sind auserwählte Leute, die mit uns leben und sterben." Es waren dies s. g. **donnés**, Laien, welche die Missionare begleiteten, ihnen in aller Noth und in allen Gefahren treu zur Seite standen und Leib und Leben, Gut und Blut für sie zu opfern bereit waren.

So hatte zu Anfang der vierziger Jahre die Mission der Jesuitenpatres unter den Huronen schon eine beträchtliche Ausdehnung gewonnen. Wohl klagten die Missionare noch 1641, daß es unter einem Volk von 16000 Seelen noch nicht mehr als 100 (in reiferem Alter getaufte) Christen gebe. Aber schon im folgenden Jahr jubeln sie: „Die Kirche baut sich in Zahl und Heiligkeit; der heil. Geist arbeitet sichtbar [86]). Es heißt: **Samaria recepit verbum Dei.**"

Gerade aber um diese Zeit, nachdem man sich kaum ein wenig von der Verheerung durch die Krankheit zu erholen an-

gefangen hatte, brach jener furchtbare Krieg aus, der die ganze Huronennation zertrümmerte, zerstreute und fast vernichtete.

Die Irokesen, jener mit seinem Einfluß und seinen siegreichen Waffen in weite Fernen bis zu den Ufern des Missisippi und bis nach Virginien alle Indianer in Schrecken haltende kriegerische Stamm, lebten, obgleich mit den Huronen durch Blutverwandtschaft eng verbunden und eine Sprachfamilie mit ihnen ausmachend, schon seit lange im Kleinkrieg mit ihnen. Aber erst jetzt kam es zu heftigem Zusammenstoß. Die Irokesen, welche von Anfang gegen die Franzosen feindselig gesinnt waren, mochten wohl vor allem darüber erbittert sein, daß sich zwischen den Huronen und den Franzosen durch den Einfluß der Jesuitenmissionare ein engeres Freundschaftsverhältnis und eine rege Handelsverbindung anbahnen wollte. Sie mochten befürchten, daß ihnen mit der Zeit aus dieser Freundschaft und Verbindung Nachtheil erwachsen werde. Dazu wurden sie auch von anderer Seite her zum Krieg aufgereizt. Die Holländer, welche sich im Gebiet des heutigen Staates Neu-York niedergelassen hatten und mit den Irokesen einen sehr lucrativen Handel trieben, sahen neidisch und misgünstig auf die Franzosen, welche von den Huronen und andern weit im Westen wohnenden Stämmen große Ladungen Felle erhielten, und deren Pelzhandel eben durch ihre Verbindung mit den Völkern des Westens eine ungeheure Bedeutung zu gewinnen drohte. In dem Interesse der Holländer lag es deshalb, den Verkehr der Franzosen mit den westlichen Stämmen zu verhindern, und sie hatten das beste Mittel hiefür in der Hand, wenn sie die gefürchteten Irokesen zum Krieg aufstachelten. Das thaten sie denn, ob auch viele Tausende von Indianern darüber ihren Untergang fanden, ob auch ein großer und mächtiger Stamm darüber fast gänzlich vernichtet wurde.

Die Irokesen hatten vor den Huronen vor allem den Vortheil der Lage ihres Landes voraus. Sie konnten die Wasserstraße sperren, welche die Huronen ziehen mußten, wenn sie mit ihren mit Fellen beladenen Flotten, die manchmal aus einigen 100 Canoes bestanden, nach Quebek fuhren, um die ihnen schon unentbehrlich werdenden europäischen Waaren einzutauschen. Die Irokesenkrieger besetzten alle Pässe dieser Handelsstraße. Kleine Kriegspartien waren den ganzen Weg entlang vertheilt, lagen im Hinterhalt und feu plötzlich und unversehens auf die arglos

in ihren Canoes dahin segelnden Huronen. Der ganze Weg war unsicher geworden. Waren die Irokesen schon durch die Ortsverhältnisse und dadurch, daß sie im Hinterhalt lagen, im Vortheil vor den Huronen, so mußten Letztere noch vielmehr dadurch alles Selbstvertrauen verlieren, daß die Irokesen von den Holländern mit Feuergewehren reichlich versehen worden waren, während dagegen die Franzosen bis dahin den mit ihnen verbundenen Indianern noch keine Gewehre in die Hand gegeben hatten. Wie eine Heerde Schafe stoben die armen Huronen auseinander, wenn sie plötzlich an den ihnen ungünstigsten Plätzen von dem wohlgezielten Feuer einer in einer Ambuscade liegenden Kriegspartie wilder Irokesen begrüßt wurden. Die Irokesen nahmen jubelnd die in den Canoes aufgehäuften Felle als eine erwünschte Prise und trugen sie zu ihren Freunden, den Holländern, um Pulver und Kugeln dagegen einzutauschen, damit sie neuen Schrecken und neues Verderben unter ihre Feinde bringen konnten. Schon redeten sie davon, daß kein Hurone übrig bleiben, daß ihr ganzer Stamm zertrümmert und vernichtet werden solle. Der Huronenname solle von der Erde ausgetilgt werden; was von ihnen vom Schwert verschont bleibt, solle zu Irokesen gemacht, in ihren Stamm aufgenommen werden. Denn gerade durch diese Politik, daß sie die Unterworfenen als Glieder ihres Stammes adoptirten, wurden sie so stark und mächtig.

Der Indianerkrieg in seiner gewöhnlichen Form, mit all seinen Schrecken und Greueln begann; Kriegspartien von beiden Seiten zogen aus. Das waren traurige Jahre für die Huronen; denn so tapfer und kriegerisch die Huronen waren, so sehr man später, z. B. in den Grenzkriegen die Wyandots fürchtete, an den Irokesen hatten sie ihre Meister gefunden. Jede Nachricht, die kam, meldete ihre Niederlage. Ihre Grenzdörfer wurden überfallen und zerstört; aber auch die vom Feinde am weitesten entfernt liegenden Dörfer zitterten und waren in beständiger Angst vor einem Ueberfall. Ein panischer Schrecken vor den wilden Irokesen hatte sie ergriffen. Das ganze Land war beständig in Alarm. Die Kriegshaufen der Huronen wurden meistentheils geschlagen, und oft kamen keine andere Boten, um die Niederlage zu melden, als arme Unglückliche, die mit halb verbranntem Leibe und mit abgeschnittenen Fingern den Qualen ihrer Peiniger selbst aus den Flammen entronnen waren [87].

Der Verkehr mit Quebek war gänzlich unterbrochen, und diejenigen, welche es dennoch wagten, die gefahrvolle Reise anzutreten, weil sie französische Waaren brauchten, wurden theils getödtet, theils kamen sie nackt, mit Wunden bedeckt, nach unsäglichen Gefahren wieder zurück. Das ganze Land wurde ein Schauplatz der Schrecken des Krieges [88]).

Und nicht die Huronen allein, sondern auch die mit den Franzosen verbundenen Algonquin-Stämme in der Nähe des Lorenz-Stromes litten furchtbar durch den Krieg. In einem der Berichte der Jesuiten heißt es, daß manche, verscheucht und rastlos umhergetrieben, 10, 20, auch 40 Tage in den Wäldern umherirrten, ohne etwas anderes zu essen als Baumrinde oder Thierfelle. So gelichtet waren die Reihen dieser Indianer, daß, wo man vor 8 Jahren 80—100 Hütten sah, man jetzt kaum 5 oder 6 fand. Auch unter den Algonquins hatte jene Krankheit schrecklich aufgeräumt. Ein Häuptling, der damals 800 Krieger hatte, hatte jetzt nur 30—40. Wo sonst Flotten von 3—400 Canoes segelten, waren jetzt nur 20—30 Fahrzeuge. „Und der kümmerliche Rest dieser zertrümmerten Stämme", so sagt der französische Bericht, „bestand zum größten Theil aus Wittwen und Mädchen, die keinen Mann finden konnten" [89]). So schmolzen die Stämme zusammen, als kaum ein paar Jahrzehnte vergangen waren, seit sie mit den Weißen in Berührung gekommen waren.

Auch die Mission der französischen Priester hatte unter dem Druck des Krieges viel zu leiden. — Da Hunderte von Huronen gefangen und in's Land der Irokesen geschleppt wurden, wurde auch Missionaren dasselbe Loos zu Theil. Und welche Qualen erwarteten den gefangenen Missionar! 1642 wurde P. Jogues gefangen. Er hätte noch wie viele Andere entfliehen können; allein unter den Gefangenen gab es Katechumenen; um sie noch taufen zu können, ließ er sich gefangen nehmen. Wie glücklich fühlte er sich, als er gefangen, gebunden, verstümmelt, hungernd dalag, als ihm aber eine Kornähre zugeworfen wurde, an welcher etliche Thautropfen hiengen, mit denen er zwei Mitgefangene taufen konnte! [90]) Vom Lorenz-Strom wurde er unter zahllosen Misbandlungen zum Mohawk-Fluß geschleppt, von einem Dorf zum andern geführt, alle Qualen der barbarischen Tortur wurden ihm zugefügt; aber in seiner Gefangenschaft taufte er

60 Personen, Mitgefangene und Kinder in den Wigwams der Irokesen; denn getreu der Sitte der Missionare seines Ordens, suchte er vor allem die sterbenden Kinder auf. Seine Gefangenschaft war der Anfang der römischen Mission im Gebiet der Irokesen. Durch Hilfe der Holländer gelang es ihm nach einer Weile zu entfliehen. In Frankreich wurde er mit großer Verehrung aufgenommen. Die Königin selbst begehrte ihn und seine Wunden zu sehen, und der Papst bezeugte ihm seine Theilnahme und ertheilte ihm die Erlaubnis, obwohl mit verstümmelten Händen doch noch die Messe celebriren zu dürfen. Indignum esset, schrieb jener ihm, Christi martyrem non bibere sanguinem Christi [91]). Bald war Jogues wieder auf seinen Posten in Canada zurückgekehrt.

Bressani hatte ein ähnliches Schicksal. Auf der Reise zu den Huronen wurde er gefangen, der nach der irokesischen Kriegssitte üblichen Tortur unterworfen, gebrannt, verwundet, verstümmelt; vor seinen Augen wurde ein Gefangener gesotten und verzehrt. Er aber wurde gleichfalls schließlich durch die Vermittlung der Holländer in Freiheit gesetzt.

Im Gefolge des Krieges kamen noch andere Unglücksschläge über den Stamm der Huronen. Eine allgemeine Hungersnoth brach aus; über 100 Meilen in die Runde war der Mais, fast das einzige Nahrungsmittel, so rar, daß die, welche am meisten hatten, kaum genug besaßen, um ihr Land zu besäen. Viele mußten ihr Leben durch Eicheln und armselige Wurzeln kümmerlich fristen. Es kam ein Elend über das andere.

Mit welchem Jubel wurde da der Friede begrüßt, der 1645 durch die Vermittlung des Gouverneurs von Canada geschlossen wurde, da die Irokesen sich willig erklärten, den Tomahak zu begraben. Der Redner der Irokesen nahm einen Franzosen auf der einen, einen Algonquin und einen Huronen auf der andern Seite an der Hand, um durch den Friedensgesang und den Friedenstanz mit ihnen anzudeuten, daß sie alle zumal in den gemeinsamen Frieden eingeschlossen sein sollten. „Wir haben,“ sagten die Mohawks in ihrer beliebten Bildersprache, „den Tomahak so weit in die Luft, so hoch über die Wolken geworfen, daß kein Arm auf Erden ihn erreichen und wieder herunter bringen kann; und die Schatten unsrer im Krieg gefallenen Tapfern sind so tief in die Erde gegangen, daß man sie nicht mehr um Rache

schreien hört.“ „Ich lege,“ sagte einer der Mohawk Redner, „einen Stein auf ihre Gräber, daß keiner ihre Gebeine bewegen soll.“

Nun, da der Friede in feierlicher Form erklärt war, war zum ersten mal wieder der Fluß frei. Fünf Jahre lang hatten die Indianer der französischen Waaren entbehren müssen; jetzt erschienen wieder ihre Flotillen vor Quebek. Bressani konnte mit den lange entbehrten Bedürfnissen für die Mission wieder zurückkehren. Alles athmete wieder leicht auf. Dazu machte eine günstige Ernte die Herzen fröhlich; der Handel florirte; die Krankheit war ganz gewichen; das dunkle Gewölke, das sich über den Huronenvolk zusammengezogen hatte, war vertrieben.

Aber diese Freude sollte nicht lange dauern; der Friede war bald wieder gänzlich entflohen. Noch in demselben Jahr 1646 kam es wieder zu feindlichem Zusammenstoß, und 1647 war wieder das ganze Land ein Schauplatz des schrecklichen Krieges.

Mitten in der Noth des Krieges gewann die Mission der römischen Priester frischen Aufschwung; das Elend machte die Indianer williger, auf die Predigt der Missionare zu hören; das Unglück des Krieges brachte sie den Franzosen näher. Es scheint freilich, daß auch verschiedene irdische Vortheile, die ihnen durch die Verbindung mit den Franzosen zufielen, mitwirkten, der Mission unter ihnen eine größere Popularität zu verschaffen. In dem Kampf gegen ihre Feinde konnten die Huronen nicht mehr ohne Feuergewehre auskommen. Der französische Gouverneur ließ solche den Neophyten zukommen; den heidnischen Gliedern des Stammes verweigerte er sie. Die Missionare selbst berichten uns, daß das viele Krieger für ihre Mission gewonnen habe [92]. Die Franzosen wurden die thätigen und hülfreichen Verbündeten der Huronen in ihrem Kampf. 60 Franzosen traten gleich nach den Wiederausbruch des Krieges als Kämpfer in ihre Reihen. Die Missionare selbst gaben ihnen Rathschläge zur systematischen Vertheidigung des Landes. Pulver und Munition wurde reichlich unter sie ausgetheilt. So mußte gerade in der Zeit des Krieges die Anhänglichkeit der Huronen an die Franzosen und — an die Priester bedeutend erstarken, so daß sogar ein Theil sich unzertrennlich für immer mit ihnen vereinigte.

Es waren diese Kriegsjahre die Blüthezeit der römischen Mission. Der Bericht der Missionare vom Jahre 1643 sagt, nie sei die Huronenmission so glücklich und so unglücklich zugleich

gewesen, wie eben jetzt. „Unsere kleine Kirche," schreiben sie, „wächst immerzu; je größer das Unglück wird, je mehr wächst das Reich des Herrn" [93]). Schon findet sich eine ganze Anzahl berühmter Krieger unter den Reihen der Christen, die sich ebenso durch scrupulöse Beobachtung der römischen Ceremonien als durch blutige Tapferkeit auszeichnen. In ihrer gewöhnlichen Weise, in superlativischen, enthusiastischen Ausdrücken verherrlichen die Missionare das Lob ihrer „Märtyrerkirche", wie sie sie gerne bezeichneten. „Viele der Neophyten," sagten sie, „brachten die Tage der ersten Kirche in Erinnerung" [94]). Besonders 1647 und 48 war eine Zeit der Ernte für die Priester. Die Huronen drängten sich in Schaaren um sie; die Kapellen waren zu klein, um die zusammenströmenden Massen zu fassen. An manchen Orten mußte zweimal am Sonntag Messe gelesen werden, damit Alle theilnehmen konnten. „Die Kirchen sind voll bis an die Hörner des Altars." Neue Kirchen und Missionsstationen wurden gegründet. Ganze Schaaren ließen sich unter die Katechumenen aufnehmen. Ueber 2000 Huronen wurden in einem Jahr getauft. Die Kapellen wurden überall vergrößert; Cemeterien wurden geweiht; Kreuze wurden feierlich aufgerichtet und von den Barbaren angebetet; feierliche Leichenbegängnisse wurden gehalten, Processionen veranstaltet; die römische Kirche war schon zur Herrschaft gelangt und, sagt Bressani, „der Glaube hatte jetzt fast von dem ganzen Land Besitz ergriffen."

Aber die schwersten Unglückstage für die Huronennation kamen eben jetzt. Teananstaye, die Mission St. Joseph, war die Hauptbourgade der Huronen und hatte 400 Familien. Die meisten waffenfähigen Männer des Dorfes waren ausgezogen; das hatte eine irokesische Streifpartie in Erfahrung gebracht, und nach indianischer Sitte am Morgen bei Tagesanbruch erstürmten sie das Dorf. P. Daniel hatte den Dienst auf dieser Station. Er celebrirte eben die Messe, als der feindliche Ueberfall geschah. Er hatte eben noch Zeit, das Meßopfer zu vollenden, die heiligen Gewänder abzulegen und sie sammt den heil. Gefäßen an einem sichern Ort zu verschließen, und eilte dann zu etlichen Greisen und Kranken, die er seit einiger Zeit für die Taufe vorbereitet hatte und von da in die Kirche zurück, welche voll von Christen und Katechumenen war, die seinen Beistand suchten. Er absolvirte die Einen, taufte die Andern; sein Taschentuch

mußte er in's Wasser tauchen, um das Werk der Taufe an Vielen zugleich möglichst schnell zu vollenden. Ungläubige, die immer die Taufe verschmäht hatten, stürzten jetzt, sie begehrend, zu seinen Füßen. Daniel ermahnte die Indianer, schnell in den Wald zu entfliehen, so lang es noch Zeit sei. „Was mich betrifft," sagt er, „ich muß hier bleiben, so lange ich noch eine Seele sehe, die für den Himmel zu gewinnen ist." Durch sein Vordringen schützte er den Rückzug der Andern. Er allein ging dem eindringenden Feinde entgegen, furchtlos und unerschrocken. Von Erstaunen ergriffen, stutzten diese zuerst eine Weile; dann wurde er von einem Pfeilregen überschüttet und von einer Kugel durchbohrt. Den Namen „Jesus" auf den Lippen, stürzte er zusammen. Sein Leichnam wurde in das Feuer der in Brand gesteckten Kapelle geschleudert. 700 Personen fanden bei der Einnahme dieses Dorfes ihren Tod. St. Joseph blieb für alle Zeit in Ruinen.

Das geschah im Sommer 1648 und war der Anfang des Untergangs der Huronen. Im März des folgenden Jahres kamen über die weiten Schneefelder, auf Schneeschuhen, 200 französische Meilen weit 1000 Irokesen und überfielen die beiden Dörfer St. Ignatius und St. Louis. Unter dem Schutz der Nacht stürzten sie sich zuerst auf St. Ignatius. Wohl war das Dorf stark befestigt; 15 — 16' hohe Pfähle bildeten eine Pallisade, um welche auf 3 Seiten ein tiefer Graben gezogen war. Aber Wachen stellen die Indianer nie aus; und während alles in tiefem Schlaf lag, drangen die Feinde auf der schwachen Seite ein. Die Pallisaden wurden in Brand gesteckt; das Feuer schreckte die Schläfer aus ihrer Ruhe auf, und ein furchtbares Gemetzel begann; von den 400 Personen, welche im Dorfe waren, — denn viele waren zuvor schon geflohen, — entkamen nur 3 und brachten die Schreckensbotschaft nach dem nahen St. Louis. Dort fliehen Frauen und Kinder in die Wälder; aber 80 Krieger machen sich bereit, das Fort zu vertheidigen. Durch eine Bresche drang der siegreiche Feind ein. Brebeuf und Lalemant standen ohne Zagen auf ihrem Posten. Der Eine taufte an der Bresche unter dem Pfeil- und Kugelregen die Katechumenen, der Andere absolvirte die Neophyten. Was ist es Noth, dieselben Gräuel wiederholt zu schildern? St. Louis theilte ganz das Schicksal der zuvor von den Irokesen eingenommenen Dörfer.

Brebeuf und Lalemant wurden als Gefangene in die Dörfer der wilden Mohawsk geschleppt. Wir können nicht der Länge nach die Leiden schildern, die nach der grausamen Kriegssitte der Irokesen den Gefangenen zugefügt wurden. Lalemant, der aus vornehmer Familie abstammte und in glänzenden Verhältnissen herangewachsen war, 39 Jahre alt, zarten Leibes, stieß im Schmerze ein durchdringendes Geschrei aus. Brebeuf aber stand fest wie ein Fels; kein Schrei kam über seine Lippen; während alle Qualen, die nur die Barbarei seiner Peiniger erdenken konnte, ihm zugefügt wurden, predigte er den Heiden und den mit ihm gefangenen Christen. Um ihn daran zu hindern, schnitten sie ihm Lippen und Nase ab. Mit brennenden Fackeln und glühenden Aexten wurde ihr Leib versengt; glühendes Eisen wurde in ihren Mund und Hals gesteckt, weil sie nicht aufhören wollten, Gott anzurufen. Als Zunge und Hals so verbrannt und verschwollen waren, daß die Stimme ihnen versagte, gab das gen Himmel erhobene Auge noch Zeugniß von den Gebeten, die sie aufsteigen ließen. Die betend gen Himmel erhobenen Augen wurden von ihren Peinigern durch hineingeschobene Kohlen ausgebrannt. Mit geduldiger Ergebung nicht blos, sondern mit enthusiastischer Freude gingen sie in's Martyrium. Mit Inbrunst küßten sie den Marterpfahl, an dem sie angebunden eines langsamen Feuertodes sterben sollten. Mit grimmem Spott wurden sie von den Heiden verhöhnt. Diese hatten sie bei der Erstürmung von St. Louis die Katechumenen taufen sehen. Nun wollten sie ihrerseits an den Missionaren eine Taufe vollziehen. Nachdem sie ihnen den Scalp abgezogen hatten, gossen sie unter schallendem Hohngelächter dreimal siedendes Wasser über sie und sagten: „Wir taufen dich, damit du im Himmel recht glücklich seist; denn ohne eine gute Taufe kann man ja nicht selig werden". Andere sagten, indem sie die empfindlichsten Qualen zu erfinden strebten, mit bittrer Ironie: „Wir behandeln dich als Freunde; denn je mehr du leidest, je mehr wird dich Gott belohnen"[95]). Brebeuf starb nach dreistündigen schrecklichen Qualen; Lalemant, in Rinde eingehüllt, welche angezündet wurde, mußte die ganze Nacht hindurch leiden, bis er endlich am andern Morgen nach 17stündigem Martyrium durch den Schlag mit einem Tomahak erlöst wurde.

Brebeuf war unter den Jesuitenmissionaren der Gründer

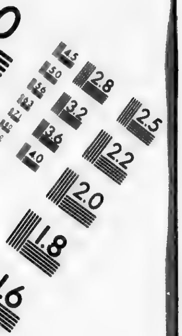
der Huronenmission (1626). 18 Jahre lang hatte er unter diesem Volk gearbeitet und hatte nun bei seinem Tod die Genugthuung, 7000 Getaufte dieses Stammes zählen zu können. Wie sein Leben, so war sein Tod — groß und heroisch.

Durch die letztbeschriebenen Vorgänge war das Schicksal der Huronennation entschieden; sie zerstreute sich nach allen Seiten. 15 Dörfer waren verlassen; die Huronen selbst hatten sie angezündet, damit der Feind nicht feste Plätze an ihnen habe. Die Einen wollten bei den benachbarten befreundeten und verwandten Stämmen, bei den Petuns (Tienontates), Eries, Conestogues, Attiwandaronks, eine Zuflucht suchen; Andere wollten sich ganz unter den Schutz der Franzosen begeben und in der Nähe von Quebek eine Colonie gründen; Andere endlich wollten sich auf eine der Inseln des Huron-Sees zurückziehen, wo sie vor den vernichtenden Ueberfällen ihrer gefürchteten Feinde sicher zu sein hofften.

Der letztere Plan wurde ausgeführt und der größere Theil des Huronenstammes wanderte nach der großen Insel Manitoulin (St. Joseph) aus. Auch die Missionare folgten ihnen dorthin, nachdem sie ihre Kapelle zu St. Marie, welche seit einer Reihe von Jahren der Mittelpunkt ihrer Missionsthätigkeit, wohin alle Wochen und Monate ganze Schaaren Indianer gepilgert waren, gewesen war, in Brand gesteckt hatten, um sie vor Profanation durch Heidenhand zu schützen.

Aber noch war das Maß des Unglücks der Huronen nicht voll. Sie hatten ihre Felder verlassen müssen und mußten sich auf der Insel, schon aus Furcht vor den Irokesen, in großen Massen dicht zusammendrängen, wo sie keine Kornfelder hatten, von denen sie sich hätten nähren können. War es ein Wunder, daß eine schreckliche Hungersnoth ausbrach, welche ganze Massen wegraffte? Im Gefolge der Hungersnoth kamen verheerende Seuchen. In jeder Hütte waren 60—80 Personen zusammengedrängt. War es ein Wunder, daß die Seuche verheerend um sich griff? Schon im Sommer und im Herbst hatten die Indianer, in den Wäldern zerstreut, von Wurzeln und vom Fischfang sich nähren müssen. Im Winter, der obendrein unglücklicher Weise sehr streng war, da 3 — 4 Fuß tiefer Schnee die Erde bedeckte, gieng die Noth erst recht an. Eicheln, die man aufgespart hatte, oder die man unter dem tiefen Schnee hervorsuchte, sind, schreiben die Missionare, hier, was in Frankreich die größten







Leckerbissen sind. Glücklich war, wer ein Aas fand und mit den Resten gefallner Füchse und Hunde seinen nagenden Hunger stillen konnte. Zu den unnatürlichsten, ekelhaftesten Nahrungsmitteln nahm man in der Verzweiflung seine Zuflucht. Mütter aßen ihre vor Hunger gestorbenen Kinder, Brüder aßen die Leichname ihrer Brüder, Kinder ihre Eltern auf [96]). Oft bot für eine Familie von 3 — 4 Kindern die Brust der Mutter die einzige Nahrung. Man fand Kinder, die noch im Schooß der gestorbenen Mutter lagen und an dem todten Leichnam noch tranken. Doch wer kann das Unglück beschreiben, unter den damals die Huronen seufzten?

Die Jesuitenmissionare stunden ihnen in dieser Zeit der Noth kräftigst bei. Sie hatten, ehe der Schnee fiel, 5—600 Scheffel Eicheln aufgekauft, hatten 60—100 Meilen weit von Indianern der Algonquin-Stämme Vorräthe an Fischen holen lassen und theilten nun in der Zeit der Noth das Aufbewahrte aus. Eine solche Vorsorge war um so heilsamer, da ja der Indianer nie an die Zukunft denkt und für sie sorgt. Den am meisten Bedürftigen gaben sie Marken, wogegen dieselben sich in der Missionsküche ein bestimmtes Maß Eicheln und ein Stückchen geräucherten Fisch holen konnten; und wer ganz besonders begünstigt war, erhielt noch ein klein wenig Kornmehl. Durch solche und ähnliche Vorsorge und Hilfleistung stieg der Einfluß der Jesuiten immer mehr, und sie erlangten einen fast unbeschränkten Einfluß über die ihnen treu ergebenen, willig ihrer Leitung sich überlassenden Indianer.

Aber das Unglück der Huronen schien gar kein Ende finden zu wollen. Manche von ihnen hatten sich zu den benachbarten und befreundeten Petuns oder Tienontates geflüchtet. Dort waren auch 2 Missionare, die in dem Hauptdorf St. Jean, welches 5—600 Familien zählte, ihren Sitz hatten. Die Irokesen wollten auch die Dörfer der Tienontates angreifen, weil sie mit den Huronen verbündet waren und die versprengten Glieder dieses Stammes gastfrei aufgenommen hatten. Die Bewohner von St. Jean zogen dem Feind entgegen, verfehlten ihn aber; und nun warfen sich die Irokesen plötzlich auf die wehrlosen Bewohner des Dorfes, welche so überrumpelt wurden, daß sie die Anwesenheit des Feindes erst merkten, als das Feuer schon ihre Hütten ergriff. Furchtbar war das Blutbad, das angerichtet wurde. Alle, selbst

die Greise wurden niedergehauen, die Kinder in die lodernden Flammen geworfen; Niemand wurde verschont. Auch bei der Einnahme von St. Jean fand ein Missionar seinen Tod, der bei den Indianern wegen seiner hingebenden, selbstverleugnenden Liebe allgemein beliebte P. Garnier.

Die Tienontates, erschreckt durch dieses Unglück, verließen ihr Land und flohen mit den Huronen, mit denen sie von nun an Eine Nation ausmachten.

Ein Theil Huronen hatte sich an einen abgelegenen Ort ihres Landes zurückgezogen, wo sie vor den irokesischen Waffen sicher zu sein hofften. Sie gründeten dort ein neues Dorf; ein Missionar kam zu ihnen; eine Kapelle aus Rinden wurde gebaut; sie fingen an wieder zu hoffen. Aber wie sollten sie dem Unglück entrinnen? Die Schrecken der Hungersnoth konnten nicht ausbleiben; sie kochten Baumrinde, aßen das Moos, das sie fanden, und fristeten eine Zeit lang elendiglich ihr Leben; aber endlich zerstreuten sie sich, und ein Theil gieng nach der Insel Joseph, — um dieselben Nöthen auf's Neue durchzumachen.

Aber selbst auf der Insel Joseph (Manitoulin) waren sie vor ihren Todfeinden, den Irokesen, nicht sicher. Es schien, als ob dieselben sie bis an's Ende der Welt verfolgen wollten. Sie kamen über Schnee und Eis und richteten wieder ein Blutbad unter den Huronen an. Letztere wußten nun keinen Ausweg mehr und faßten den Beschluß, alle sollten sich in den Wäldern einzeln zerstreuen; denn nur auf diese Weise könne man es dem Feinde unmöglich machen, sie zu finden und hinzumorden.

So vollständig war der Sieg, den die Irokesen erfochten; der ganze Stamm der Huronen war zerstreut und versprengt. Eine Anzahl hatte sich den benachbarten Stämmen in die Arme geworfen, was die Folge hatte, daß die Irokesen auch diese Stämme angriffen und sie das Schicksal der Huronen theilen ließen. Andere verließen ganz ihr Land und gingen auf das englische Gebiet hinüber im heutigen Staat Pennsylvanien. Wieder Andere, alle Einwohner der beiden Dörfer St. Michael und St. Jean Baptiste, gingen zu den Irokesen über, ließen sich in deren Stamm aufnehmen und wurden dort als eine Art Heloten gehalten. Sie bildeten hernach in den Irokesendörfern einen Anknüpfungspunkt für die Missionsthätigkeit der römischen Prie-

ster. Das ganze Land der Huronen, das zuvor verhältnißmäßig so dick besiedelt war, ganz Ober-Canada war nun eine Wüste und Einöde. Die noch übrigen geringen Reste des Stammes, diejenigen, welche Krieg, Hunger und Seuche nicht aufgerieben hatte, und die auch nicht mit andern Stämmen sich verschmolzen, die sich aber nirgends, auch in weiter Ferne vom Gebiet der Irokesen nicht mehr sicher fühlten, entschlossen sich, in die Nähe von Quebek überzusiedeln, wo sie endlich unter dem Schutz der Franzosen Ruhe und Sicherheit zu finden hofften. Unter der Leitung des P. Raguenau zogen sie nach Quebek, wo sie am 28. Juli 1650 ankamen. Zuerst wurden sie auf einen Strich Landes zu Beaufort gesetzt; im folgenden Jahre schon aber fand man es nöthig, sie nach der Insel Orleans (Montreal) überzusiedeln. Eine Kirche und ein Fort wurde errichtet; sie wurden angeleitet, den Acker zu bauen; 2 Missionare, Garreau und Chaumonot, der bedeutendste Linguist der Jesuiten in Neu-Frankreich, hatten die geistliche Leitung der Colonie, in welcher sich 600 Huronen, die „Blüthe der Nation", wie die Patres sagten, befanden. Diese Huronen gaben sich in unbeschränktem Maß der Leitung ihrer geistlichen Väter hin; sie gingen ganz in den Geist der römischen Kirche ein; und was nur immer zur vollen Gestalt echt römischen Lebens und Wesens gehören mag, konnte man in dieser indianischen Jesuitencolonie finden. In der Huronensprache sangen sie der heil. Jungfrau, der sie vor allem ihre Verehrung zuwendeten, ihre Hymnen. Orden und Congregationen wurden aus den Andächtigsten beider Geschlechter gebildet. In Träumen und Visionen schauten Neophyten das Paradies und die Himmelskönigin, die himmlischen Heerschaaren und das Feuer der Hölle. „Bräute Christi", die in der Ehelosigkeit einen Stand höherer Vollendung und himmlische Kronen suchten, und barmherzige Schwestern, die an den Kranken- und Sterbebetten dienten und fromme Lieder sangen, gingen aus den Jungfrauen hervor.

Aber selbst hier, auf der Insel Orleans, in ihrem Priesterstaat, ging die Zertrümmerung noch fort, die nun schon einmal das Erbtheil der Huronen war. Eine Abtheilung von ihnen hatte früher eingewilligt, sich in einem Stamm der Irokesen adoptiren zu lassen und in ihr Land überzusiedeln. Als sie zögerten, ihre Zusage zu erfüllen, und vielmehr bei den römischen Missionaren bleiben wollten, wurden sie plötzlich wieder von den

Mohawks überfallen; Viele wurden getödet oder gefangen. Sie mußten ihr Versprechen nun erfüllen. Die „Bär-Familie“ — jeder Stamm ist ja in mehrere Clans getheilt — zog mit den Mohawks, die „Rock-Familie“ mit den Onondagas; die Cords allein blieben bei den Franzosen. So war die ohnehin schon kleine Colonie auf eine noch geringere Zahl zusammengeschmolzen. Der kleine Rest, welcher bei den Franzosen blieb, zog sich bis zum Abschluß des Friedens nach Quebek zurück. Dann gründete Chaumonot 5 Meilen von der Stadt die Mission von **Notre Dame de Foi**, zu welcher 1671 150 Seelen gehörten; und 1693 wurde die Ansiedlung nach Lorette verlegt. Noch jetzt sind dort die Nachkommen dieser Jesuitencolonie.

Das sind die Schicksale des Stammes der Huronen und der Mission unter ihnen. Ein tragisches Interesse haftet an beiden. Die Huronenmission wird von den römischen Missionaren als eine ihrer ausgezeichnetsten und glänzendsten mit besonderer Vorliebe betrachtet. Und es ist wahr, der Stamm der Huronen war eines ihrer fruchtbarsten und ergiebigsten Missionsfelder; und vielleicht gab es, mit Ausnahme der Abenakis, keinen Stamm, der sich ihren Einflüssen und ihrer Leitung rückhaltsloser hingab, als gerade sie. Wohin zersprengte Huronenhaufen kamen, bahnten sie den römischen Priestern den Weg und bildeten den Kern einer Missionsgemeinde, an den sich eine weitergreifende Wirksamkeit anschloß. So war es im Land der Irokesen und an den Ufern des Michigan- und Oberen Sees, wohin bald die Jesuiten ihre Missionsthätigkeit ausdehnten.

Seit die Huronenmission im J. 1634 eigentlich ihren Anfang genommen hatte, hatten in diesen 16 Jahren 23 Missionare unter diesem Volke gewirkt. 7 hatten einen gewaltsamen Tod gefunden und ihre Arbeit mit ihrem Blut besiegelt. 11 Missionare waren von ihnen jetzt noch am Leben. Fast alle waren durch Strapazen und Leiden erschöpft, auch nicht mehr in dem Alter, daß sie noch eine neue Sprache hätten lernen können. Die meisten kehrten deshalb nach Europa zurück; einige traten in andern Heidenländern in ein neues Missionsgebiet ein. Bressani kehrte in seine Heimath Italien zurück, wo er noch 22 Jahre lang, bis in's hohe Greisenalter hin und her predigte. Lemercier und Poncet giengen nach West-Indien, Grelon nach der Tartarei, wo er eine Huronenfrau, die zu seiner frühern

Missionsgemeinde gehörte, gefunden zu haben behauptet, die ihn mit großer Freude begrüßte.

Als der Stamm der Huronen zu Grunde gieng, nahmen die Jesuiten ein anderes Missionsgebiet in Angriff; und gerade die Unterjocher der Huronen, die Irokesen, sollten das Volk sein, das sie zunächst zu erobern und zu gewinnen suchten. Es war für sie von der allergrößten Bedeutung, dies Ziel zu erreichen.

Doch ehe wir daran gehen, die Beziehungen der Franzosen und der Irokesen zu einander zu beschreiben, werfen wir erst noch einen Blick auf die französische Colonie in Canada, welche den Ausgangspunkt der Missionsunternehmungen bildete.

Die Zahl der französischen Colonisten in Canada war bis zum Jahr 1660 gering; erst von diesem Jahr an wurde die Einwanderung bedeutender. Aber gerade die frühere Zeit des Bestandes der Colonie wird von den Priestern als eine Zeit der schönsten geistlichen Blüthe geschildert. In den ausschweifendsten Ausdrücken, von denen wir allerdings etwas Beträchtliches werden abziehen müssen, wenn wir die nackte historische Wirklichkeit uns vorstellen wollen, wird von ihnen der überall herrschende Friede, das fromme religiöse Leben, die allgemeine kirchliche Gesinnung in der Colonie beschrieben. „Wir haben hier", heißt es in dem einen Bericht, „gar keine andern Feinde, außer uns selbst. Prozeß, Ehrgeiz, Habsucht, Rachgier, welche die Dämonen Europas zu sein scheinen, gibt es hier gar nicht" [97]). Ein Anderer schreibt: „Hier sind Alle nur Ein Herz; sie haben gleichsam nur Einen Willen, daß sie nemlich die Ehre Gottes und das Heil der Heiden suchen". In der ganzen Colonie, wird gesagt, herrsche eine strenge Disciplin; schwere Strafen waren auf Blasphemie, Trunkenheit, Störung des Gottesdienstes und der Messe gesetzt. In den Familien herrsche überall ein religiöser Sinn. Es wird erzählt, daß Champlain, der Gouverneur, sich täglich aus dem Leben der Heiligen vorlesen ließ und knieend sein Gebet verrichtete. Dem ganzen Leben in der Colonie war ein kirchlicher Charakter aufgeprägt [98]). Viele zogen hieher, um von den Versuchungen der Welt entfernt in der Zurückgezogenheit und Stille ein geistliches Leben zu führen. Solche, die in Frankreich zu den unkirchlich Gesinnten gehört hatten, seien hier durch den Ein-

fluß der allenthalben stark ausgeprägten Kirchlichkeit zu einem andern Leben gebracht worden. Quebek hatte theils militärischen, theils priesterlichen Charakter. Die meisten Leute, die man sah, waren Officiere, Soldaten, Priester, Jesuitenmissionare, Nonnen. Ueberall sah man Kreuze, Kirchen, Klöster, Priesterröcke. Die geistliche und weltliche Herrschaft waren auf's engste mit einander verbunden. Die Priesterherrschaft war eine unbeschränkte. Die Jesuiten regierten alles. Im J. 1639 wurde im Geheimen eine Gesandtschaft nach Frankreich geschickt, durch welche eine Anzahl Einwohner sich beklagte „über die Hölle, in welcher die Gewissen der Einwohner gehalten wurden durch die Verbindung der geistlichen und der weltlichen Gewalt.“ Canada war ein Priesterstaat.

Alle Vorschriften und Gebräuche der römischen Kirche wurden hier mit Devotion und scrupulöser Gewissenhaftigkeit beobachtet. Die Prozessionen, Gesänge, Fasten, kirchliche Feste — nichts fehlte von dem ganzen Pomp der römischen Kirche. Und wie wurde allenthalben die Jungfrau Maria verehrt! In ihrer Vergötterung schien ganz Neu-Frankreich ein gemeinsames kirchliches Einheitsband zu haben. „Die vornehmsten Einwohner“, so wird uns erzählt, „reihen sich unter die Fahne der Jungfrau Maria und hören ihr zu Ehren alle Samstage eine Messe“ [99]). Keine größeren und herrlicheren Feste gab es in Neu-Frankreich, als die Marienfeste. Feste, wie das Fest der unbefleckten Empfängniß und das der Himmelfahrt Maria, wurden mit aller erdenklichen Pracht, unter Betheiligung des ganzen Volkes, mit Tedeums, mit Prozessionen, mit Lichterglanz, mit Kanonendonner und Kleingewehrfeuer, mit Ausstellung des Tabernakels und mit allem, was nur zur Verherrlichung der „grande maistresse“ erfunden werden konnte, gefeiert. Nicht minder herrlich wurde auch das Fest „ihres keuschen Gemahls,“ des h. Joseph begangen, den man zum Schutzpatron von Neu-Frankreich erhoben hatte. Es wird bei der beschriebenen allgemeinen Gesinnung nicht befremden, wenn erzählt wird, daß die Arbeit der Missionare unter den Heiden das wichtigste Ereigniß für jeden Bewohner Canadas war, daß ihre Mission wie ein gemeinsames Werk der ganzen Colonie betrachtet wurde, und daß es den Missionaren nie an Begleitern fehlte, welche ohne Sold und Lohn, allein aus Liebe zur Mission mit den Patres in die fernsten

Gegenden zogen, mit ihrem Leben sie schützten und durch allerlei Arbeiten und Hilfe die wichtigsten Dienste leisteten. Es war in jener frühern Zeit ganz Canada, so schien es, eine Missionscolonie *).

Aber nicht blos Canada, sondern ganz Frankreich war für die Indianermission begeistert. Die Königin, die Prinzessinen von königlichem Geblüt, die Priester in Frankreich und Italien, der Papst selbst lauschten mit Begierde und Wohlgefallen auf die Nachrichten von jenseits des Meeres. Der König schickte den Neophyten reichgestickte Gewänder; Leute vom höchsten Adel und die Königin selbst baten Wilde in Amerika um ihr Gebet und ihre Fürbitte. Ganze religiöse Gemeinschaften und Ordenshäuser vereinigten sich, echt römisch, alle ihre Gebete und den ganzen Schatz ihrer überflüssigen guten Werke der Arbeit der Missionare in Canada zuzuwenden [100]). Die Glieder dieser Communitäten legten sich Pönitenzen, Nachtwachen, Fasten zu Gunsten der Algonquins und Huronen auf [101]). Prozessionen, an denen auch der Hof sich betheiligte, wurden zu dem Zweck veranstaltet. Die Damen von Montmartre, die Religiosen von Ave Maria, die Jungfrauen von Ste Marie, die Nonnen unzähliger Häuser wollten alle ihre Andachtsübungen den Indianern gutgeschrieben wissen. Tausend- und aber tausendmal wurde das Meßopfer von Priestern in Frankreich dargebracht in der Absicht, dadurch den Unglauben der Wilden zu überwinden und ihre Seele für die Kirche zu gewinnen [102]). Es entstand in den Häusern der verschiedenen Congregationen ein förmlicher Wettstreit, wer in das ersehnte amerikanische Arbeitsfeld eintreten dürfe. Glücklich pries sich der Jesuit, der von seinen Oberen nach Canada zu gehen die Erlaubnis erhielt. Man glaubte dort wie im Paradies zu sein **). Beneidet wurde von ihren Ordensschwestern die Nonne, welche nach Quebek ziehen durfte. Wenn sie beim Lorenzstrom an's Land stiegen, küßten sie den Boden

*) Während die französischen Berichte uns den Zustand der Colonie in Canada in der oben dargelegten Weise beschreiben, muß freilich schon hier daran erinnert werden, daß schon nach kurzer Zeit große Klagen kommen über das in der Colonie einreißende schreckliche Verderben.

**) Vivre en la nouvelle France, c'est à vrai dire vivre dans le sein de Dieu.

wie ein heiliges, gelobtes, mit Inbrunst ersehntes Land. Als die Oberin eines sehr gut eingerichteten Klosters um Nonnen gebeten wurde, erklärte sie, sie habe nur für England oder Neu-Frankreich Arbeiterinnen. In einem Kloster schrieben gleich 13 Schwestern auf einmal das Gelübde nieder, in Canada dienen zu wollen. Wenn alle Nonnen in Frankreich ihren Willen hätten durchsetzen können, wäre Quebek von ihnen überfluthet worden. Es gab Damen, welche in Frankreich mehrere Ordenshäuser gestiftet hatten und erklärten, sie würden es für die größte Gnade Gottes ansehen, wenn sie am Lorenzstrom in einem kleinen Häuschen im Dienst kleiner indianischer Mädchen ihr Leben beschließen dürften.

Eine Reihe von Wohlthätigkeitsanstalten in und bei Quebek wurde gegründet. Die Herzogin von d'Aiguillon entschloß sich, unterstützt von ihrem Onkel, dem Cardinal Richelieu, ein Hospital, ein hotel de Dieu, in Quebek zu gründen, in dem nicht blos kranke und krüppelhafte französische Emigranten, sondern auch alle nothleidenden und elenden Indianer Canadas gastfreundlich aufgenommen und verpflegt werden sollten. Die Herzogin wandte sich an die Hospitaliterinnen in Dieppe. Alle boten sich an, alle begehrten mit Thränen zugelassen zu werden; 3 wurden auserwählt. Zugleich sollte ein Seminar der Ursulinerinnen errichtet werden. In den ersten Missionsberichten hatte Le Jeune geschrieben: „O, gibt es denn keine liebevolle, tugendreiche Dame, die in dies Land kommen will, um junge Indianermädchen im Christenthum zu unterrichten?“ Dies Wort zündete in dem Herzen von Mad. de la Peltrie, einer jungen Wittwe von Stand, welche sofort bereit war, alle ihre Güter und alles „dem guten Werk, das der Himmel ihr eingegeben hatte,“ zu widmen. Von welch einem schwärmerischen Enthusiasmus sie erfüllt war, kann der eine Umstand zur Genüge zeigen, daß, als ihre Verwandten ihr Vermögen zurückhalten wollten, sie unter Gutheißung hochgestellter Kirchenbeamten mit einem vornehmen Mann zum Schein sich trauen ließ, um so nicht ohne ihr Vermögen nach Canada zu reisen. Groß war die Freude, als im J. 1639 die Arbeiterinnen ankamen. Es war ein allgemeines Freudenfest der ganzen Provinz. Alle Arbeit wurde eingestellt; die Läden wurden geschlossen; der Gouverneur emfieng sie an der Spitze seiner Truppen. Unter dem Donner der Ka-

nonen, unter der Acclamation des Volkes, unter dem Absingen von Tedeums hielten sie ihren Einzug und küßten den Boden, nach dem so lange das Sehnen ihres Herzens gestanden hatte. Hunderte von kranken Indianern wurden in dem Hospital verpflegt; und in dem Seminar der Ursulinerinnen, einem der schönsten Gebäude der Colonie, wurden ganze Schaaren indianischer Mädchen zur schwärmerischen Verehrung der Jungfrau Maria angeleitet. Freilich, in französischen Berichten selbst wird gesagt, daß den indianischen Mädchen, welche hier ausgebildet wurden, wenn sie in ihre Wigwams zurückkehrten, von der empfangenen Ausbildung nicht nur kein Nutzen, sondern eher Schaden erwuchs. — Ein anderes hier zu erwähnendes Werk ist die Gründung einer christlichen indianischen Ansiedlung in Sillery, 4 Meilen von Quebek. Und auf der Insel Montreal wurde gleichfalls eine christliche Indianercolonie angelegt, wo nach der enthusiastischen Sprache der Jesuiten „der Mohawk und der schwächere Algonkin ihre Hütten aufschlagen, der Wolf bei dem Lamme wohnen und ein kleines Kind sie weiden sollte.“ — In und um Quebek war alles voll von kirchlichen Anstalten.

Doch nun zurück zur Beschreibung des Missionswerkes der Jesuiten.

Die Irokesen, welche auch mit verschiedenen Namen benannt wurden, als die „5 Nationen, die 6 Nationen, die Hiroquois“ u. s. w., hatten ihre Wohnsitze südlich vom Lorenzstrom und dem Ontariosee und zählten damals nach dem Urtheil besonnener Forscher etwa 4 bis 5000 Krieger oder 20 bis 25000 Seelen. Die Irokesen waren eigentlich ein Stämmebund, eine Conföderation, und ihre Verfassung war eine ganz eigenthümliche, wie sie sonst unter den Indianern nicht vorkam. Am östlichsten wohnten die Mohawks; dann kamen die Oneidas, dann die Onondages, dann die Cayugas; und die westlichsten waren die Senecas. Die Irokesen, wohl der kriegerischste und tapferste indianische Stamm, waren den ringsumwohnenden Stämmen, besonders den Algonkins weit überlegen und verbreiteten weithin Furcht und Schrecken. Man hat sie die Römer des Westens genannt; sie fielen in Canada ein und in Neu-England; sie dehnten bis zu den Illinois am Mississippi ihre Kriegszüge aus; in Virginia und am untern Lauf des Ohio finden wir ihre Kriege. In

Neu=England schreckten die Mütter ihre schreienden Kinder mit dem Namen der Mohawks, und dicht bei Quebek konnten die Franzosen wegen der irokesischen Streifpartieen oft ihre reife Ernte nicht einheimsen.

Es war für die Franzosen von ungemeiner Wichtigkeit, diesen mächtigen und einflußreichen Stamm für sich zu gewinnen. Davon, daß ihnen dies gelang, hing es ab, ob ihre Ansiedlungen am Lorenzstrom in Friede und Ruhe aufblühen konnten, oder ob die ganze Colonie hinsiechte; davon hing es ab, ob sie, was für ihren Handel wesentlich nothwendig war, mit den weiter im Innern Amerikas, besonders an den 5 Seen wohnenden Stämmen in ungehindertem Verkehr bleiben konnten; ja davon hing es ab, ob sie die Herrschaft in der neuen Welt, nach welcher sie strebten, erlangen konnten. Ob es möglich sei, die Irokesen in das französische Interesse zu ziehen, war für Canada eine rechte Lebensfrage.

Das wirksamste Mittel, die Irokesen eng mit den Franzosen und ihrem Interesse zu verknüpfen, war ohne Zweifel die Errichtung einer Mission unter ihnen.

Schon ehe die Huronennation durch den wuchtigen Anprall der Irokesen zertrümmert worden war, waren unter Letzteren einige, wenn auch nur geringe Anfänge einer römischen Mission gemacht worden. P. Jogues hatte, als er 1642 als Gefangener in den Dörfern am Mohawk=Fluß sich aufgehalten hatte, 70 Personen, meist Kinder, getauft. Bressani konnte 1644 während seiner 3 monatlichen Gefangenschaft daselbst weiter nichts thun, als einen an den Pfahl gebundenen, schon halb verbrannten Huronen taufen. Aber als im darauffolgenden Jahre jener nur ganz kurze Zeit andauernde Friede zwischen Franzosen, Irokesen und Huronen geschlossen wurde, wurde sogleich der Plan einer Mission unter den Mohawks entworfen. Man nannte sie die Mission der Märtyrer. Jogues, den der Papst Innocenz XI. einen Märtyrer genannt hatte, sollte den Anfang machen. Seine erste Reise trat Jogues im Mai 1646 an, aber vorläufig nur als ein mit einer politischen Mission betrauter Gesandter des Königs; er war nicht einmal in seine Ordenstracht gekleidet, da ein Algonkinhäuptling ihm gesagt hatte: da sein langes Kleid die am Anfang dem Indianer sehr verhaßte Lehre ebenso predige, wie seine Lippe, so thäte er besser, wenn er zuerst nur in einem

kurzen Rock käme. Unter allgemeinen öffentlichen Gebeten zog er aus und wurde von den Mohawks mit aller Freundlichkeit aufgenommen, so daß er seinen Koffer unter ihnen zurückließ und ohne Verzug zu ihnen zurückzukehren zusagte. Aber in wenig Wochen änderte sich bei dem wankelmüthigen Sinn der Indianer die ganze Lage der Dinge. Als Jogues im September desselben Jahres seine zweite Reise antrat, war der Ausbruch des Krieges ganz nahe. Aber der Jesuit bebte vor keiner Gefahr zurück. „Ibo et non redibo, ich werde gehen und nicht wiederkehren", sprach er und gieng in sein Verhängnis. Als der enthusiastisch nach dem Martyrium sich sehnende Missionar im ersten Irokesendorf ankam, waren die Indianer im Kriegsschmuck gekleidet und gemalt. Er wurde sofort wie ein Kriegsgefangner behandelt. Eine schwere Krankheit war unter den Irokesen ausgebrochen. Jogues wurde angeklagt, daß er durch Gebet und Zauberei ihnen geschadet, und daß er in seinem Koffer die Krankheit und den Teufel zurückgelassen habe. Sein Schicksal war besiegelt; er wurde mit dem Tomahak niedergeschlagen. Der nun ausbrechende wilde Krieg verhinderte lange Zeit alle Missionsunternehmungen.

Gerade diese Zeit ist es, in welcher die Irokesen den Höhepunkt ihres Ruhms und ihrer Macht erreichten. Alle ringsum wohnenden Stämme mußten sich vor ihrer Macht beugen. Die Huronen waren geschlagen und theils unter den Irokesen adoptirt theils in alle Winde zerstreut. Die südwestlich von den Huronendörfern wohnenden Tienontates, die wegen ihrer ansehnlichen Tabackfelder von den Franzosen Petuns genannt wurden, wurden in das Schicksal der Huronen verflochten und mußten ihr Land verlassen. Südöstlich von den Wyandots an den Ufern des Niagara, also in der Mitte zwischen Huronen und Irokesen, hatten die Attiwandaronks oder Neutres ihre Wohnsitze, die ihren Namen daher hatten, daß sie in dem großen Kampf zwischen beiden Stämmen eine Neutralität beobachten wollten. Dadurch beleidigt, stürzten sich die Irokesen auf sie, und sie wurden theils vernichtet theils giengen sie in andern Stämmen auf. Ganz Obercanada war eine Wüste. Den Ottawa- und den Lorenzstrom entlang waren die schwächeren Algonkins von den übermächtigen Irokesen auf allen Punkten geschlagen worden und schmolzen immer mehr zusammen. Mit dem starken Stamm der Eries,

der aus 4000 Kriegern oder 12000 Seelen bestanden haben soll, und der 28 Dörfer und 12 Forts besaß, lebten die Irokesen in einem blutigen Kampf, der zuletzt 1653 auch mit dem Untergang der Eries endigte. Ihr Name wurde ausgetilgt aus der Liste der indianischen Stämme, und es gibt kein andres Denkmal des einst so mächtigen Stammes, als den Namen des Sees, an dem sie ehemals wohnten. Und wie alle Stämme ringsum vor der Macht der Irokesen zitterten, so war auch die französische Colonie am Lorenzstrom vor ihnen nicht mehr sicher. Die Forts und Befestigungen der Franzosen konnten ihnen kaum mehr Respect einflößen; kein Theil der Colonie blieb unbelästigt; man durfte oft selbst nicht einmal wagen die Ernte einzuheimsen; unter den Kanonen des Forts von Quebek selbst war man nicht sicher; dicht vor den Thoren Quebeks wurde ein Missionar gefangen genommen und zur Tortur geführt, während er das **Vexilla regis prodeunt** sang. Die Macht der Colonie nahm von Tag zu Tag ab, die Irokesen wurden immer furchtbarer.

Aber alles dies war für die Jesuiten nur um so mehr eine Aufforderung, ihre Mission unter den Irokesen mit aller Macht in Angriff zu nehmen. Und so bald Friede geschlossen wurde (1653), finden wir P. Le Moyne auf dem Weg zu denselben, zuerst auch wieder als einen Gesandten der Regierung; und 1655 wurde durch P. Chaumonot, einen Italiener, den ältesten Missionar, den besten Philologen der Compagnie, von dem die Huronen sagten, daß er ihre Sprache reiner als sie selbst spräche [103]), und durch P. Claude Dablon eine Missionsstation in Onondaga gegründet. Am Onondaga-See, an einem wunderschön und lieblich gelegenen Platz wurde das Missionshaus errichtet. Mit ungeheurem Jubel wurden nun die Franzosen von den Irokesen in ihrem Lande begrüßt. „Glücklich Land, glücklich Land, in dem die Franzosen wohnen werden", sangen die Häuptlinge. Und der Chor antwortete in immer wiederkehrendem Refrain: „Adieu Krieg! Adieu Tomahak! Wir werden nur Brüder sein" [104]). In der großen Rathsversammlung, in der langen Hütte, der gemeinsamen heiligen Hütte der 5 Stämme, wo ihr council fire brannte, breitete Chaumonot, das Veni Creator mit feierlichem Pomp singend, die reichen Geschenke aus und hielt mit der ihm eigenen, der indianischen Sitte angepaßten, feurigen Beredtsamkeit, mit aller Kunst des indianischen Redners seine Ansprache, in welcher er

die christliche Lehre verkündigte und die Verleumdungen, die gegen die Missionare ausgestreut wurden, widerlegte. Am 18. Nov. 1655 wurde die erste von Rinde erbaute römische Kapelle im Staat Neu-York errichtet. Um sich der 5 Nationen um so besser zu versichern, war auch der Beschluß gefaßt worden, unter den Onondagas eine französische Colonie zu gründen. In dem Charter der Hundert waren alle Zuflüsse des Lorenzstromes eingeschlossen; und da die Onondagas sämmtlich am Oswego-Fluß wohnten, so wurde ihr Land als der Krone von Frankreich gehörig betrachtet. Die Gründung dieser Colonie in Onondaga war für Canada von solcher Wichtigkeit, daß sie lange das einzige Tagesgespräch in allen französischen Ansiedlungen bildete. 50 muthige und entschlossene Franzosen brachen mit den Missionaren an den Onondaga-See auf; indem sie die Feldstücke (Arkebusen) abfeuerten, die sie bei sich führten, das Te Deum sangen, ein feierliches Hochamt celebrirten und eine Fahne entfalteten, auf welcher mit großen Buchstaben der Name Jesus prangte, nahmen sie von dem ganzen Lande im Namen Frankreichs und der römischen Kirche Besitz. Es war ein nicht geringes Wagniß, sich in die Mitte der Irokesen zu begeben, deren Hände vor wenig Monaten noch mit Franzosenblut besudelt worden waren. Aber die Missionare sagten, auch wenn die Colonie ausgerottet würde, so würden sie doch wenigstens erst noch so viel Kinder taufen können, als Franzosen getödtet werden würden; so würden dann Leiber für eben so viel Seelen hingegeben werden, und sie würden keinen Verlust haben, wenn sie umkämen. So errichteten sie denn ihre Wohnungen, bauten ein Fort und begannen die Mission. Wohl fehlte es auch jetzt nicht an Widerstand von Seiten der Heiden. Gegen Dablon wurde die Anklage erhoben, daß er eine ganze Kiste mit Seelen fortgeschafft habe. Manche behaupteten, die Franzosen tauften die Indianer blos deshalb, damit sie sie im Himmel um so besser quälen können. Renegaten unter den Huronen schrieben den Missionaren all das Unglück zu, das über ihren Stamm gekommen war; bei den Irokesen sei alles anders gegangen, weil die Holländer dieselben ganz nach ihrer alten Sitte hätten leben lassen.

Allein im Allgemeinen kamen die Irokesen den Jesuiten mit großer Bereitwilligkeit entgegen; jene jubelten über die Erfolge ihrer Wirksamkeit. Die Gewohnheit der Irokesen, um das

Feuer sitzend alte Geschichten zu erzählen, benützten die Missionare mit Freuden, und sie fanden aufmerksame Zuhörer. Besonders die Frauen zeigten große Empfänglichkeit. Es war diese Missionsstation in mehr als einem Betracht sehr wichtig. Denn einmal war Onondaga der Mittelpunkt der ganzen Irokesennation; dort kamen sie von allen 5 Cantonen zusammen, wenn es galt, über Angelegenheiten von allgemeiner Bedeutung zu berathschlagen. Dort waren auch viele gefangene Indianer aus andern Stämmen, die durch Adoption diesem Stamm einverleibt worden waren. Mit Indianern aus 17 verschiedenen Stämmen, die möglicherweise später den Weg in neue Missionsfelder bahnen konnten, konnten hier die Missionare verkehren. Besonders waren viele Huronen dort, die den Jesuiten von den Zeiten ihres nationalen Unglückes her treue Anhänglichkeit bewahrt hatten, die auch in ihrer Gefangenschaft sich der christlichen Religion ergeben zeigten, so daß die Missionare sie gerne mit Israel in der babylonischen Gefangenschaft verglichen. Von Onondaga, welches den Mittelpunkt ihrer Missionsthätigkeit bildete, drangen sie in die andern Cantone der Irokesen ein. Chaumonot kam zu den Senecas; der furchtlose Mesnard gieng zu den Cayugas. Neue Missionare traten in das hoffnungsvolle Arbeitsfeld ein; sie predigten vom Mohawk- bis zum Genesee. Von den Onondagas sagten die Patres, es sei keine Familie unter ihnen, die sie nicht mit Freuden aufnehme, und die sie nicht gerne von den christlichen Mysterien reden höre. „Die Irokesen“, so jubelten sie, „sind schneller den Glauben aufzunehmen, als die Huronen“. Bald waren etliche Hundert Heiden getauft. Den Jesuiten schien es, als ob sie reichen Ersatz für alle Verluste unter den Huronen wieder bekommen sollten. „Die Irokesen“, so jubelten sie in ihrer Freude, „bevölkern die Kirche wieder, welche sie entvölkerten; sie bauen bei ihnen mehr Kapellen, als sie bei ihren Nachbarn zerstört haben; in zwei Monaten sind mehr Irokesen bekehrt worden, als bei den Huronen in mehreren Jahren“.

Der Jubel der Missionare war etwas zu sehr verfrüht. Eben jetzt brach unter den Irokesen eine Verschwörung aus. Etliche Mordthaten, wie sie unzähligemale auf der Grenze des Indianerlandes vorkamen, versetzten alles in Aufregung. Der Gouverneur sah sich veranlaßt, alle Irokesen, deren er habhaft werden konnte, zu ergreifen, um sie als Geißeln für die Sicher-

heit der Missionare zu behalten. Die wenigen Franzosen mitten in Feindes Land waren in einer kritischen Lage. Schon war ihr Tod beschlossen. Sie benützten aber die Gelegenheit, welche ihnen ein schwärmerisches Gelage der Indianer bot, durch welches die Aufmerksamkeit ihrer Feinde abgelenkt wurde, und flohen in der Stille der Nacht auf einem Canoe, das sie verborgen gehabt hatten.

Erst 1661 konnte Le Moyne wieder nach Onondaga gesendet werden, um das Zustandekommen eines Friedens zu vermitteln. Es lagen jetzt die Sachen so, daß die Irokesen gerne auf einen Friedensschluß eingiengen. Die Mohawks und die Oneidas waren von den bis dahin verachteten Chippeways geschlagen worden; die Andostes bedrängten die westlichen Cantone. Sogar die schwachen Algonkins, plötzlich muthig geworden, fielen über irokesische Streifpartieen her. Die französische Colonie war wieder erstarkt. So erwachte denn unter den kriegerischen Irokesen das Verlangen nach Frieden. Aber doch nur die oberen Stämme ließen sich zum Friedensabschluß bewegen. Die Mohawks, die wildeste und gefürchtetste der 5 Nationen, verschmähten immer noch den Frieden und setzten ihre Raubzüge fort. Montreal war noch nicht sicher; so lange diese Feinde nicht zur Ruhe gebracht waren, konnte es zu keinem rechten Aufblühen Canadas kommen.

Die Jesuiten wandten sich direct an den König von Frankreich und forderten ihn öffentlich zum Vernichtungskampf gegen die Mohawks auf. Sie predigten, der Krieg gegen die Mohawks, **ce petit Turc de la nouvelle France**, sei ein Kreuzzug, ein heiliger Krieg. Kein Seeräuber sei so gefährlich, wie sie; sie vernichten, sei ein Gott wohlgefälliges Werk. Schon der Umstand, daß sie den Lauf des Evangeliums und die Ausbreitung des Christenthums unter den weiter westlich wohnenden Völkern hinderten, sei Grunds genug, gegen sie einen ernstlichen Krieg zu führen [105]). An die Vernichtung der Mohawks, die in den französischen Berichten immer den Namen Agniers führen, knüpften sie alle ihre Hoffnungen. „Die Agniers", so lautet ihre Sentenz, „müssen vertilgt werden; dann sind wir die Herren aller benachbarten Stämme. Die Onondagas werden zittern und von uns Gesetze empfangen; die Cayugas werden nicht sich zu widersetzen wagen, da sie immer freundlich gegen uns waren; die Se-

necas, welche jetzt mit großer Mühe und auf gefahrvollen Wegen, wo sie aus Furcht vor den Andostes in Karavanen von 600 Mann ziehen müssen, ihre Biberfelle zu den Holländern bringen, werden gerne mit uns handeln. Das ganze französische Amerika werden wir christlich machen. Zu den Kilistineaux müssen wir nicht mehr auf verborgenen, gefahrvollen Wegen reisen. Wir können dann leicht zu den oberen Algonkins kommen. Alles hängt von einer Handvoll Agniers ab" [106]).

Es wurde auch wirklich eine Expedition gegen die Mohawks unternommen und ihre Kornvorräthe zerstört. Eine Hungersnoth drohte auszubrechen, und die Mohawks mußten um Frieden bitten. Nun endlich kam ein dauernder Friede zu Stande, der von 1667—1683 währte, ein Glück, das Canada bis dahin kaum noch gehabt hatte [107]).

Es versteht sich bei der Bedeutung, welche der Stamm der Irokesen für Neu-Frankreich und für das ganze nördliche Indianergebiet hatte, von selbst, daß die Jesuiten diese Zeit des Friedens benützten, um festen Fuß unter ihnen zu fassen und die Mission unter ihnen zu begründen. Wir können die Geschichte der einzelnen Missionsstationen nicht im Detail verfolgen. Es sei genug, zu bemerken, daß schon 1668 in jedem der 5 Cantone eine Missionsstation gegründet war. Die Jesuiten trieben in den Dörfern der Irokesen ihr Missionswerk in derselben Weise, wie sie überall zu thun pflegten; sie tauften sterbende Kinder, so viel sie erreichen konnten; sie lehrten die Erwachsenen; sie errichteten Kapellen; sie suchten die Theilnahme der Wilden durch allerlei Flitter und Pomp zu gewinnen; sie zeigten ihnen ihre Bilder, lehrten sie das Kreuz schlagen und Gebete nachsprechen, schreckten sie durch das Fegfeuer, hielten sie zur Heiligenverehrung an und machten sie besonders zu demüthigen Verehrern der Jungfrau Maria. Selbst die wilden Mohawks ließen die Priester in ihrer Mitte arbeiten und eine Gemeinde sammeln; aus ihrer Mitte gieng die in den Geruch der Heiligkeit gekommene, von Indianern und Franzosen gleich sehr als eine Heilige verehrte Katharina Tegahkouita hervor. In dem Bericht vom J. 1670 heißt es, die ganze Irokesennation stehe im Begriff, die christliche Religion anzunehmen; nie habe man größere Hoffnungen gehabt, als eben jetzt.

Allein wir dürfen uns durch solche hyperbolische und allzu

sanguinische Aussagen nicht irre führen lassen. Es geht vielmehr aus den eignen Berichten der Jesuiten hervor, daß sie bei den Irokesen keine so günstige Aufnahme fanden, wie bei den Huronen. Es waren schon unter den Irokesen nicht so viel Missionare wie unter den Huronen. Bei einer Conferenz, die 1669 in Onondaga abgehalten wurde, waren 6 Missionare zugegen. Und im Ganzen arbeiteten vom Jahre 1667 — 83 11 Missionare in jenem Lande, und diese nicht alle zu gleicher Zeit, während die Zahl der Arbeiter in Huronia 23 betragen hatte. Auch die Taufen waren nicht so zahlreich, indem in der Zeit zwischen 1668 und 1678 nur 2221 Personen getauft wurden, während unter den Huronen in dem gleichen Zeitraum an 7000 Personen getauft worden waren. In Frankreich scheint auch eine merkliche Abspannung und ein Nachlassen des Missionseifers eingetreten zu sein; man klagte darüber, daß die Irokesenmission so ungeheure Summen verschlinge. Die Missionare selbst klagen auch über die Erfolglosigkeit ihrer Arbeit. Die Huronen, die sich ihnen anschlossen, und die Kinder, die sie taufen konnten, waren ihr einziger Trost. Von den Oneidas klagte P. Bruyas, daß sie gar nicht einmal zu seinem Unterrichte kämen, und daß sein einziger Trost sein müsse, daß er viele Kinder taufe, „mit denen er den Himmel bevölkere." Und Milet, sein Nachfolger, sagte: „Unsre kleine Kirche zählt wenig Christen; und fast alle sind entweder Huronen oder Glieder einer andern von den Irokesen zertrümmerten Nation" [108]). Ja, auch an vielen Erweisungen der Feindschaft gegen die Missionare fehlte es nicht. „Wir gehen jetzt daran", heißt es in einem der Berichte, „von einer Mission zu reden, wo es nur Kreuz, Verachtung, Drohungen und Leiden aller Art gibt". Besonders wenn die Aussichten wieder kriegerischer wurden, drohte den Missionaren Gefahr. Die jungen Krieger wurden unverschämter gegen sie; sie verfolgten sie auf der Straße mit Steinwürfen, stürzten sich mit dem Messer auf sie, betrachteten sie als Opfer, die schon dem Tode geweiht waren. Die schauderhaften Scenen der Trunkenheit, da selbst Kinder, Mädchen von 10—11 Jahren betrunken umherlagen, — von den Holländern wurde den Indianern der Branntwein zugeführt, — trugen noch mehr dazu bei, ihre Hoffnungen herabzustimmen. Sie trösteten sich dabei immer, daß doch schon im Ganzen 4000 Irokesen getauft seien, von denen ein guter Theil in der Ewigkeit sei [109]).

Es war den Missionaren daran gelegen, die für die römische Kirche gewonnenen Irokesen in eine Gemeinde zu sammeln, sie aus der Nähe und den Einflüssen ihrer heidnischen Umgebung zu befreien und eine christliche Irokesencolonie zu gründen — eine ohne Zweifel sehr heilsame und nützliche Vorsorge. Was Lorette für die Huronen war, sollte die Mission Franz Xaver de la Prairie bei Montreal für die Irokesen werden. 1669 wurde diese Colonie gegründet; 1670 gehörten 70 Personen dazu; von den Irokesen kam eine Schaar Neophyten nach der andern hieher, und im Jahre 1675 zählte die Colonie schon 200 Familien. Diese waren aber nicht blos aus dem Stamm der Irokesen genommen, sondern es fanden sich dort Indianer aus allen möglichen Stämmen: Irokesen, Huronen, Tienontates, Attiwandocks, Eries, Conestogues, Abenakis, Montagnais, Mohegans, Nigissings, Sokokes, Maskoutins u. a. Die Colonie hatte zwei Häuptlinge, einen für die geistlichen Dinge und einen andern für die bürgerliche Regierung. Jener erste hieß der Häuptling des Gebets. Die politische Verfassung war der alten irokesischen Verfassung nachgebildet. Aber ausgeschlossen waren von der Colonie alle diejenigen, welche nicht den Glauben an die Träume, das Wechseln der Frauen und die Trunkenheit aufgeben wollten. Von der Prairie gegenüber der Insel Montreal wurde die Ansiedlung schließlich an den Portage-Fluß verlegt, wo eine große 60 Fuß lange Steinkirche, damals die schönste in Canada, für sie gebaut wurde. Die Irokesen, als sie sich einmal der Leitung der Jesuiten ergeben hatten, wurden die devotesten Diener der römischen Kirche. Alle Gebräuche der römischen Kirche wurden von ihnen mit der scrupulösesten Gewissenhaftigkeit beobachtet. Sie beteten ihren Rosenkranz; sie suchten die Ohrenbeichte; sie legten sich Pönitenzen auf; sie waren mit den gewöhnlichen, den Christen gegebenen Geboten nicht zufrieden, sondern suchten durch Befolgung der evangelischen Rathschläge einen Schatz überflüssiger guter Werke zu gewinnen; sie erstrebten die höhere Heiligkeit des Cölibats; und selbst an Heiligen fehlte es nicht, die noch im Grabe Wunder wirkten! Der Jesuit fand in dieser, seiner Leitung ganz und gar übergebenen Colonie einen fruchtbaren Boden, um ein Gemeinwesen, das seiner Idee entsprach, zu schaffen. Bewunderer der Arbeit der Jesuitenmissionare sagten von dieser Colonie, sie habe mit Paraguay rivalisirt.

Diese Einrichtung, die Gründung von Reductionen oder christlichen Colonien, schien die zweckmäßigste und nützlichste zu sein. Das Gedeihen der vorhin schon erwähnten Colonie von Franz Xaver ermuthigte die Priester des Ordens von St. Sulpice, eine ähnliche Colonie auf dem Berg von Montreal zu gründen.

Diese Colonien hatten für die französischen Priester die Folge, daß in dem nun ausbrechenden Sturm doch nicht ihre ganze Arbeit wieder vernichtet wurde, sondern als sie das Land der Irokesen bei Ausbruch des Krieges verlassen mußten, wurden doch die in jenen Colonien gesammelten Indianer sowohl für die römische Kirche, als auch für die französische Krone erhalten. Sie erwiesen sich als die treuesten und ergebensten Anhänger der Franzosen und leisteten denselben im Krieg gegen die Engländer die ersprießlichsten Dienste. Sie lösten das Band der Gemeinschaft mit ihren natürlichen Blutsverwandten und hielten sich an ihre geistlichen Väter, die Jesuiten.

Als der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, ging die Mission unter den Irokesen unter. Col. Dongan, der kräftige und energische Gouverneur von New-York, der die Wichtigkeit und Bedeutung der Irokesen und ihrer Stellung wohl zu würdigen wußte, strebte mit aller Kraft dem Ziele zu, das Land südlich von den 5 Seen für die Krone von England zu sichern; und ihm besonders hat es England zu verdanken, daß dies schließlich gelang. Dongan strengte alle Kräfte an, die Irokesen für ein Bündniß mit England zu gewinnen und sie gegen allen französischen Einfluß unzugänglich zu machen. Daher bemühte er sich, die Irokesen, welche sich in der unter dem absoluten Einfluß der Jesuitenmissionare stehenden Missionscolonie Franz Xaver befanden, und welche gemeiniglich die Caughnawagas genannt wurden, in ihre frühere Heimath zurückzuziehen; und er erbot sich, wenn sie auf seinen Antrag eingiengen, ihnen auf der Ebene von Saratoga eine Kirche erbauen zu lassen. Und weil er wußte, daß die französischen Jesuiten die gefährlichsten Feinde der Engländer waren, so wollte er dieselben um jeden Preis aus dem Gebiet der 5 Nationen verdrängen und dagegen englische Priester der römischen Kirche zu ihnen senden [110].

Die alte Feindschaft zwischen Irokesen und Franzosen brach, durch etliche Vorkommnisse auf der Grenze verursacht, von neuem aus. Besonders die Senecas zeigten eine kriegerische Gesinnung.

Aus einem Canton nach dem andern mußten sich die Jesuiten, deren Leben nicht mehr sicher war, zurückziehen. Im Jahre 1682 waren blos noch zwei französische Priester unter den Irokesen. Die Mission hörte bald ganz auf.

Als die Franzosen an der Mündung des Lorenzstromes ihre Ansiedlungen gründeten und mit den Indianern zu handeln anfingen, hatten sie für den Handel und für die Ausbreitung ihrer Herrschaft eine so ausgezeichnete Lage gewonnen, daß sie eine bessere sich kaum wünschen konnten. Sie hatten an den 5 Seen eine Wasserstraße und die Möglichkeit einer auf Binnenseen so weit ausgedehnten Schifffahrt, wie sie sich sonst in der ganzen Welt nicht wieder findet. Mit Leichtigkeit konnten sie mit allen Indianerstämmen verkehren, welche an den nördlichen und südlichen Ufern der 5 großen Seen wohnten. Alle diese Stämme bis hinein in das Innere des heutigen Staates Wisconsin waren gezwungen, mit den Franzosen zu handeln. Die Jagdgründe des Westens mußten die Reichthümer liefern für die Handelscolonien von Quebek und Montreal. Das Innere Amerikas war durch die Seen und durch diese herrliche Wasserstraße vor ihnen aufgeschlossen. Die Ansiedlung am Lorenzstrom brachte es mit sich, daß die französischen Banner in den Wäldern des Westens am ehesten entfaltet und unbegrenzte Landstriche den Bourbonen unterworfen wurden, daß man auch mit Leichtigkeit über die Seen in das Thal des Mississippi hinabsteigen, dort eine Colonie nach der andern gründen und in einem großen Bogen die Linien des französischen Gebietes ziehend das Land von der Mündung des Lorenzstromes bis zu der Mündung des Mississippi für Frankreichs König in Anspruch nehmen konnte.

Jesuiten und Pelzjäger waren es, welche dies ungeheure Reich, diese neue Welt für Frankreich und die römische Kirche erschlossen und eroberten.

Nachdem die Franzosen bis zum Jahr 1640 es blos mit den Algonkinstämmen am untern Lauf des Lorenzstromes und mit den Indianern des huronisch-irokesischen Sprachstammes zu thun gehabt hatten, kamen sie seit dem genannten Jahr auch mit den weiter im Westen wohnenden Stämmen in Berührung.

Wenn wir die am Ufer des Michigan-Sees wohnenden Winnebagoes ausnehmen, welche zu der jenseits des Mississippi wohnenden Dahcotah-Familie gehörten und nur ein vorgeschobener Posten jener Indianerstämme waren, so wohnten auf der Halbinsel, welche vom Michigan- und Oberen See eingeschlossen wird, ebenso wie auch auf der zwischen dem Michigan-See einer- und dem Huron- und Erie-See andrerseits befindlichen Halbinsel lauter Stämme, welche zu der Algonkinfamilie zu rechnen sind. Es waren die Ottawas (Utawawas, Outaouaks), die Menominees (folles avoines, wild rice men), die Chippeways (Odjibways), die Sacs (Sauks) und Foxes, die Mascoutins und weiter südlich die Miamis, Pottowatomis, Kickapoos und Illinois. Die zwischen dem Michigan-, Oberen See und Mississippi wohnenden Stämme lagen mit den wilden Nadowessiern (der Name bedeutet die Grausamen), einem Hauptstamm der Dahcotah's, welche im Westen dieselbe Stellung einnahmen, wie im Osten die Irokesen, in beständigem Krieg.

Die Jesuitenpatres waren bei einem Todtenfeste der Algonkins im Huronenland, bei welcher Gelegenheit Indianer von weit und breit zusammenkamen, auch mit etlichen Chippeways des Westens zusammengetroffen und von diesen eingeladen worden, in ihr Land zu kommen; und 1641 treffen wir auch schon 2 Missionare, Charles Raymbault und den aus der Huronenmission uns bekannten Is. Jogues, unter den Chippeways am Sault St. Marie. Dort, wo die Wasser des Oberen Sees ausströmen und über die Wasserfälle stürzen, wo die Indianer zu dem ergiebigen Fischfang in großer Menge zusammenströmen, trafen sie 2000 Indianer bei ihrem Besuch an und wurden von ihnen dringend eingeladen, unter ihnen zu bleiben. Aber in Huronia waren die Arbeiter nöthig; daher konnten sie hier noch nicht eine permanente Mission beginnen; und als bald hernach der schreckliche Krieg zwischen den Huronen und den Irokesen ausbrach, und ganz Obercanada zu einer Wüste und das Reisen fast unmöglich gemacht wurde, war es natürlich nicht möglich, unter den westlichen Stämmen eine Mission zu begründen.

Aber nun fing der Pelzhandel mit den westlichen Stämmen an; und wo der Pelzjäger irdischen Gewinnes halber hinkommen konnte, warum sollte da der Missionar nicht hingehen?

Im J. 1654 schlossen sich 2 junge Pelzhändler an eine Partie Ottawas — dieser Name wurde oft in weiterem Sinn gebraucht und bezeichnete dann überhaupt die westlichen Algonk-Indianer — an, welche aus der Ferne gekommen waren, und folgten ihnen 500 Meilen weit in ihre Heimath. Man hörte weiter nichts von ihnen; aber 2 Jahre hernach kamen sie, von einer Flotte von 50 Canoes mit Pelzen begleitet, zurück. Sie schilderten Land und Leute, bei denen sie gewesen waren, und verlangten dringend Missionare. Jesuiten ließen sich nicht vergebens zu einer solchen Mission bitten; und sofort begleiteten (1656) P. Druillettes und P. Gareau die heimkehrende Flotte. Allein noch sollte es nicht zum Anfang der Mission im Westen kommen. Gleich unterhalb Montreal wurden die Ottawas von den Irokesen überfallen; und nur durch List entrannen sie, indem sie treuloser Weise die Missionare im Stiche ließen. Gareau empfieng eine tödtliche Wunde, an welcher er bald hernach starb.

Den Winter 1659 brachten 2 Händler am Ufer des Obern Sees zu. In dem darauffolgenden Jahr 1660 kamen sie mit 60 Canoes und 300 Algonkin-Indianern nach Montreal. Wieder baten die Indianer um einen Missionar für den Westen. René Mesnard, ein Greis mit weißen Haaren, niedergebrochen durch die Last der Jahre und die Strapazen seines mühevollen Lebens, im Gesicht die Narben von den Wunden, die er von den wüthenden Irokesen im Dorf der Cayugas empfangen hatte, wurde für den gefährlichen Posten ausersehen. Er gieng, in stiller Begeisterung fröhlich dem Ruf seiner Oberen folgend, aber voll Todesahnungen. „In 3 oder 4 Monaten könnt ihr mich zu den Todten rechnen", schrieb er. Dabei war er aber voll Muthes und Gottvertrauens. „Der, welcher die jungen Raben füttert und die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch für seine Diener sorgen; und sollten wir endlich vor Elend umkommen, wie groß würde unser Glück sein" [111]). Wie viel hatte der Missionar auf der Reise auszustehen! Vom frühen Morgen bis zum späten Abend mußte der kraftlose Greis rudern; die gefühllosen Indianer zwangen ihn, das Canoe über die portages oder Tragplätze tragen zu helfen; und als der Pater in scrupulöser Gewissenhaftigkeit die Horen auch im Canoe und in der Wildniß einhalten wollte, warfen die Wilden, unwillig über den Zeitverlust, sein Brevier in's Wasser [112]). Schrecklich hatten die

Reisenden vom Hunger zu leiden. Beeren des Waldes waren ihre Hauptnahrung; für glücklich galt, wer etwas eßbares Moos fand, oder wer gar von einem Fell etwas zur Nahrung abschaben konnte. Und als sie endlich am Ufer des Obern Sees ankamen, ließen die treulosen Wilden den greisen Pater im Stich, wo er 6 Tage lang von der ekelhaftesten Nahrung sein Leben fristen mußte, bis die Wilden doch ihn wieder holten und in das Indianerlager brachten. Er eröffnete nun eine Mission in der Keweenaw-Bay am südlichen Ufer des Lake Superior. Er fristete hier ein elendes Leben; jämmerlich war die Nahrung, wie die Hütte, welche letztere aus aufeinander gelegten Fichtenzweigen bestund, „nicht hinreichend", sagte er, „mir die Meinung beizubringen, daß ich ein Obdach hatte". Dazu fand auch seine geistliche Thätigkeit keine bereitwillige Aufnahme in den Herzen der Indianer; die sterbenden Kinder, die er verstohlen taufte, (denn offen durfte er es nicht, man flüchtete die Kranken vor ihm) waren sein einziger Trost in seiner Trübsal.

Von hier aus wurde er zu einer Anzahl Wyandots gerufen, einem jener versprengten, unglücklichen Huronenhaufen, unter denen die Missionare früher gewirkt hatten. So sehr man ihm auch abrieth, den 100 Meilen weiten gefahrvollen Weg durch die Wildniß anzutreten, er ließ sich nicht abhalten. „Gott ruft mich dahin", sagte er; „ich kann nicht Seelen umkommen lassen unter dem Vorwand, das Leben eines elenden alten Mannes, wie ich bin, zu retten. Sollten wir Gott nur dann dienen, wenn es nichts zu leiden giebt, und wenn man das Leben nicht zu wagen braucht?" Er gieng, verirrte sich unter Wegs von seinem Begleiter und ward nie wieder gesehen. Man fand später sein Brevier und vasa sacra in Indianerhütten, wo sie als „Medicin" aufbewahrt wurden. Vermuthlich war er durch indianische Mörderhand gefallen [113]).

Das war der erste eigentliche Missionsversuch unter den Ottawas.

Solche Erfahrungen schreckten aber die Jesuitenmissionare nicht ab; sie lockten sie vielmehr an. 1665 brach Claude Allouez in dies Missionsfeld auf.

In dem genannten Jahr waren 100 Ottawa Canoes mit ihren Biberfellen nach Montreal gekommen. Ein Franzose kehrte

mit ihnen zurück, der im vorigen Jahr mitgegangen war, der nun seinen Landsleuten von den Stämmen des Westens erzählte und stark übertreibend von den 100,000 Kriegern berichtete, die zu dieser westlichen Nation gehören sollten. Am 2. September desselben Jahres war schon Allouez am Südufer des Lake Superior, an welchem er einen Monat lang hinsegelte, bis er in der schönen Bai Chegoimegon, da wo jetzt La Pointe du St. Esprit ist, seine Missionsthätigkeit eröffnete. Eben waren dort 10—12 kleine Algonkinstämme zum Kriegstanz versammelt, da sie gegen den gemeinsamen Feind der Algonkins, die Sioux oder Nadowessier, ziehen wollten. Allouez trat als Gesandter des Königs Louis XIV. und seines Vicekönigs in ihre Rathsversammlung und bewog sie zum Frieden. Und nun erbaute er seine Kapelle, die er mit all dem Schmuck ausstattete, welche die römische Kirche ihren Missionskapellen in den Heidenländern zu verleihen pflegt; und voll Verwunderung staunten die Kinder der Wildniß die Kapelle an und ließen sich von Allouez die Bilder von Himmel und Hölle zeigen und hörten den Chor der Chippeways, welche er das **Ave Maria** und das **Pater noster** hatte singen gelehrt. Es kamen die Stämme von allen Seiten, um seine Belehrung zu empfangen; die Chippeways lauschten seinen Worten; die Pottawatomies kamen, wie auch die Sacs und Foxes, und selbst die Kickapoos, Miamis und Illinois wurden hier mit ihm bekannt. Selbst mit den wilden, kriegerischen Sioux traf er auf seinen Streifzügen zusammen. Voll Staunen hörte Allouez ihre Erzählungen von dem großen Fluß „Mesipi". Die Aufmerksamkeit der Missionare und Frankreichs wurden zum ersten mal auf den mächtigen Mississippistrom gelenkt. Voll Begierde war Allouez zu den Stämmen am Ufer des Mississipi, wie z. B. den Illinois zu kommen. „Ihr Land", schreibt er, „ist das beste Feld für das Evangelium. Hätte ich Muße, so wäre ich zu ihren Lagern gezogen, um mit meinen Augen all das Gute zu sehen, das mir von ihnen berichtet wurde"[114]). Er war voll Freude und Jubel, daß er hier unter solchen Stämmen wirken könne, welche durch Verkehr mit den Weißen noch nicht verdorben seien.

Nach 2jähriger Wirksamkeit ging er nach Quebek, um seinen Oberen Bericht zu erstatten; aber ohne sich Ruhe zu gönnen, brach er schon nach 2 Tagen wieder, von P. Nicholaus

begleitet, nach Chegoimegon auf. 25 Stämmen verkündigten sie das Evangelium, in Michigan, Wisconsin und Illinois. Man hat gesagt, Allouez könnte mit Recht „der Apostel des Westens“ genannt werden [115]). 30 Jahre lang arbeitete er rastlos in diesem Missionsfeld.

P. Claude Dablon und P. Marquette, dessen Name hernach durch die Entdeckung des Mississipi weltberühmt wurde, kamen 1668 dem P. Allouez zu Hülfe. Ihr Leben war voll von Beschwerden und Entsagung. Fische, ein am Felsen wachsendes Moos, gekochte Rinde von manchen Baumarten und Eicheln waren die gewöhnliche Nahrung der hier wirkenden Missionare [116]). Hören wir, wie der große Geschichtsschreiber Amerikas [117]), Bancroft, das Leben dieser Missionare schildert: „Der Missionar trotzt der Strenge des Climas; er schreitet durch Wasser und Schnee, ohne am Feuer sich wieder wärmen zu können; er hat kein Brod, als gestoßenen Mais, und oft keine andere Nahrung, als das ungesunde Moos von den Felsen; er arbeitet ohne Unterbrechung; er ist dazu verurtheilt, gleichsam ohne Nahrung zu leben und ohne einen Ruheplatz zu schlafen, weit zu reisen, immer Gefahren entgegenzugehen und sein Leben in der Hand zu tragen, oder vielmehr täglich, ja öfter als täglich, es wie eine Zielscheibe preiszugeben, in steter Erwartung der Gefangenschaft oder des Todes durch den Tomahak, durch Qualen oder durch Feuer“. Und doch hatte auch die Einfachheit und Freiheit des Lebens in der Wildniß ihre besondern Reize. Das Herz des Missionars mußte von Entzücken erfüllt werden, wenn er unter einem klaren Himmel, bei mildem Wetter, reine Luft athmend, über Gewässer, so durchsichtig wie der klarste Quell, hinsegelte. Jeder Lagerplatz gewährte seinen Begleitern das Vergnügen der Jagd. Wie ein Patriarch wohnte er unter einem Zelte; und in dem Lande, durch welches er zog, war er Herr, so weit und breit es war, und konnte, ohne daß irgend Jemand Einsprache erhob, seine Producte sich zueignen. Wie oft hatte er einen Stein unter seinem Haupte, wie Jakob, da er die Gegenwart Gottes spürte! Wie oft schien ihm eine Jahrhunderte alte Eiche wie der Baum im Hain Mamre, unter welchem Abraham die Engel bewirthete! Jeden Tag wählte der Wanderer einen neuen Platz für seine Wohnung, welche in wenig Augenblicken aufgeschlagen war, und für welche die Natur einen grünen Teppich mit Blumen durch-

woben spendete. Auf allen Seiten zeigten sich Schönheiten, welche die Kunst weder verunstaltet hatte noch nachahmen konnte.

Alle diese von französischen Pelzhändlern und Missionaren neuentdeckten Länder wurden 1671 feierlich von Frankreich in Besitz genommen. In St. Marie wurde ein Congreß der indianischen Nationen zusammenberufen. Die Stämme vom Norden wie vom Süden (wie die Miamis) kamen hier zusammen. Die Gesandten von 14 Stämmen waren anwesend. Es wurde ihnen angekündigt, daß sie nun alle unter dem Schutz Frankreichs stünden; und Allouez schilderte den staunenden Indianern in einer feurigen Rede die Macht des französischen Königs, seine Armeen, seine Schiffe, seine Geschütze. Ein großes Kreuz von Cedernholz, welches zuvor mit allen Ceremonien der römischen Kirche geweiht worden war, wurde aufgepflanzt, und neben dem Kreuz eine hölzerne Säule errichtet, in welche die Lilien der Bourbonen eingegraben waren. Als die Franzosen sich von den Knieen erhoben, um das Kreuz aufzurichten, stimmten sie alle in den Gesang ein:

Vexilla regis prodeunt,
Fulget crucis mysterium,

und ein Te Deum beschloß die Feier [118]).

In dieser Weise wurde das Indianerland für die römische Kirche und die französische Krone zumal in Besitz genommen.

Um diese Zeit gab es im Land der „Ottawas" 3 Missionsstationen, welche als Centra der Wirksamkeit der Jesuiten dienten.

Die eine war Marie du Sault, am Fuß der Fälle zwischen dem Obern und Michigan See gelegen. Am Fuß dieser Fälle wurde nemlich der Fischfang vom Frühjahr bis zum Winter in ausgedehntem Maß und in eigenthümlicher Weise betrieben. Die umwohnenden Stämme kamen im Sommer immer hieher und lebten ausschließlich von den Fischen, die sie hier fiengen, ohne daß sie daneben das Feld bauten. So kam es denn, daß gerade hier immer eine große Anzahl Indianer beisammen, und daß dies deshalb ein sehr passender Ort für eine Missionsstation war. Eine ganze Anzahl kleinerer Stämme, Saulteues, Nouquet, Chippeways, Maramegs, Achirigouans, Amicoués, Missisagués, Kilistinons, Winnebagoes konnten von hier aus versorgt werden. Marquette, Allouez, Dablon wirkten hier zuerst; und wenn auch Marquette durch seinen Enthusiasmus sich täuschen ließ, als er

schrieb, 2000 Seelen seien bereit, den Glauben anzunehmen [119]), so ist es doch wahr, daß dieser Posten ein Hauptplatz der römischen Mission gewesen ist.

Druillettes kam hier 1670 an und arbeitete unter großem Beifall der Indianer. Wir dürfen freilich nicht übersehen, wie das Christenthum, das die Jesuiten den Indianern brachten, ein sehr äußerliches gewesen ist, und daß die Missionare schnell durch eine oberflächliche Annahme der äußeren Formen sich zufrieden stellen ließen. So wimmelte es auch hier bald von Christen; die Indianer erklärten, daß der Gott des Gebetes der von ihnen verehrte Herr des Lebens sei. Sie wechselten leicht den Namen ihres Gottes und fügten sich in die von den Missionaren vorgeschriebenen Ceremonien, ja in ihrem echt indianischen Aberglauben legten sie den ihnen zauberartig erscheinenden Handlungen der Priester magische Kraft bei. Sie brachten die Kinder, daß über ihnen der Segen gesprochen werde, und über ihre Felder, so viel nemlich ihrer welche hatten, ließen sie in gleicher Weise einen Segen sprechen. Die Jungen schrieen: „Der sault betet, der sault ist christlich geworden.“ Bei der unter den römischen Missionaren üblichen summarischen Missionspraxis taufte P. Druillettes allein in einem Jahr 300 Personen. Etliche Krankenheilungen, die er verrichtete, wurden von den Indianern bereitwillig als Wunder angenommen, und er erlangte unter ihnen den Ruf eines Heiligen.

Schon hatte man Hoffnung, daß von hier aus sogar die Nadowessier, die Irokesen des Westens, gewonnen und bekehrt werden konnten. Im Jahre 1674 waren 10 Gesandte von denselben in Sault St. Marie anwesend, um mit den Ottawas über den Frieden zu unterhandeln. Diese Gelegenheit suchten die Missionare auszubeuten, um ihnen ihr Christenthum nahe zu bringen. Gerne ließen sich die Indianer bewegen, sich auf die Kniee niederzulassen, die Hände zu falten und die vorgesprochenen Gebete nachzusprechen. Große Hoffnungen schöpften die Patres. Aber der alte Streit zwischen den Algonkins und den Nadowessiern brach in der Wohnung der Missionare selbst wieder aus. Es kam zum blutigen Handgemenge. Die Nadowessier trieben die Algonkins aus dem Haus; und als dieses von ihren Gegnern in Brand gesteckt wurde, flüchteten sie in eine nahe Steinhütte und fielen endlich alle im muthigen Kampf, nachdem

sie zuvor ihren Gegnern einen bedeutenden Verlust zugefügt hatten. Die Folge des Treubruchs der Algonkins war, daß die Feindschaft zwischen Nadowessiern und Algonkins noch größer wurde als zuvor, und daß die Hoffnung der Jesuiten, unter den Sioux eine Mission zu errichten, gänzlich scheiterte.

Ein zweiter Mittelpunkt der römischen Missionsthätigkeit war die Mission du St. Esprit. Auch hier kamen viele kleine Stämme des Fischfanges halber zusammen; ist ja doch der Lake Superior seines Fischreichthums halber berühmt. Ueber 50 Dörfer oder Lager von nomadisirenden oder seßhaften Stämmen waren in irgend einer Weise mit der Mission in Verbindung. Selbst die Illinois vom Süden kamen oft des Handels halber hieher; und 8 Tagreisen weit gegen Westen waren die ersten Dörfer der Nadowessier.

Der dritte Centralpunkt war die Missionsstation Franz Xavier am Fuß der Green Bay, welche damals des Puans hieß. Diese Mission war 1669 von P. Allouez angefangen worden und bildete einen Mittelpunkt für alle benachbarten Stämme, wie Sacs und Foxes, Mascoutins, Menominees und Winnebagoes.

Auch in Markinaw, wo der Huron- und Michigan-See zusammenstoßen, war 1671 eine Missionsstation errichtet worden. Eine Abtheilung von den zersprengten Huronen hatte hier ihre Zuflucht gesucht; und so willig gegen die Leitung der Missionare hatte sie ihr Unglück gemacht, daß diese von ihnen rühmten, sie wetteiferten an Frömmigkeit und Inbrunst mit den christlichen Indianern von Laprairie und Lorette.

Wie die Huronen in Michillimackinak, so suchten die Ottawas vor den Irokesen des Westens, den gefürchteten Sioux, auf andern Inseln des Huronen-Sees, besonders auf der Insel Manitoulin eine Zuflucht. Denn als die Sioux, empört über den Verrath in Lapoint, dem P. Marquette seine Bilder und andre Geschenke zurückgeschickt und den Ottawas den Krieg erklärt hatten, mußten diese oftmals vor ihnen flüchten und mehr ostwärts einen Bergungsort suchen.

Von diesen angegebenen Missionsstationen aus durchstreiften die Missionare die Wälder, um die Indianer in ihrer Weise zu Christen zu machen. Sie tauften Kinder und Sterbende; sie ließen die Erwachsenen Gebete nachsprechen, zeigten ihnen Bilder von Himmel und Hölle, predigten ihnen von Jesus und Maria,

ergötzten ihre Augen durch den ceremonienreichen Cultus ihrer Kirche, gaben ihnen den Segen, wenn sie in den Krieg zogen, lehrten sie es als einen Segen Gottes betrachten, wenn sie dem Feind viele Scalpe abgewannen, freuten sich, wenn ihre willigen Pfleglinge das Zeichen des Kreuzes machten, dem sie natürlich eine magische Kraft zuschrieben, oder wenn sie lauschend und lernbegierig auf die Predigt von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria hörten; mit einem Worte, ganz in derselben Weise, in welcher die Sendboten der römischen Kirche überall in der Heidenwelt ihren Glauben auszubreiten pflegen, in derselben Gestalt, welche die römische Kirche an die Stelle der apostolischen Lehre und des urchristlichen Glaubens gesetzt hatte, wurde das Christenthum den westlichen Indianerstämmen verkündigt.

Wir können natürlich die Fortschritte der Jesuitenmission in diesen Gegenden nicht im Einzelnen verfolgen; nur das wollen wir noch beifügen, daß es den mit glühendem Enthusiasmus nach Westen vordringenden Jesuiten doch nicht gelang, unter den Nadowessiern ihr Missionskreuz aufzurichten, und daß auch später (1728) ein Versuch vollständig scheiterte. Dahingegen öffneten sich ihnen Thüren nach einer andern Seite.

Die Entdeckung des Mississippi öffnete zunächst dem König von Frankreich neue Länder und den Jesuiten neue Missionsfelder.

Seltsame und abenteuerliche Gerüchte und Vorstellungen waren bis dahin über den großen Strom des Westens in Umlauf gewesen. Noch wußte man nicht, ob der Mesipi oder, wie andere ihn nannten, Mechasippi oder, wie wieder andere aussprachen, der Micisippi in den Golf von Mexico oder bei Californien in den stillen Ocean oder in den atlantischen Ocean sich ergieße. Talon, der eben im Begriff stund, nach Frankreich zurückzukehren, wollte dies noch aufklären. Im einen wie im andern Fall war es von eminenter Wichtigkeit, es zu erfahren [120]).

P. Marquette unternahm es, diese Entdeckung für Frankreich und die Welt zu machen.

Als die Indianer an der Green Bay von seinem Entschluß hörten, staunten sie über seine Kühnheit und schilderten ihm in den lebhaftesten Farben alle Gefahren, die seiner warteten. Alle die grauenhaften Sagen, die unter den Indianern über den Mississippi cursirten, theilten sie ihm in guter Meinung mit. Sie erzählten ihm

von den schrecklichen Ungeheuern, welche weiter unten im Fluß lägen und Menschen und Canoes verschlängen. Sie erzählten ihm auch von dem Dämon, der dort hause, den man schon von weitem höre, der den Weg versperre und alle verschlinge, welche sich ihm nahten. Sie erzählten ihm auch von der Hitze, die so entsetzlich sei, daß der Tod unvermeidlich eintrete, und von den Völkern, welche jedem ohne weiteres den Kopf abschlagen [121]). Marquette hatte Gelegenheit, alle diese schrecklichen Dinge selbst in Augenschein zu nehmen. Denn an einer Stelle zwischen der Mündung des Missouri und des Illinois sah er an hohen und steilen Felsen, hoch über dem Wasserspiegel die gemalten Ungeheuer, schrecklich anzusehen, aber in so guter Ausführung, daß Marquette zweifelte, ob diese Bilder durch die Hände der Wilden entstanden sein konnten; und etwas oberhalb der Mündung des Ohio fand er den Sitz des Dämons, wo in einem engen, durch steile Felsen zusammengedrängten Canal der Strom im wilden stürmischen Lauf sich durchzwängen muß [122]).

P. Marquette brach mit Joliet, einem Bürger von Quebek, von dem man sonst nichts weiß, als daß er den Mississippi entdecken half, und 5 Franzosen in 2 Canoes, mit etwas Korn und getrockneten Fleisch versehen, von der Station an der Bay des Puans auf (den 13. Mai 1673); sie fuhren den Fox River hinauf, trugen ihre Canoes über den Tragplatz in das Wasser des Mescousin (Wisconsin) und waren nun im Stromgebiet des Mississippi. „Wir fiengen eine neue Verehrung der h. unbefleckten Jungfrau an, die wir keinen Tag unterließen, und stellten uns unter ihren besondern Schutz.“ So schwammen sie, während die tiefe Stille der Wildniß sie umgab, und sie nichts Lebendes sahen, als Fische und Vögel, den Wisconsin hinab; „mit einer Freude, die nicht beschrieben werden kann“, begrüßten sie den mächtigen Strom mit seinem klaren Wasser und immer weiter segelten sie, ohne daß sie irgend eines Menschen wären ansichtig geworden. „Wir haben schon fast 100 lieues zurückgelegt“, schreibt Marquette, „ohne etwas anderes zu sehen als Thiere und Vögel“.

Erst am 23. Juni gewahrten sie bei der Mündung des Moines einen stark betretenen Fußpfad, welchem sie folgten, und der sie zu einem Dorf der Illinois 6 Meilen vom Mississippi führte. Zum erstenmal hatten Weiße den Boden Jowas betreten. Es war eine Abtheilung der Illinois, die Mouingouena

oder Moingonas (daraus des Moines corrumpirt), welche hier wohnten. Die Illinois waren alte Erbfeinde der Irokesen, welche letztere oftmals sie in ihrem Land überfielen, und daher waren sie die natürlichen Verbündeten der Franzosen. Mit großem Jubel wurden deshalb die reisenden Franzosen von ihnen bewillkommt [123]); die Friedenspfeife wurde ihnen gereicht; im Triumph wurden sie in's Dorf geführt; und als vollends Marquette ihnen von Gott und von dem großen capitaine der Franzosen, dem Gouverneur von Neu-Frankreich, erzählte, der die Irokesen gezüchtigt und zum Frieden gezwungen habe, kannte ihre Freude keine Grenzen! Mit einer Friedenspfeife behängt, die ihnen als Sicherheitsbrief auf der Reise dienen sollte, von mehr als 600 Kriegern begleitet, kehrten sie zu ihrem Canoe zurück und setzten ihre Reise stromabwärts fort, segelten am Pekitanoni (Missouri) und Ouabouskegou (Wabasch-Ohio) vorüber, kamen in's Land der Chicasas, wo sie bei den Indianern Flinten fanden; am 33. Breitegrad sahen sie das Dorf Mitchigamea, wo auch trotz ihrer Friedenspfeife die Indianer sich zuerst feindlich stellten, und drangen bis zum Dorf der Akansea vor. Von hier aus kehrte Marquette, weil er hörte, daß die Spanier nicht sehr weit weg waren, und weil er nun sah, daß der Mississippi weder in den stillen noch in den atlantischen Ocean mündete, nach dem Norden zurück. Ein Häuptling der Illinois-Indianer führte ihn durch das Gebiet des heutigen Staates Illinois nach dem Michigan-See und der Green-Bay.

Für die Jesuiten war die Frucht der Entdeckung des Mississippi die Errichtung einer Mission in Illinois.

Allouez hatte schon vor einer Reihe von Jahren seine Augen auf die Illinois gerichtet. Er war mit einzelnen aus diesem Stamm am Lake Superior zusammengetroffen und hatte mit Begierde ihren Erzählungen gelauscht von dem Land, in welchem sie wohnten, von seinen großen, baumlosen Prärien und von den ungeheuren Büffelheerden, die darauf weideten. Er glaubte auch in dem Character der Illinois etwas zu finden, das zu der Hoffnung eines großen Sieges der Kirche in ihrer Mitte berechtigte. Gerne wäre er selbst sogleich in das lockende Missionsfeld eingetreten.

Aber doch erst durch Marquette, der 1375 schon wieder nach Illinois eilte, wurde diese Mission angefangen.

Die Illinois, ein bedeutender, seitdem ganz von der Erde verschwundener Stamm, dessen Name blos noch in dem Namen des Staates und des Flusses Illinois sich erhalten hat, und der in die Peorias, Cahokias, Tämaroas, Kaskaskias, Moingwenas zerfiel und zu beiden Seiten des Mississippi wohnte, schlossen schon um deswillen sich bereitwilligst an die römischen Priester an, weil sie gerne an den Franzosen einen Rückhalt gegen die sie übermächtig bedrängenden Irokesen suchten.

Wie bei dem ersten Besuch am Des Moines, wurde Marquette auch bei seiner zweiten Reise bei den Kaskaskias in Illinois mit aller Herzlichkeit aufgenommen. Der Missionar veranstaltete eine allgemeine feierliche Versammlung. Nahe bei einem Dorf der Kaskaskias war eine schöne Ebene, welche man nach der Weise des Landes schmückte, indem man Matten und Bärenfelle legte. Ein Altar wurde errichtet; 4 große Bilder der Jungfrau Maria wurden aufgehängt; und rings um den Missionar im Halbkreis saßen 500 Häuptlinge und Greise und über 1500 junge Männer, die vielen Frauen und Kinder noch gar nicht gerechnet. Hier predigte Marquette und celet rirte — es war Gründonnerstag — vor den Augen der verwunderten Wilden die Messe [124]). So wurde, wie recht bezeichnend gesagt wird, Besitz genommen von Illinois „im Namen des Katholizismus, Jesu und der Maria". Marquette, der seine Kräfte schwinden fühlte, eilte bald wieder zurück, um in Markinaw begraben zu werden; unterwegs aber jeden Tag schwächer werdend, starb er.

Der Anfang der Illinoismission war gemacht. Die Wirksamkeit Marquettes ist so recht ein Spiegel, in dem man die Art der Mission dieser Jesuiten, den Geist, in welchem sie arbeiteten, recht deutlich kennen lernen kann. Es war mehr eine Marienverehrung, als eine Christusverehrung, zu welcher sie die Indianer anleiteten. Die Marienvergötterung Marquettes stieg in's Unglaubliche. Die Indianer wurden da gelehrt, eine Form des Götzendienstes an die Stelle der andern zu setzen. Auf seiner Entdeckungsreise hatte sich Marquette ganz unter den besondern Schutz der Jungfrau gestellt; zu ihr betete er tagtäglich; ihr galt seine ganze Huldigung und seine schwärmerische Verehrung; ihr widmete er sein ganzes Leben hindurch zu bestimmten Zeiten besondere Andachten. Als er seine Todesstunde herannahen sah, hörte man ihn oft ausrufen: „Maria, du Mutter der

Gnade, Mutter Gottes, gedenke meiner." Mit dem Ausruf „Jesus und Maria" nahm er von dieser Erde Abschied. Besonders schwärmte er geradezu für die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria. Dieser eine Gedanke beherrschte alle seine Sinne. Seine Mission unter den Illinois benannte er nach diesem sein sollenden Geheimniß. Der Mississippi, seine große Entdeckung, erhielt von ihm den Namen „der Fluß der unbefleckten Empfängniß", welchen Namen er auch auf den ältesten französischen Karten führt, der jedoch durch den ursprünglichen indianischen Namen verdrängt wurde. Der Sinn Marquettes (und der der Jesuitenmissionare überhaupt) kann wohl am besten aus dem Gebete erkannt werden, das er Monate vor seinem Tod täglich mit seinen Begleitern betete, da er bei jeder Andacht viermal diese Worte wiederholte: „Sei gegrüßt, Tochter Gottes des Vaters, sei gegrüßt, du Mutter des Sohnes Gottes, sei gegrüßt, du Braut des heil. Geistes, sei gegrüßt, du Tempel der ganzen Dreieinigkeit; durch deine heilige Jungfrauschaft und unbefleckte Empfängniß, o allerreinste Jungfrau, reinige mein Herz und Fleisch, im Namen des Vaters, Sohnes und heil. Geistes." Alles Glück, das er hatte, alle Wohlthaten, die ihm zu Theil wurden, jede Bewahrung seines Lebens und seiner Gesundheit schrieb er dem Schutz der heil. Jungfrau zu [125]). Und denselben Sinn suchte er den Indianern einzupflanzen. Es ist gewiß nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen: Es war nicht sowohl ein Christenthum, als ein Marienthum, welches die Jesuiten den Heiden brachten. Es ist ganz bezeichnend, daß Marquette den Illinois auf allen Seiten große Bilder der Jungfrau Maria vor Augen stellte, „jener Mutter, welche das in allen schrecklichen Lastern versunkene Land reinigen und erheben sollte." Marienvergötterung ist der Grundzug der jesuitischen Missionen; und Niemand meine, daß die Heidenboten der römischen Kirche ihre specifisch römische Lehre hinter die allgemeinen Grundwahrheiten des Christenthums zurücktreten ließen. Es war vielmehr das Gegentheil der Fall.

Aber gerade wegen dieser Marienvergötterung wird P. Marquette von jetzt lebenden römischen Historiographen über die Maßen verherrlicht und gepriesen. Shea sagt von ihm: „Er war **a true knight to Mary as chivalry ever produced**", und von seinem Tod: „Der treueste Diener der Himmelskönigin,

der je über unser Land ging, ging an dem ihr geweihten Tag, in dem ihr geweihten Monat in den Himmel ein, um dort ihr Lob zu singen“ [126]).

Solcher Mariencultus sollte unter den Indianern heimisch gemacht werden!

Allouez trat in die Arbeit Marquettes ein. Im J. 1677 kam er bei den Kaskaskias an, begann den Unterricht, errichtete in der Hütte des Häuptlings einen kleinen Altar und lehrte die Indianer die nothwendigsten Gebete. Am 3. Mai, am Fest des heil. Kreuzes, wurde ein großes hölzernes Kreuz, 35 Fuß hoch, aufgerichtet. Wieder war das Kreuz, das Symbol des Christenthums, eine große Strecke weit in die heidnische Wildniß vorgeschoben, und wieder sangen die Franzosen mit Begeisterung — in Gegenwart der Illinois und anderer Nationen — **Vexilla regis prodeunt, Fulget crucis mysterium,** und königlich freuten sich die Franzosen über die abergläubische Verehrung, die die Indianer dem hölzernen Kreuz erwiesen, so daß sie selbst die kleinen Kinder herzubrachten, dasselbe zu küssen [127])! Sie hielten dasselbe wohl für große „Medicin“.

Diese Feier war die feierliche Erklärung der Jesuiten, hier ihre Kapellen aufzuschlagen und ihr Werk zu beginnen. Aber doch konnte erst später die Mission unter den Illinois aufblühen. Denn theils durch die Irokesen, deren Kriegspartien bis an die Ufer des Mississippi vordrangen, ebenso wie die Schawanees am untern Lauf des Ohio vor ihnen zitterten, theils und vornemlich durch La Salle, der ein bitterer Feind der Jesuiten war, der von den Missionaren so gefürchtet war, daß, als nach La Salle's Tod das Gerücht sich verbreitete, er lebe noch, sie eilends ihren Posten in Illinois wieder verließen, wurde die Illinoismission der Jesuiten aufgehoben. Eine Minoritenmission wurde wohl 1680 durch Gabriel de la Ribourde und Zenobius Membré begründet; aber sie hatte keinen irgend nennenswerthen Erfolg. 1684—87 kehrte Allouez zurück. Aber doch erst unter den Händen des eifrigen P. Rasle erlangte diese Mission eine Bedeutung, so zwar, daß sie bald für eine der bedeutendsten und glücklichsten Missionen der Jesuiten galt.

Marquette hatte für Frankreich ein Territorium von ungeheurer Größe und Bedeutung entdeckt. Aber seine Entdeckung wurde in Frankreich gar nicht beachtet. Die Jesuiten waren

gerade am Hofe gar nicht beliebt. Die Relations, die Jahresberichte der Jesuitenmissionen in Neu-Frankreich, wurden, scheint es, unterdrückt und ihre Verbreitung verboten. Auch die Erzählung Marquettes wurde nicht veröffentlicht. Vielleicht wäre sie ganz verschollen geblieben, wenn nicht Thevenot eine Copie seiner Erzählung und seine Karte zu Gesicht bekommen und sie, aber erst im J. 1681, veröffentlicht hätte [128]).

Das Werk der Entdeckung des Mississippi und der angrenzenden Länder, das P. Marquette 1673 angefangen hatte, wurde von dem kühnen unternehmenden Cavalier Robert de la Salle 1682 vollendet. Bei den Entdeckungszügen der Franzosen, ebenso wie der Spanier, fehlte niemals der Priester, der Missionar. An La Salle's Seite gingen aber nicht die Jesuiten, sondern er hatte sich die Minoriten ausersehen.

Wir haben hier nöthig, mit einigen Worten auf die große zwischen den beiden genannten Orden in Neu-Frankreich bestehende Feindschaft hinzuweisen. Zwischen den einzelnen Orden der römischen Kirche bestand ja, wie bekannt, von alten Zeiten her vielfach eine große Eifersucht und Rivalität, die sich oft bis zur bittern Feindschaft steigerte. Besonders auf dem Missionsfelde, wo jeder Orden gerne den größten Ruhm von der ganzen römischen Kirche für sich erlangt hätte, fand dieselbe reichliche Nahrung. Ein solches Verhältniß bestand zwischen den Minoriten und Jesuiten in Canada. In den socialen und gesellschaftlichen Fragen, welche die französische Colonie beunruhigten, nahmen sie eine verschiedene Stellung ein; und die Parteistellung wurde dadurch noch viel schärfer ausgeprägt. Es muß anerkannt werden, daß die Jesuiten in diesem Kampf im Allgemeinen eine viel edlere, sittlichere Stellung einnahmen, als die Franziskaner, welche den niedrigen, unehrenhaften Gesinnungen des canadischen Pöbels nachgaben. — Längst waren für Canada jene Zeiten verschwunden, da gerühmt werden konnte, alle Einwohner seien von einem Geist der Frömmigkeit ergriffen gewesen, und da jeder Colonist die Missionssache der Jesuiten wie seine eigene Angelegenheit betrachtete. Verweltlichung im größten Maßstab, Verwilderung, grobe Unsittlichkeit waren allgemein eingerissen. Man muß den Jesuitenmissionaren die Ehre lassen, daß sie dem einreißenden Strom der Sittenlosigkeit möglichst zu steuern suchten. Der bekannte Freigeist Baron Le Hontan wußte sich nicht

genug über die Strenge der Priester zu beklagen [129]). Sie verschonten die vornehmsten Familien nicht mit der Kirchenzucht. Besonders suchten sie ihre Pflegbefohlenen, die „betenden Indianer“, gegen die verderblichen Einflüsse der unsittlichen Franzosen zu schützen. Die Minoriten waren viel larer und eben deshalb bei den Franzosen im Allgemeinen viel mehr beliebt.

Besonders war es die Branntweinfrage, welche die Gemüther erhitzte. Schon damals hatte der Branntwein unter den Indianern die größesten Verheerungen angerichtet. Und nicht blos von den holländischen und englischen Händlern im Staat New-York *) erhielten sie das verderbliche „Feuerwasser“, sondern auch unter den Franzosen kam der einträgliche Handel sehr bald in Schwung. Als der würdige Bischof Laval den furchtbaren Schaden sah, der dadurch unter den Indianern angerichtet wurde, verhängte er kirchliche Strafen über diejenigen, welche den Handel trieben, und wurde in seinen Bemühungen, denselben zu unterdrücken, auf's eifrigste von den Jesuiten unterstützt. Die Franzosen, welche den einträglichen Handel nicht aufgeben wollten, schauten sich nach nachsichtigeren Beichtvätern um, welche es nicht so genau nähmen. Da thaten ihnen die Franziskaner diesen erwünschten Dienst, und schnell wurden diese die fashionablen Beichtväter in der ganzen Colonie. Auf allen Handelsposten wurden sie angestellt. Und je beliebter sie wurden, desto größer wurde die Abneigung gegen die Jesuiten.

Noch eine andere Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Orden tauchte auf. Frontenac hatte betreffs der Indianer immer den Plan gehegt, daß Franzosen und Indianer zu einer Rasse zusammenschmelzen und ein Volk ausmachen sollten. So würden die Indianer am schnellsten civilisirt, und so würde die Macht der Franzosen in Amerika am meisten gestärkt werden. Er war deshalb dagegen, daß man eigene Indianerdörfer anlege. Die Jesuitenmissionare hatten aber schon frühe sehr richtig erkannt, daß, wenn die Indianer unter den Weißen leben würden, sie schnell moralisch und physisch zu Grunde gehen müßten, daß

---

*) Das erste, was die Holländer den Indianern boten, als Hudson in dem Fluß seines Namens dieselben traf, war der Branntwein, von dem der Häuptling betrunken wurde und dann seinen Gefährten nicht genug die Seligkeit, die er empfunden hat, schildern konnte.

das einzige Mittel die Indianer zu retten das sei, daß man sie getrennt von Europäern in Gemeinschaften zusammenfasse und allmälig für die Civilisation reif zu machen suche, obgleich es auch wiederum wahr ist, daß sie auch gar nicht einmal einen Anfang machten, die Indianer an die Sitten des civilisirten Lebens zu gewöhnen. Die Minoriten ihrerseits, Anhänger Frontenac's, vertheidigten mit Wärme den Plan des General-Gouverneurs [130]).

So stunden in mehr als einem Betracht die Jesuiten und Minoriten (Recollets) einander feindselig gegenüber. Beide Orden suchten sich gegenseitig herabzusetzen und zu verdächtigen. Die Minoriten suchten sogar den Jesuiten alles streitig zu machen, was diese gewirkt hatten. Man erklärte selbst alle ihre Missionsberichte für Fälschungen und Erdichtungen. Ihre ganze Arbeit, erklärten sie, sei lauter Betrug und Schein. Das ganze Buch des Le Clercq [131]) über Canada ist eine Tendenzschrift, welche die Missionsarbeiten der Minoriten getreu berichtet, Salle's Expedition beschreibt, alle Arbeiten der Jesuiten aber als nicht vorhanden darzustellen bemüht ist. „Die einzige Frucht ihrer Missionsthätigkeit", wird gesagt, „besteht in der Taufe etlicher sterbender Kinder und darin, daß sie Erwachsene, denen sie das Evangelium predigten, vor Gottes Gericht unentschuldbar machten" [132]). Die Entdeckungsreise des La Salle wurde von ihnen so beschrieben, als habe ein Marquette und Jollet gar nicht existirt, als habe Salle immer noch gezweifelt, ob der Mississippi in den Golf von Mexico oder nach Californien fließe. Die Minoriten wollten die Jesuiten und ihre Arbeiten todtschweigen.

Unter der Protection La Salle's, der früher selbst im Jesuitenorden gewesen war und sein Vermögen dort eingezahlt hatte, später aber austrat und ihr bitterster Feind wurde, versuchten die Minoriten ihr Heil im Missionswerk des Westen, freilich ohne so glücklich zu sein und mit Erfolg gekrönt zu werden, wie die Jesuiten in ihrer Weise.

Sie hatten unter den Illinois gar kein Glück. Die Mönche, mit der Sprache der Indianer nicht vertraut, vielleicht auch nicht so geeignet wie die Jesuiten sich den Indianern anzubequemen, auch wie es scheint nicht mit der Gabe ausgestattet, die der Jesuit in so eminentem Maß besaß, durch das in ihm lodernde Feuer des Enthusiasmus sein Werk zu bespiegeln und oft in

zauberhaftem Licht erscheinen zu lassen, — waren ganz hoffnungslos. Membré sagt: „Was Bekehrungen anlangt, so gibt es gar keine. In diesen Wilden ist eine solche Entfremdung vom Glauben, solche corrupte und antichristische Sitten, daß eine geraume Zeit nöthig wäre, um eine Frucht zu hoffen.“ Doch tauft er sterbende Kinder und sterbende Erwachsene und fügt hinzu: „Da diese Stämme ganz materialistisch gesinnt sind, so würden sie sich, wenn wir es gewünscht hätten, der Taufe wohl unterzogen haben, aber ohne irgend ein Verständniß des Sacraments.“ Es sollte dies ohne Zweifel ein Seitenhieb auf die Jesuiten sein. Als die Irokesen kamen, wurde der Posten überhaupt verlassen, und P. Gabriel, ein 70jähriger Greis, wurde im Wald ermordet.

Ganz anders stunden die Sachen, als nach dem unglücklichen Ausgang der Expedition La Salle's die Jesuiten wieder die Illinoismission in die Hand nahmen.

Es war für die Franzosen besonders wichtig, daß sie in Illinois festen Fuß faßten und behielten. Denn Illinois bildete die Brücke zwischen Canada und dem südlichen Louisiana und der Mississippimündung. An dem Besitz von Illinois mußte für die Franzosen alles gelegen sein. Die Engländer merkten auch schon frühe, welche Bedeutung eine Ansiedlung in dieser Gegend habe. Sie klagten, hier werde ein neues Montreal errichtet werden, und das Montreal in Illinois werde ihnen noch gefährlicher werden als das in Canada; von hier aus könnten leicht viele Indianer gegen die Engländer aufgereizt werden.

Das Dorf Kaskaskia oder „das Dorf der unbefleckten Empfängniß“, wie Marquette, der schwärmerische Verehrer der Jungfrau Maria, es benannt hatte, war die älteste permanente europäische Ansiedlung im Mississippithal, das Centrum der französischen Colonien in jenen Gegenden.

Die Jesuiten waren es wieder, die es am besten verstanden, die dort wohnenden Indianer unauflöslich an das französische Interesse zu binden. Die durch die Reibungen der beiden Orden der Jesuiten und Franziskaner abgebrochene Illinois-Mission wurde durch die Jesuiten wieder erneuert und bald in großen Flor gebracht. Gerade auch die Illinois waren es neben den Huronen und Abenakis, unter denen die jesuitische Missionsthätigkeit ihre glänzendsten Triumphe feierte. Im J. 1692 kam Pater Seb. Rasle, der gleich bei seiner Ankunft bei dem ersten Dorfe der

Illinois, das damals aus 300 Hütten bestand, von denen jede 4 bis 5 Feuer und zweimal soviel Familien hatte, mit Freuden bewillkommt und zu einem feierlichen Mahl geladen wurde. Aber schon im folgenden Jahr wurde er von seinen Oberen zu den Abenakis abgerufen, wo er zeigte, was ein Jesuitenmissionar, wenn ihm die Umstände günstig sind, für eine unbeschränkte Herrschaft über ein seiner geistlichen Pflege unterworfenes Volk erlangen kann. An Rasle's Stelle trat 1693 Gravier. Er war der erste, der die Sprache der Illinois in einer Grammatik niederlegte. Anfangs zwar hatte die Mission der Jesuiten auch unter den Illinois vielen Widerstand zu erfahren. Wie so oftmals die Berührung der Weißen mit den Indianern Krankheiten im Gefolge hatte, so war es auch hier. Den Missionaren wurde die Schuld dafür zugeschrieben. Die Missionare ihrerseits wußten einen andern Grund anzugeben; eine von den Indianern begangene Verspottung der Ceremonie des Besprengens mit Weihwasser gaben sie als Grund der Krankheit an. Der allgemeine Glaube der Indianer war, die Taufe bringe den Tod. Der Missionar wurde als l'oiseau de la mort betrachtet. Die Medicinmänner gebrauchten ihr Ansehen gegen ihn. Die unter den Indianern wohnenden Franzosen führten ein lüderliches Leben und erschwerten den Priestern ihr Werk. Und wenn in La Salle's Berichten gejubelt wurde, daß die südlichen Stämme viel civilisirter und deshalb wohl leichter zum Christenthum zu bekehren seien, so wurde jetzt darüber geklagt, daß unter ihnen die sittliche Corruption viel größer sei als bei den nördlichen Stämmen. Charlevoir beschreibt die Illinois als „sanft und gelehrig, aber gemein, verrätherisch, leichtsinnig, spitzbübisch, diebisch, thierisch, ohne Ehre und Treue, eigennützig, gefräßig und ausgezeichnet durch eine schreckliche Schamlosigkeit, die bei den Indianern Canadas fast unbekannt sei“ [133]). Doch rühmt auch er, daß sie neben den Abenakis die treuesten Anhänger der Franzosen waren.

Bald aber hören wir die Jesuiten jubeln über die großen Erfolge, welche sie hier errungen hätten. Bilder aus dem Neuen Testamente wurden den neugierigen Indianern gezeigt und erklärt. Katechesen wurden mit Jungen und Alten gehalten. Geschenke wurden an diejenigen ausgetheilt, welche die gestellten Fragen gut zu beantworten wußten. Die Kinder mußten Lieder mit

angenehmen, leicht den Ohren sich einprägenden Melodien singen lernen. Alle Sonn- und Festtage wurden feierlich begangen. Alle Ceremonien der römischen Kirche wurden streng beobachtet. Am Abend kamen in den einzelnen Hütten Indianergruppen zusammen, welche den Rosenkranz beteten und bis spät in die Nacht die gelernten Melodien sangen. Jeder Convertit beichtete alle 14 Tage einmal. Mädchen von 13 und 14 Jahren sprachen Generalbeichten. An der Tochter eines Häuptlings, der Madame d'Acau, die an einen lüderlichen Franzosen verheirathet denselben bekehrte, wird ein Beispiel gezeigt, zu welcher Gluth der Marienverehrung indianische Frauen und Mädchen es unter der Leitung der Missionare brachten. Nicht wenig wußten die Missionare ihre medicinischen Kenntnisse an Krankenbetten ihrem Hauptzweck dienstbar zu machen [134]).

Die Bekehrung der Indianer oder das, was man so nannte, gelang den Missionaren in rascher Weise. Gravier jubelte, daß er „in einem halben Jahr 206 Seelen gewonnen habe." Ein guter Theil davon war heimlich getauft. Gravier schreibt: „In der Krankheit würden viele Kinder ohne Taufe gestorben sein, wenn ich die Einwilligung der Eltern erwartet hätte; man muß in diesem Falle List gebrauchen; die kleinen Kinder, welche sterben, werden mir es danken, wenn sie vor Gott sind" [135]). Nach diesen Grundsätzen handelten die Jesuiten überall.

Die Illinois zerfielen, wie schon früher erwähnt wurde, in 5 Abtheilungen, die zu beiden Seiten des Mississippi wohnten, in die Peorias, Cahokias, Tamaroas, Kaskaskias und Moingwenas. Verschiedene Missionare wirkten hier vor dem J. 1712. Pinet gründete die Tamaroa-Mission, und seine Kirche konnte die Schaaren nicht fassen, die zusammenströmten [136]). Binneteau kam von den Abenakis hieher, zog mit den Indianern umher auf ihrer Büffeljagd und wurde dabei von einem Fieber hingerafft. Mermet war ein anderer Missionar. Bergier starb auf dem Missionsfeld, und sein Nachfolger war Varlet, ein Doctor der Sorbonne, der fast 6 Jahre als ein eifriger Missionar unter den Illinois wirkte und hernach, wie ein römischer Geschichtsschreiber [137]) sagt, „ein Aergerniß für die Kirche wurde, da er, nach Europa zurückgekehrt und zur Bischofswürde erhoben, sich als Jansenisten bekannte, das Haupt der schismatischen Kirche in Utrecht wurde und von 3 Päpsten nacheinander in den Bann

gethan wurde. Vor allem ist noch Marest zu nennen, der früher an der Hudsonsbay missionirt hatte, und der nach dem Tod von Pinet und Binnetau eine Zeit lang die Sorge für die Illinoismission allein hatte. Er mußte viel umherwandern und beschreibt seine Missionsreisen in diesen Worten: „Unser Leben bringen wir zu, indem wir durch dicke Wälder streifen, über Hügel klettern, mit dem Canoe über Flüsse und Seen fahren, um einen armen Wilden zu fangen, der vor uns flieht, und den wir weder durch Lehren noch durch Schmeicheleien zähmen können.“ „Ich hatte“, schreibt er ein andermal, „auf meiner Reise nichts bei mir als mein Crucifix und Brevier und war nur von 3 Wilden begleitet, welche jederzeit aus Leichtfertigkeit mich verlassen oder aus Furcht vor Feinden fliehen konnten. Der Schrecken dieser weiten, unbewohnten Waldgegenden, wo wir in 12 Tagen nicht eine einzige Seele trafen, konnte fast allen Muth rauben. Es war eine Reise, wo es kein Dorf gab, keine Brücke, kein Boot, kein Haus, keinen betretenen Pfad, über endlose Prärien, welche von Bächen und Flüssen durchschnitten waren, durch Wälder und Dickichte, die voll von Dornen und Gesträuch waren, durch Moräste, wo wir bis zum Leib hineinsanken. Nachts legten wir uns nieder auf Gras oder auf Baumblättern, dem Wind und Regen ausgesetzt, glücklich, wenn es geschehen konnte in der Nähe eines Baches, wo wir unsern Durst löschen konnten. Unsere Mahlzeit bereiteten wir uns von dem Wild, das wir unterwegs tödteten, oder von dem Korn, das wir am Feuer rösteten.“ Das Leben der Illinoismissionare mußte schon um deswillen ein an strapazenvollen Wanderungen reiches sein, weil fast alle Illinois neben dem spärlichen Feldbau, den sie trieben, sich auf die Büffeljagd legten und jährlich zwei große Jagden veranstalteten, von denen die Winterjagd 4—5 Monate dauerte [138]).

Schon damals wurden die Jesuitenmissionare wegen ihres in der That bewunderungswürdigen und heroischen Eifers und Selbstverleugnung als Heilige angestaunt. Ein Offizier der französischen Marine in Louisiana schrieb Folgendes und drückte damit blos die herrschende Meinung der Franzosen in Amerika aus: „Nichts ist erbaulicher als das Verhalten und der unermüdliche Eifer, mit welchem die Jesuiten an der Bekehrung dieser Stämme arbeiten. Es gibt jetzt Illinois-, Apalache- und selbst Choctaw-Christen. Du mußt Dir einen Jesuitenmissionar als

einen Helden vorstellen. Vierhundert Meilen weit verborgen in dem tiefsten Dickicht der Wälder, ohne Vorräthe und Hilfsmittel, oft blos an die Freigebigkeit der Menschen, welche Gott nicht kennen, gewiesen, mußte er leben wie diese, ganze Jahre znbringen ohne Nachricht von der Außenwelt, zusammen mit Menschen, die blos der Gestalt nach Menschen sind, ohne Hilfe und Gemeinschaft in den Stunden der Krankheit, immer der Gefahr ausgesetzt, allein umzukommen oder das Opfer einer Gewaltthat zu werden. Und doch ist dies das Leben dieser Patres in Louisiana und Canada, von denen viele ihr Blut für ihren Glauben vergossen haben.“ Und gewiß, so sehr man auch die Art und Weise der jesuitischen Missionspraxis verwerfen möge, den Ruhm einer heroischen Tapferkeit wird ihnen Niemand streitig machen.

Wir können natürlich nicht den Fortgang der Illinoismission im Einzelnen verfolgen noch die Thätigkeit der einzelnen Missionare weiter beschreiben, sondern wir müssen uns an einigen zusammenfassenden Bemerkungen genügen lassen. Noch im Jahr 1712 hatten von den Peorias noch wenige sich zu den Jesuiten bekehrt, und unter den Tamaroas war die heidnische Partei auch noch sehr zahlreich. Aber gleichwohl hatten schon sehr Viele sich ganz dem Einfluß der Missionare hingegeben. Mit den Franzosen, welche dort wohnten, schmolzen sie immer mehr zusammen. Franzosen und Indianer heiratheten unter einander und traten einander immer näher. Im Jahre 1721 waren schon fast alle Illinois-Indianer zum Christenthum übergetreten; und es scheint, als ob sie ganz besonders, mehr als andre Stämme sich der religiösen Leitung der Jesuiten hingegeben und an den Vorschriften und Gebräuchen der römischen Kirche ganz besonderes Wohlgefallen gefunden hätten. Als einmal eine Partie Illinois-Indianer, geführt von ihrem Häuptling Chicago, der selbst in Paris gewesen war, nach New-Orleans kamen, waren die dortigen Franzosen entzückt über die devote kirchliche Haltung dieser Indianer. „Sie entzückten uns“, erzählt der Missionar Le Petit [139]), „durch ihre Frömmigkeit und erbauliches Leben. Jeden Abend beteten sie den Rosenkranz alternatim in Chören, und jeden Morgen hörten sie die Messe, indem sie dabei, besonders an Sonn- und Festtagen, Gebete und Hymnen, die für die Zeit paßten, sangen. Am Ende der Messe unterließen sie es nie

aus vollem Herzen das Gebet für den König zu singen. Die Ordensschwestern sangen die erste Strophe lateinisch nach dem üblichen Ton, und die Illinois sangen dann die übrigen Strophen in ihrer Sprache nach demselben Ton. Dieses Schauspiel, welches ganz neu war, zog viele Leute in die Kirche und stimmte alle zur Andacht. Im Verlauf des Tages und nach dem Abendessen sangen sie oftmals entweder einzeln oder alle zusammen verschiedene Gesänge der Kirche, wie Dies irae oder Vexilla regis oder Stabat mater. Viele Franzosen sind nicht so gut in der Religion unterrichtet, wie diese Wilden." In New-Orleans sahen die Indianer auch die Ursulinerinnen. „O", rief einer der Häuptlinge aus, „wenn wir doch 3 oder 4 von euch hätten; unsere Frauen und Töchter würden bald verständiger und bessere Christen werden." Die Superiorin forderte ihn auf, etliche für die Missionsarbeit auszuwählen [140]). Die Illinois-Mission war der Stolz der Jesuiten und der Franzosen überhaupt. Auch unter andern mehr südlich wohnenden Stämmen wirkten einige Missionare.

Auch unter den Abenakis, welche am Kennebek-Fluß in Maine wohnten, hatten die Jesuiten ein sehr fruchtbares Missionsfeld. P. Druillettes war ihr Lehrer. Vor allem aber hat P. Seb. Rasle [141]), der später ihr Missionar war, großen Ruhm erlangt. Vom Jahre 1695 bis 1724 wirkte er wie ein Patriarch unter den seiner Leitung sich blind ergebenden Abenakis [142]). In Norridgework, am Ufer des Kennebek, wo eine stattliche Kirche stand, war sein Sitz; wenn aber seine Indianer auf den Fischfang oder die Jagd gingen, begleitete er sie mit seinem Missionszelt, welches als Kapelle diente und wie eine Stiftshütte ihnen auf allen ihren Wanderungen folgte. Seine Kirche hatte er selbst, da die Kunst der Malerei ihm nicht fremd war, mit allerlei Gemälden geziert; und auch sonst wendete er alle nur erdenkliche Pracht an seine Kirche und die Gottesdienste darin, um die Indianer auf alle mögliche Art zu fesseln. Hatte er sich doch eine Schaar von 40 indianischen Chorknaben herangezogen, um seinen Gottesdienst desto feierlicher zu machen.

Es gelang ihm, wie nicht leicht einem andern Missionar, die Herzen seiner indianischen Pfleglinge an sich zu fesseln. Dafür war er aber auch ein Gegenstand des glühenden Hasses der Engländer.

Auf die Abenakis und ihr Land machten die Engländer Anspruch. Aber deren Sympathien gingen zu den Franzosen, mit denen sie durch den gemeinsamen Glauben verbunden waren. Es konnte, als die Engländer sich weiter ausbreiteten, ein feindlicher Zusammenstoß mit den Abenakis gar nicht ausbleiben. Auch wurden sie von den Franzosen gegen die Engländer aufgehetzt.

Rasle meinte es mit seinen Indianern nur gut. Er stand ihnen bei mit Rath und That. Er suchte verderbliche Einflüsse, wie Branntwein, von ihnen ferne zu halten; er suchte sie im Besitz ihres Landes gegen gewissenlose Schwindler zu schützen. Er sagt: „Sie werden betrogen, von ihrem Land vertrieben, ihrer Religion beraubt; soll ich sie nicht berathen und beschützen?“ Und er übte einen solchen Einfluß auf sie aus, daß sie keinen wichtigen Entschluß ohne seine Zustimmung faßten, und daß er alle ihre Beschlüsse, die ihm nicht heilsam schienen, ohne Weiteres umstieß. Er konnte wohl sagen, daß sein Rath immer den Ausschlag gab. In einem Brief spricht sich Rasle voll Selbstgefühl darüber aus, wie die Indianer in allen Dingen thun müssen, was er ihnen räth. „Jeder Vertrag, den sie mit dem Gouverneur (dem englischen) schließen, ist nichtig, wenn ich ihn nicht billige; denn ich bringe so viel Gründe dagegen, daß sie unbedingt verwerfen, was sie gethan haben. Die Indianer wollen, daß unbedingt und auf der Stelle alle, welche sich am Fluß angesiedelt haben, ihn verlassen, weil ich ihnen deutlich gezeigt habe, daß, wenn sie jene nicht zurückdrängen, sie ihr Land und, was noch ein größeres Unglück wäre, ihre Religion verlieren werden; und ich fügte hinzu, daß, wenn sie das nicht thäten, ich sie verlassen würde. Ich sage ihnen, daß ich nicht will, daß auf dieser Seite des Flußes auch nur eine einzige (englische) Hütte übrig bleibe.“ Er fügt dann auch hinzu, daß er kein Bedenken trage, wenn man ihnen ihr Land wegnehme, wodurch ihnen dann auch ihre Religion entzogen werde, die Indianer zum Kriege aufzurufen. Es war natürlich, daß Rasle die Indianer im französischen Interesse bearbeitete; durch die Vermittlung der Missionare wurden die Indianer oft vom Gouverneur in Neu-Frankreich aufgehetzt. Mit Vergnügen erzählt Rasle die Kriegsthaten seiner Indianer; sie schienen ihm zugleich Kämpfe für den katholischen Glauben zu sein; und die Indianer unterließen es nie, erst in der Beichte sich den Segen des Priesters zu holen, ehe

sie in den Krieg zogen. Es gab unter den Abenakis ein Partei, welche zum Frieden mit den Engländern geneigt war und Geißeln nach Boston sandte. Darüber war Rasle höchlich aufgebracht, und er wendete allen seinen Einfluß an, dieser Partei entgegenzuwirken. Rasle selber sprach sich dahin aus, daß er, indem er die Indianer in der Anhänglichkeit an den katholischen Glauben erhielt, zugleich die Bande fester knüpfte, welche sie mit den Franzosen verbanden.

Dürfen wir uns darüber wundern, daß die Engländer, welche die Abenakis als Unterthanen des englischen Königs in Anspruch nahmen, von glühendem Haß gegen Rasle erfüllt waren? Es war die Meinung weit verbreitet, daß die Indianer zum Frieden mit den Engländern geneigt seien, daß sie blos durch die römischen Priester aufgestachelt würden, und daß, wenn diese entfernt wären, von den Abenakis keine Unruhen mehr zu befürchten wären. Der Gouverneur Shute suchte deshalb den Jesuitenmissionar dadurch zu verdrängen, daß er den Indianern einen protestantischen Missionar zuführte, damit sie in der Religion mit den Engländern eins würden. Aber die Indianer waren in ihrer Anhänglichkeit an die römische Kirche und ihren geliebten Priester unerschütterlich, und der protestantische Missionar mußte nach vergeblichen Bemühungen bald wieder abziehen. Aber die Erbitterung im englischen Volk gegen die Jesuiten als die Urheber vieler Unruhen unter den Indianern stieg immer höher. Die Gewalt, welche die römischen Missionare über die Gemüther der Indianer ausübten, war eine so unbeschränkte und so sehr gefürchtet, daß schon im J. 1700 von dem obersten Gerichtshof von Massachusetts den Jesuiten verboten wurde, den Staat zu betreten; und wenn einer nach dem 10. Sept. 1700 in der Provinz gefunden werde, so solle „er für einen Brandstifter, für einen Störer der öffentlichen Sicherheit und des Friedens und für einen Feind der christlichen Religion gehalten und zu ewiger Gefängnißhaft verurtheilt werden. Und wenn er durch das Gefängniß bricht und entflieht und hernach wieder gefangen wird, so soll er mit Tod bestraft werden." Auch im Staat New-York wurde dem Jesuiten, der sich sehen ließ, der Tod gedroht. Am meisten war P. Rasle bei der unbeschränkten Gewalt, welche er über die Indianer ausübte, den Engländern ein Dorn im Auge. Eine Belohnung von 1000 Pfd. Sterling,

wie gesagt wird, wurde auf seinen Kopf gesetzt. Man warf ihm vor, daß er die Indianer zur Rebellion gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit, den englischen König, dem sie doch Unterthanentreue geschworen hätten, aufreizte. Man nannte ihn einen Brandstifter. Man glaubte, das Land könne nicht Ruhe haben, so lange er am Leben sei. Die englischen Gouverneure beriefen sich auf Briefe und Schriftstücke aus der Hand Rasle's, aus denen unwiderleglich hervorgehe, daß er sich nicht auf seine geistliche Missionsthätigkeit beschränke, sondern daß er ein Brandstifter und politischer Agitator sei, der die Indianer aufhetze, gegen die Engländer zu kämpfen und ihre Ansiedlungen zu verbrennnen. Im J. 1722 brachen 230 Engländer unter Westbrook gegen Norridgework auf, um Rasle zu fangen. Aber dieser war noch rechtzeitig gewarnt worden und konnte sich noch verbergen. Nur seine Kiste mit seinen Papieren, darunter ein Brief des Gouverneurs von Canada, in dem die Indianer gegen die Engländer gehetzt wurden, und das von Rasle verfaßte Abenaki-Wörterbuch, ein werthvoller Schatz für die indianische Philologie, fielen in ihre Hände. Ein Ueberfall der Engländer im nächsten Jahr war für die Engländer erfolgreicher. Unversehens wurden die Indianer in Norridgework überfallen. Am Fuß eines Kreuzes mitten im Dorf wurde der alte, krüppelhafte Missionar von einer Kugel durchbohrt. Sieben Indianer, welche sich um ihn drängten und ihn mit ihrem Leib schützen wollten, wurden niedergemacht. Der Scalp des Missionars wurde mitgenommen. Kirche und Wigwams wurden verbrannt; die vasa sacra von den Puritanern profanirt [143]). Der Stamm der Norridgeworks erholte sich nicht wieder von diesem Schlag. Aber die Reste des Stammes der Penobscots hängen bis auf den heutigen Tag fest der römischen Kirche an. „Jedes Dorf hat seine Kirche, der heiligen Anna, der Patronin des Stammes, geweiht, welcher eine unbegrenzte Verehrung für die Mutter der Jungfrau Maria hat, und welcher in Zeiten der Noth die Wallfahrer zu dem wunderthätigen Schrein in Canada sendet“ [144]).

Wir versuchen es zum Schluß noch in einer zusammenfaßenden Schilderung zu zeigen, welche Gestalt das Christenthum der durch die Jesuiten bekehrten Indianer hatte. Man könnte zu dem Glauben geneigt sein, daß, wo die römischen Missionare zu einem heidnischen Volke kommen, sie doch zunächst nur die

Grundwahrheiten des christlichen Glaubens predigen, welche allen Confessionen gemeinsam sind, oder daß doch wenigstens die Irrlehren der römischen Kirche hinter die Predigt von Christo dem Heiland der Sünder sehr zurücktreten.

Allein es ist vielmehr das Gegentheil der Fall. Von einer Predigt der großen Grundwahrheiten des Christenthums findet man in den Berichten der französischen Missionare sehr wenig; dagegen ist alles voll von solchen Stellen, aus denen hervorgeht, daß sie alles das mit ganz besonderer Vorliebe den Indianern einprägten, worin sich der Abfall der römischen Kirche von dem Glauben der reinen christlichen Kirche ausspricht. Es ist ganz und gar ein in Aeußerlichkeiten bestehendes Werkchristenthum, was wir hier bei den Indianern finden.

Es ist allerdings merkwürdig, wie die Jesuiten über das ganze Leben der Indianer, welche sich ihrer Leitung hingaben, einen fast unbeschränkten Einfluß ausübten. Ihr ganzes äußeres Leben stellten die Indianer unter kirchlichen Einfluß und verlangten dafür eine kirchliche Weihe. Der Missionar übte eine fast unbeschränkte Gewalt aus. Bei den Abenakis wurde P. Rasle immer zu den Versammlungen gerufen, wenn etwas Wichtiges berathschlagt wurde, und seine Stimme gab immer den Ausschlag. Mon avis, sagt er, fixe toujours leurs résolutions [145]). Ein Missionar war für die französische Regierung mehr werth, als eine Anzahl tüchtiger Generäle. Auch in dem Familienleben der Einzelnen war ihr Einfluß entscheidend; selbst in solchen Dingen, wie Eheschließung, Wahl eines Gatten, gab ihre Stimme, ihr Rath den Ausschlag.

Wenn ein Indianerlager auf der Reise war, und sie aufbrechen wollten, gab der Missionar das Zeichen, er erhob ein Kreuz, und alles fiel nieder auf die Kniee und rüstete sich zum Aufbruch. Beim Klang der Glocke, welche über der Kapelle hieng, knieten die Indianer nieder, wo immer sie sein mochten. Ehe sie auf die Jagd giengen, erbaten sie sich erst den Segen des Priesters; und wenn sie vom Kriegszug zurückkehrten, war ihr erster Gang in die Kapelle, um Gott zu danken für die Scalpe, die sie erbeutet hatten.

Ueberall trugen sie bei sich ihren Rosenkranz, ihr Crucifix, ihr Marienbild. Um keinen Preis hätten sie sich davon getrennt.

Eifrig sangen sie ihre Hymnen und beteten ihre Litaneien und lateinischen Gebete. Sie sangen das Dies irae, das Vexilla regis, das Stabat mater, das ave maris stella, das gloria patri u. s. w.; sie sangen die Psalmen alternatim und sangen wohl auch gelegentlich mit den Nonnen im Chorgesang um die Wette. Sie feierten alle Festtage, welche die römische Kirche hat, und gerade auch solche Feste, wie das des Franz Xaver oder der unbefleckten Empfängniß Mariä, wurden mit Auszeichnung begangen. Die Messe wurde bei ihnen gerade so wie an andern Orten in der katholischen Welt gefeiert. Die priesterlichen Meßgewänder, die zahllosen Kniebeugungen, das mysteriöse Klingeln, das Schwingen des Rauchfasses, die Elevation der Hostie, das Niederknien des Volkes dabei, die Chorknaben in ihren rothen und weißen Gewändern, welche aus den Indianerknaben ausgewählt wurden, — alles finden wir in den indianischen Kapellen. Rasle bildete sich einen Clerus von 40 jungen Wilden, und die indianischen Chorknaben waren für alle Kniebeugungen und körperlichen Bewegungen ebenso gut dressirt und einexercirt, wie sonst in den römischen Kirchen die Chorknaben zu sein pflegen. Die beim Abendgottesdienst festlich beleuchteten Kapellen übten auf die Wilden eine magische Anziehungskraft aus; und vor dem in hellem Lichterglanz strahlenden Weihnachtsbaum wußten sie sich vor Freude kaum zu fassen. Die Ohrenbeichte wurde natürlich auch eingeführt, und die Indianer drängten sich in die Beichtstühle, um auch die kleinsten Sünden zu beichten, wie z. B. die, wenn einer Nachts, wenn er aufwachte, das Kreuzeszeichen der Kälte wegen blos auf die Brust und nicht auch auf die Stirne machte[146]). Geistliche Vereine und Congregationen wurden unter den Indianern gebildet, wie z. B. die Association der heiligen Familie. Die Lehre vom Fegfeuer wurde den Neophyten möglichst eingeprägt. Die Indianer riefen Sterbende um ihre Fürbitte an und beteten hinwiederum für die Seelen im Fegfeuer. Reliquien wurden auch verehrt und als Heilmittel benützt. Eine Frau, so wird gerühmt, gebar nach 24stündiger Arbeit sogleich, als eine Reliquie des h. Ignatius ihr aufgelegt wurde[147]). Viele Wunder werden gerühmt und ausposaunt, welche da und dort unter den bekehrten Indianern geschehen sein sollen. Indianermädchen hatten Visionen, sahen die Mutter Gottes in voller Glorie und verkündeten ein bald hernach eintreten-

des Erdbeben zuvor. Das ehelose Leben hatte auch unter den römischen Indianern großen Preis. Es gab Indianermädchen, welche „ein engelisches Leben" führten und der jungfräulichen Mutter Gottes ihr Opfer darbrachten mit der Bitte, daß diese es ihrem Sohn vermitteln möchte. Eine längere Zeit fortgesetzte Enthaltung in der Ehe wurde den Neophyten als großes Verdienst angepriesen. Die Fasttage wurden streng beobachtet. In welchem Sinn das geschah, mag die Erzählung zeigen, daß einer, als er in Gefahr war Hungers zu sterben und das Fasten brach, dafür als für eine Beleidigung Gottes um Verzeihung bitten zu müssen glaubte. Männer und Frauen legten sich alle Arten von Selbstpeinigungen auf. Es gab Flagellanten, welche sich in der Passionszeit den Rücken geißelten. Eine Frau legte sich in der größten Kälte in den Schnee; andere entkleideten sich an entlegenen Orten und blieben lange am Ufer eines gefrorenen Flußes stehen, wo der Wind stark wehte. Manche Frauen sprangen, wenn in den Teichen das Eis brach, hinein bis an den Hals und blieben darin, bis sie so und so oft mal den Rosenkranz gebetet hatten. Manche thaten das mehrere Nächte nach einander und zogen sich Krankheiten zu, welche sie dem Tod nahe brachten. Ein Mädchen verbrannte sich am Leibe mit einem brennenden Holz, wie die Irokesen ihre Kriegsgefangenen zu peinigen pflegten, um sich dadurch als einen Sclaven Jesu zu erklären. Sie wälzte sich in Dornen, so daß ihr Gesicht ganz entstellt wurde. Sie schlief auf einem Lager von spitzigen Dornen. Eine Frau tauchte mitten im Winter ihr 3 Jahre altes Kind längere Zeit in's Wasser und zog es halbtodt wieder heraus. Darüber zurechtgewiesen, sagte sie, ihre Tochter würde später Gott beleidigen, und da wollte sie ihr zum Voraus die Strafe auflegen, die ihre Sünde verdienen würde [148]).

Es war ein äußerer Werkdienst, zu dem die Jesuitenmissionare die Indianer erzogen. Die Indianer machten gern und willig nach, was sie die Franzosen vormachen sahen, auch wenn sie es gar nicht verstanden, und meinten damit Gott einen Dienst zu thun. Und in dieser Werkerei wurden sie von den Jesuiten eifrig gesteift. Es geht das aus vielen Stellen der französischen Missionsberichte hervor. Das einemal wird erzählt: „Die Indianer singen das ave maris stella und das gloria patri und machen dabei dieselben Verneigungen, wie sie uns machen sehen" [149]).

Und noch deutlicher heißt es an einer andern Stelle[150]): „Ein Indianer betete die Litanei mit uns und sprach auch immer ora pro nobis. Der Missionar lachte und fragte ihn, ob er denn wisse, was er sage. Nein, antwortete jener, aber er glaube, es sei gut, weil die Geistlichen so sagen". Mit großer Freude erzählen die Missionare, wie die Indianer-Kinder mit einander im Kreuzschlagen wetteiferten. So erzählt ein französischer Geschichtschreiber von den Gaspesiens, dieselben hätten gerne, was sie an den Europäern sahen, nachgemacht, deshalb auch das Kreuzeszeichen, ohne zu wissen, daß es ein Zeichen der Religion sei[151]). So hatte ja auch der Spanier Cabeça de Vaca auf seiner abenteuerreichen Reise über den amerikanischen Continent die Indianer schnell an die Verehrung des Kreuzes, auch ohne allen Verstand der christlichen Religion gewöhnt[152]). Es ist ganz bezeichnend, wenn die Missionare selbst uns den ersten Unterricht, den sie ertheilten, in folgender Weise beschreiben: „Die Einwohner kommen fleißig zum Unterricht, machen gerne das Kreuzeszeichen, heben Hände und Augen zum Himmel, indem sie dabei Jesus Maria aussprechen, und ohne aufgefordert zu sein malen sie das Kreuz an Stirne, Brust, Magen, Arme, Beine, weil sie sehen, daß wir auf das Kreuz solches Gewicht legen"[153]). Mit großer Feierlichkeit wurden große Kreuze im Lande errichtet; sie wurden mit Hymnen angesungen; die Kreuzerhöhung wurde mit Gewehrsalven verherrlicht; als auf ein solches Kreuz einmal von Heiden gefeuert wurde, wurde die benachbarte Kirche eine Zeitlang mit dem Interdict belegt; und mit sichtbarem Behagen erzählen die Missionare, wie die Indianerkinder sich gegenseitig anklagten, wenn einer in der Richtung, wo das Kreuz stand, einen Stein geworfen hatte. Bei einer Ueberschwemmung wurde ein Kreuz aufgerichtet, und bald ließen die Wogen nach. So wurde unter den Indianern ein förmlicher Kreuzescultus eingeführt.

Der Heiligenverehrung wurde unter den Indianern ganz besonderer Fleiß zugewendet. Schon die Kinder wurden, und zwar gleich vom ersten Unterricht an, unterwiesen, Jesus, Maria und Joseph anzurufen. Es werden Wallfahrten erwähnt, die der heil. Anna zu Ehren veranstaltet wurden. Joseph war der Patron von ganz Canada. Im Heiligenkalender der Indianer stunden alle Heiligen der römischen Kirche; und es wurde besonderer Fleiß darauf verwendet, sie mit den einzelnen bekannt zu

machen. In welch abgöttischer Verehrung die Jungfrau Maria vergöttert wurde, haben wir schon früher gesehen, so daß es nicht nöthig ist, länger hiebei zu verweilen. Die indianischen Mädchen richteten ihre Gebete fast nur an sie. Sie galt den Indianern insgesammt als l'impératrice de l'Univers. Und wohl mochten die Missionare die zum römischen Glauben bekehrten Indianer nennen ces humbles esclaves de la bienheureuse vierge, mit welcher Benennung dieselben ihnen natürlich die größte Ehre anzuthun meinten. Aber auch aus den Indianern selbst tauchten schon Heilige auf, welche ein Gegenstand allgemeiner Verehrung wurden. Tegahkonnéta, eine Irokesenjungfrau, starb „im Geruch der Heiligkeit". Sie hieß die Genovefa von Neu-Frankreich. Indianer und Franzosen kamen von weit her, um auf ihrem Grabe zu beten. Leute, welche mit langwierigen Leiden behaftet waren, suchten unter Versprechung einer Wallfahrt nach ihrem Grabe durch ihre Intercession Befreiung von ihren Leiden; und Unzählige sollen auf diese Weise wunderbar geheilt worden sein (infinité de guérisons miraculeuses). Viele wurden an ihrem Grab gesund. Die Heiligenverehrung wurde unter den Indianern gewaltig forcirt.

Bei ihrem Unterricht wußten sich die römischen Missionare in allen Dingen sehr gut an die indianische Gewohnheit, Sitte, Denkweise, ja wohl selbst an heidnische Gebräuche, welche man leise umzubilden suchte, anzubequemen.

Wenn der Priester nach Art eines indianischen Ausrufers durch's Lager gieng, um die Indianer zum Gottesdienst zusammenzurufen, etwa eine Glocke in der Hand tragend, wie einst Xaver, so wußte er schon durch seinen Ruf die Indianer aus ihrer trägen Gleichgültigkeit aufzurütteln. Das einemal schrie er, zwischen den Zelten dahin schreitend: „Feuer, Feuer der Hölle, das nie erlischt;" ein andresmal: „Zum Himmel, zum Himmel, wo man Güter aller Art und ewiges Glück findet." Wieder ein andresmal lautete der Ruf: „Es gibt nur Einen Gott, es gibt nur Einen Gott, der der Herr unsres Lebens ist;" und wieder ein andresmal schrie er: „Jesus ist der Herr, Jesus ist der Herr unsres Lebens; kommt ihn anzubeten, kommt zum Gebet!"

Und auch beim Unterricht selbst suchten sie den Indianern die Lehre in möglichster Anschaulichkeit vorzuführen. Es wurden wohl vor dem Altar Stricke aufgehängt, wie sie die Irokesen

brauchten, um ihre Gefangenen zu binden und sie zum Feuertode zu führen. Dadurch sollte veranschaulicht werden die grausame Gewalt der Sünde, durch welche die Teufel sie in die Hölle ziehen wollten. Und wie die Indianer, wenn sie Botschaften ausrichteten, belts als Erinnerungszeichen überreichten, so machten es wohl auch die Missionare, wenn sie in einer feierlichen Rathsversammlung ihre Botschaft vorlegten. Es wird uns erzählt, wie ein Missionar den Indianern in folgender Weise die Grundwahrheiten der christlichen Religion beizubringen suchte. Er legte vor dem Altar einen belt aus; das sollte die Indianer erinnern, daß nur Ein Gott sei. Er breitete vor ihnen eine Karte der Welt aus; daraus sollten sie lernen, daß Gott die ganze Welt geschaffen habe. Er zeigte ihnen einen kleinen Spiegel, um sie zu erinnern, daß Gott alles sehe; er zeigte ihnen ein bis zum Rand gefülltes Gefäß als Erinnerung, daß Gott mit Freigebigkeit alle guten Handlungen reichlich belohne; und endlich deutete er noch auf etliche Marterwerkzeuge, um ihnen vorzuhalten, wie die Flammen der Hölle die Strafen Gottes über die Sünden seien. Ganz characteristisch ist, daß bei dieser concreten, greifbaren Predigt von einem Erlöser und von Vergebung der Sünde, von der Hauptlehre des evangelischen Christenthums mit gar keinem Wort die Rede ist.

Auch durch bildliche und dramatische Vorstellungen vervollständigten die Missionare ihren Unterricht. An Weihnachten wurde in der Kapelle ein Thron errichtet, wo unter dem Klang der Glocke der kleine Jesus die Huldigungen der Indianer, die massenweise herbeikamen, hinnahm. Zu einer andern Zeit wurden die drei Könige aus dem Morgenland dargestellt; wobei auch eine Grotte gemacht wurde, in der das Jesuskind lag. Ein religiöser Tanz ging voraus, an welchem, wie die Missionare wohlgefällig bemerkten, auch heidnische Huronenfrauen theilnahmen, welchen dieser Tanz, wie erzählt wird, so wohl gefiel, daß sie eben dadurch zum Christenthum bekehrt wurden [154]). Und in Quebek wurde wohl auch ein Schauspiel zum Besten der anwesenden Indianer in indianischer Sprache aufgeführt, bei welchem ein ungläubiger Heide vom Teufel in die Hölle geschleppt wurde.

Es war Grundsatz dieser Missionare, sich möglichst eng an die heidnischen Gewohnheiten und Gebräuche anzuschließen, sie leise umzubiegen und gleichsam unter der Hand in christliche

umzuwandeln. So verwandelten sie heidnische Feste in christliche, indem sie den alten Festen etwas neuen Inhalt gaben; wobei aber natürlich das alte Heidenthum unter der dünnen christlichen Decke mächtig fortwucherte. Sie selber sprechen sich ganz offen und rückhaltslos über diese ihre Grundsätze aus: „Gott bedient sich ihres Aberglaubens und ihrer falschen Frömmigkeit, um daraus sich selbst zu verherrlichen, indem er uns das Mittel gibt, die Neigung zu heiligen, die sie haben, irgend einen Götzendienst zu treiben und etliche religiöse Ceremonien zu gebrauchen, indem man sie den Gegenstand der Verehrung wechseln und die Anrufungen und Gebete an den wahren Gott richten läßt, welche sie zuvor bei ihren Opfern gebrauchten" [155]). Man sieht, wie leicht die Missionare es ihren Convertiten machten, und kann daraus abnehmen, wie viel Heidnisches dem Christenthum dieser Indianer noch anhieng.

Als eine Probe, welche Mittel die Jesuiten gebrauchten, die Indianer das Christenthum zu lehren, mag Folgendes erwähnt werden. Die Missionare führten unter anderem ein Kartenspiel ein. Auf den einzelnen Karten waren durch entsprechende Zeichen alle im Unterricht vorkommenden Dinge bezeichnet, z. B. die 7 Sacramente, die Haupttugenden, alle Gebote Gottes und der Kirche, die Erbsünde, die Todsünden — und zwar war durch besondere Zeichen der größere oder geringere Grad der Häßlichkeit derselben angezeigt — das Gewissen, die Gnade u. s. w. „Kurz alles, was ein Christ weiß, ist hier sinnbildlich bezeichnet." Auch die Dümmsten, wird versichert, konnten so leicht die Erkenntniß der geistlichen Dinge erlangen. „So lernen unsre Wilden im Spiel selig werden." Die Missionare nannten das Spiel du point au point, weil da der ganze Weg des Menschen von einem Ende bis zum andern, von der Geburt bis zum Grabe gelehrt werde. Die Irokesen nannten es den Weg, um an den Ort zu kommen, wo man immer lebt; sie lernten das Spiel sehr schnell und waren ganz darauf versessen. Und die Jesuiten waren über diese ihre Erfindung so sehr entzückt, daß sie in ihren Berichten den Priestern in Frankreich anempfahlen, es auch bei ihren Bauern als eine passende Unterhaltung an Sonn- und Festtagen einzuführen [156]).

In welch' derber, massiver Weise sie ihre religiösen Belehrungen den Indianern mundgerecht machten, wollen wir durch

einige Beispiele, die wir ausheben, erläutern. So erklärten sie z. B. die Hölle in folgender Weise: „Ihr thut euren Freunden Gutes und verbrennt eure Feinde. Nun, Gott macht es gerade so. Und die Hölle ist ein Ort, wo man immer hungrig ist und nichts zu essen bekommt, als Frösche und Schlangen.“ Cothon Mather [157]) versichert, er besitze das Manuscript eines von einem Jesuiten geschriebenen Katechismus, aus welchem er folgende Probe zur Erläuterung des römischen Unterrichtes mittheilt.

Frage: Arbeiten die Menschen im Himmel?

Antwort: Nein; sie thun nichts; die Felder geben Korn, Bohnen, Kürbisse u. s. w., ohne daß man das Land baut.

Fr. Was für Bäume gibt es da?

A. Sie sind immer grün, blühen und hängen voll Früchte.

Fr. Haben sie im Himmel dieselbe Sonne, denselben Wind, denselben Donner wie wir?

A. Nein; die Sonne scheint immer; es ist immer schönes Wetter.

Fr. Aber die Früchte?

A. Darin allein übertreffen sie die unsrigen, daß sie nie ausgehen. Sobald du eine Frucht abgepflückt hast, hängt schon wieder eine andere an ihrer Statt da.

Und in dieser Weise wird noch länger der Himmel beschrieben. Ebenso auch die Hölle.

Fr. Was für eine Art Boden ist in der Hölle?

A. Ein recht schlechter Boden; es ist ein feuriges Loch mitten in der Erde.

Fr. Haben sie in der Hölle ein Licht?

A. Nein; es ist immer dunkel; immer ist Rauch da; ihre Augen müssen immer davon leiden; sie können nichts sehen als den Teufel.

Fr. Was für eine Gestalt haben die Teufel?

A. Eine recht häßliche, unförmliche Gestalt; sie gehen herum mit Larven und erschrecken die Menschen.

Fr. Was essen sie in der Hölle?

A. Sie sind immer hungrig; aber die Verdammten nähren sich dort von heißer Asche und Schlangen.

Fr. Was für Wasser haben sie zu trinken?

A. Schreckliches Wasser, nichts als geschmolzenes Blei.

Fr. Stirbt man denn nicht in der Hölle?

A. Nein; doch essen sie einander alle Tage; aber Gott ersetzt immer gleich wieder, was weggegessen war, so wie eine abgebrochene Pflanze bald wieder nachwächst u. s. w.

Diese Probe aus dem Katechismusunterricht der Jesuitenmissionare möge genügen.

Ganz besonders liebten es die Jesuiten, durch Bilder und zwar vor allem durch solche, welche einen ergreifenden Eindruck machten, auf die Indianer zu wirken. „Diese heiligen Abbildungen sind der halbe Unterricht, welcher gegeben werden kann." Ueberall wurden unter den Indianern Bilder vom jüngsten Gericht ausgestellt, wo Drachen und Schlangen die Eingeweide der Gottlosen fraßen, und Dämonen sie in die Flammen der Hölle stürzten. Die Missionare schrieben nach Frankreich und gaben ganz genau an, wie die Bilder, welche sie bestellten, ausgeführt sein sollten, um den von ihnen beabsichtigten Effect zu machen. Marienbilder waren ein von ihnen besonders begehrter Artikel. Auf den Christusbildern sollte den bartlosen Indianern zu Lieb Christus ohne Bart abgebildet sein. Aber vor allem für die Abbildungen der Hölle gaben sie ganz genaue Vorschriften. Ein Missionar tadelte mehrere früher gesandte Bilder und führte dagegen aus, wie sie sein sollten: „Wenn drei, vier oder fünf Teufel gemalt würden, welche eine Seele mit verschiedenen Qualen peinigen — indem einer Feuer an sie hält, ein andrer Schlangen, ein andrer mit einer Zange ihn zerreißt, und wieder ein andrer ihn mit einer Kette hält — so würde dies eine gute Wirkung haben, besonders wenn alles recht deutlich ausgeführt und Elend, Wuth, Verzweiflung deutlich in ihrem Gesicht ausgeprägt wäre" [158]).

Und zu welch' abgöttischer Verehrung der Bilder wurden die Indianer angeleitet! Mit welcher Devotion lernten sie die Bilder küssen! Den Bildern schrieb man wunderthätige Kraft, ja selbst die Bekehrung eines ganzen Stammes zu. „Was mich anlangt", schreibt ein Missionar, „so schreibe ich diese Bekehrungen der Güte der heil. Jungfrau zu, von der man uns ein wunderthätiges Bild von N. Dame de Foye geschickt hat. Ich kann sagen, daß, seit wir dies köstliche Gut besitzen, die Kirche der Mohawks eine ganz andere Gestalt gewonnen hat. Alt und Jung ist von einem neuen Feuer erfüllt" [159]). Wir theilen hier

ein Beispiel mit von dem fabelhaften Götzendienst, der mit Bildern getrieben wurde. Eine Huronengemeinde hatte ein recht schönes, aus Wachs gearbeitetes Bild des Jesuskindes geschenkt bekommen. „Die Indianer waren darüber mehr erfreut, als wenn man ihnen alle Schätze der Welt gegeben hätte." Sie betrachteten dies Bild als „ein vom Himmel gesandtes Geschenk." Das Bild sollte von einer Hütte in die andere gebracht werden, damit es überall verehrt werde; und der Pater versicherte ihnen, daß diese Verehrung „1000 Segnungen des Himmels auf sie herabziehen würde." In Procession wurde das Bild, nachdem das Veni Creator gesungen war, zuerst in die Hütte einer alten Wittwe gebracht, die „vor Freuden sterben wollte". Der Pater ließ sie ein Gebet sprechen, darin sie ihren Gast begrüßte und alles, was sie besaß, ihm zu Füßen legte. Bei einem Mahl, welches veranstaltet wurde, wurde zu den Gästen gesagt: „Der kleine Jesus bewirthet euch". Man brauchte das Bild wie eine Art Zaubermittel, um, wo es in einer Familie nicht recht zugieng, das Uebel zu beseitigen. So wird erzählt: „Als einmal eine junge Frau sich mit ihrem Manne nicht versöhnen wollte, wandte er sich zu dem Bilde und sagte: Mein Herr, Ihr seht die Halsstarrigkeit dieser Frau; habt, ich bitte Euch, die Güte, ihre Hütte die nächste Woche zu Eurem Aufenthalt zu erwählen; und ohne Zweifel wird ihr Herz sich erweichen, und sie wird sich wieder in ihre Pflicht finden. Und wirklich, als das Bild kam, war die Frau bald wie umgewandelt". So mußte das Bild von Hütte zu Hütte wandern und gleichsam das ganze Dorf heiligen. Solches Christenthum brachten die römischen Missionare den Indianern!

Wir werden uns, nachdem wir gesehen haben, wie den Indianern ganz der römische Geist eingehaucht wurde, nicht wundern, zu hören, daß denselben auch ein glühender Haß gegen die Protestanten eingepflanzt wurde. Wenn gefangene Engländer nach Canada geschleppt wurden, so versuchten nicht nur die dortigen Jesuiten dieselben auf alle mögliche Weise, durch Versprechungen und Drohungen, besonders in den Hospitälern, zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen, sondern ebenso wollten auch die Indianer ihre Gefangenen zwingen, in die Kirche zu gehen, sich zu bekreuzen und das Crucifix zu küssen; und wenn diese sich weigerten, drohten sie sie mit dem Tomahak nieder-

zuschlagen [160]). Willig ließen sich die Indianer von ihren Priestern sagen, daß die englische Religion für sie, die Indianer, gar nicht passe, daß sie das englische Buch nicht verstehen könnten, daß der englische Himmel ein ganz anderer sei, als der indianische, und daß die englische Religion ihnen gar nichts nützen könne [161]). Ja von englischer Seite wird sogar versichert, die Jesuiten hätten, um die Indianer desto mehr zur Feindschaft gegen die Engländer aufzustacheln, diese glauben gemacht, Christus, der von einem französischen Weibe geboren wurde, sei von den Engländern an's Kreuz geschlagen worden. Aber auch französische Berichte [162]) selbst erzählen z. B., und zwar mit sichtlichem Wohlgefallen, wie die Indianer den Leichnam eines Hugenotten ausgruben, ihn aufhängten und dann den Hunden vorwarfen *).

---

*) Aus der neueren Zeit möge hier in einer Anmerkung erwähnt werden, wie die Indianer von römischen Missionaren über die protestantische Religion unterrichtet werden. In einem indianischen symbolischen Katechismus wird den Indianern in verschiedenen Zeichen die ganze Kirchengeschichte vorgelegt. Die Kirche thront auf einem Felsen. Drei Striche bezeichnen Glaube, Liebe und Hoffnung, zwei andere Striche Gebet und gute Werke; vier Striche deuten das Ende des Menschen an, Tod, Gericht, Himmel und Hölle, 7 weitere Striche die 7 Sacramente. Die heil. Kirchenväter werden mit 16 und die ökumenischen Concilien mit 19 Strichen bezeichnet. Darüber ist dann ein Bild Gottes, eine Taube und ein Engel und die Inschrift: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage.“ Bei der bildlichen Bezeichnung des Lebens Christi fehlt auch die Himmelfahrt der Maria nicht. Die Geschichte der Kirche wird durch eine gerade Linie, die auf den Himmel zuführt, bezeichnet; von dieser Linie zweigen sich aber verschiedene krumme Wege ab, welche geradenwegs in die Flamme des höllischen Feuers führen. Schon viel weiter oben war ein eben dahin führender Abweg angegeben, welcher den Fall Satans bezeichnete. Dazu wird als Erläuterung geschrieben: „Der gerade Weg Christi war schon eine lange Zeit dagewesen, ehe Satan oder Lucifer zuerst einen Seitenweg einschlug. Er verführte Adam und Eva und ihre Nachkommen, ihm auf diesem Weg zu folgen. Da erschien Jesus Christus, um uns wieder auf den rechten Weg zurückzuführen. Der Teufel ist über den Verlust, den er leidet, wüthend; aber es gelang ihm in späteren Jahrhunderten, die Menschen zu verführen, einen neuen Abweg einzuschlagen, den der vorgeblichen Reformation. Luther, Calvin, Heinrich VIII. verließen den Weg Christi und verwarfen seine Religion.“ — Das war dann den Indianern verständliche Lehre. De Smets, sketches p. 251 s.

Wir können, sehen wir, schon aus einer so kurzen Uebersicht über die Missionspraxis der römischen Missionare, wie wir sie hier angestellt haben, entnehmen, daß die der römischen Kirche eigenthümlichen Irrlehren und Mißbräuche auf dem Missionsgebiet nicht nur nicht zurücktreten, sondern vielmehr vielleicht noch mehr als anderswo in den Vordergrund gestellt werden. Man mag die Jesuitenmissionare, welche unter den Indianern arbeiteten, bewundern wegen ihres beispiellosen Muthes, wegen ihres alle Hindernisse überwindenden Enthusiasmus, wegen des Heroismus, durch welchen sie selbst die muthigsten Entdecker und Pioniere Amerikas übertreffen, und durch welchen ihre Missionsgeschichte zu den glänzendsten Episoden in der Geschichte Amerikas gehört; aber das Christenthum, das sie den Indianern brachten, war wenig mehr als eine andere, neue Form von Heidenthum[163]).

Viertes Kapitel.

Die Mission der Brüdergemeinde.

m
S
G
D
me
nei
wi
der
Di
sah
dig
ihre
den
beze
wär
sich
Das
es
500
einer
dian
scher
Wirk
nicht
wurd
der r

gelass
missio
Span
Waffe

Als die Schweden sich am Delaware niederließen, dachte man auch daran, den Indianern das Evangelium zu bringen. Schon Gustav Adolph hatte bei seinem Colonisationsproject diesen Gedanken besonders betont. Jedoch wurde nicht viel ausgerichtet. Die Indianer stunden mit den Schweden im besten Einvernehmen. Sie nannten dieselben sogar, ein Zeichen ihrer großen Zuneigung zu ihnen, „ihr eignes Volk" [164]). Zu solchen Conflicten, wie bei den Puritanern in Neu-England, kam es hier bei den Schweden, die die Indianer viel milder behandelten, nicht. Die Indianer kamen manchmal in den schwedischen Gottesdienst, sahen voll Verwunderung zu und sprachen gern mit dem Prediger über die Religion. Der Pastor Joh. Campanius lernte ihre Sprache, erzählte ihnen von Jesu Christo und übersetzte den lutherischen Katechismus in's Indianische. In der Vorrede bezeugte Campanius, daß „die amerikanischen Heiden sehr geneigt wären, das Mittel des Heils anzunehmen und aus Gottes Wort sich unterrichten zu lassen, wenn sie es nur verstehen könnten." Das Manuscript lag aber gegen 40 Jahre in Schweden, bis es endlich 1696 vom König Karl XI. gedruckt wurde [165]). 500 Exemplare wurden nach Amerika geschickt. Wir haben hier einen kleinen Anfang einer lutherischen Mission unter den Indianern. Aber von weiteren Erfolgen der Bemühungen schwedischer Prediger unter den Indianern liest man nichts. Von der Wirksamkeit des Campanius wird blos erzählt: „Obgleich es nicht so weit kam, daß diese Barbaren zum Christenthum bekehrt wurden, haben doch viele einen kleinen Geschmack bekommen von der wahren Erkenntniß Gottes" [166]).

Größeres richtete die Brüdergemeinde aus.

Die Herrnhuter [167]) hatten zuerst in Georgia sich niedergelassen, daselbst auch schon einen schwachen Anfang der Indianermission gemacht; allein als sie in dem zwischen Engländern und Spaniern ausgebrochenen Krieg (1738) Gewissensbedenken äußerten, Waffen zu tragen, mußten sie von dort weichen und ließen sich

in Pennsylvanien nieder, wo sie die Colonien Bethlehem und Nazareth gründeten, welche Gemeinden sich besonders die Aufgabe stellten, die Indianermission kräftig zu unterstützen, wie sie denn auch mit den christlichen Indianergemeinden in regem Verkehr stunden.

Inzwischen war nun die Indianermission von Herrnhut aus wirklich in Angriff genommen worden. Zwei Indianer hatten den Regierungsdolmetscher Conrad Weiser auf einer mühevollen Reise dadurch zu trösten gesucht, daß sie ihm sagten, was der Mensch an seinem Leibe leide, dadurch werde seine Sünde abgewaschen. Dieses Wort, durch Spangenberg in Herrnhut berichtet, hatte dort einen lebendigen Eifer wachgerufen, den armen Indianern das rechte und einzige Mittel, die Sünden abzuwaschen, bekannt zu machen. Viele waren bereit ihnen das Evangelium zu verkündigen; zwölf Missionscandidaten für die Indianermission wurden sofort ernannt; und noch in demselben Jahr 1739 wurde einer, Heinr. Rauch, nach Amerika abgeordnet. Es waren nicht große Pläne, mit denen man sich trug; man fühlte sich glücklich genug, wenn es nur gelang, einzelne Indianerseelen zu gewinnen. Zinzendorf gab dem Missionar die Anweisung mit, er solle im Stillen Acht haben, ob etwa einer wäre, den Gott selbst schon durch seine Gnade zubereitet habe; denn Gott müsse den Heiden erst Ohren geben das Evangelium zu hören; sonst sei alle Mühe vergeblich.

Rauch fieng sein Werk ganz auf Glauben an. Er wußte nichts von dem Stamm, dem er predigen sollte; er wußte nicht einmal, wo er ihn zu suchen hatte. In New-York angekommen, schüttelten fromme Leute, mit denen er bekannt wurde, die Köpfe über sein Vorhaben und suchten ihm ernstlichst abzureden; sie sagten ihm, die bisherigen Missionsversuche seien alle fruchtlos gewesen, die Indianer seien eine ganz herabgekommene, entartete, durch den Trunk verdorbene Race, kein Europäer könne sicher unter ihnen wohnen. Aber der Brüdermissionar ließ sich nicht abschrecken. Eben zu dieser Zeit kamen Indianer (Mohikanders) als Gesandte nach New-York. Sie bestätigten durch ihre ganze Erscheinung vollkommen die Schilderung, die man ihm von ihnen gemacht hatte; sie waren so betrunken, daß man nicht mit ihnen reden konnte; aber der Missionar war glücklich, als sie, nüchtern geworden, ihn einluden, zu ihnen zu kommen und ihr Lehrer zu sein.

Traurig und kümmerlich waren die Anfänge der Brüdermission in Schekomeko, wohin Rauch gieng, einem Indianerdorf in der Nähe jener Gegend, wo die Staaten Connecticut, Massachusetts und New-York zusammenstoßen. Er predigte ihnen das Evangelium vom Kreuz Christi in holländischer Sprache. Aber seine Zuhörer verlachten und verspotteten ihn. Die Saufgelage giengen Tag und Nacht fort. Es schien, schreibt der Missionar, als ob der Satan hier sein Reich mit Mauern umgeben und fest verriegelt und verschlossen hätte. Die weißen Ansiedler, die in der Nähe wohnten, waren ergrimmt über seine Anwesenheit und sein Werk; sie wollten ihn erschießen; sie hetzten die Indianer auf, daß diese ihn ermorden sollten. Dazu war er von allen Mitteln gänzlich entblößt und hatte Mangel am Nothdürftigsten. Seine Treue und Selbstverleugnung wurde auf eine harte Probe gestellt.

Bald aber durfte der Missionar eine Frucht seiner Arbeit schauen. Daß er so ruhig mitten unter den aufgeregten Indianern schlief und nicht die geringste Furcht blicken ließ, überzeugte diese von der Unwahrheit der von den weißen Nachbarn verbreiteten Verleumdungen und gewann ihr Zutrauen. Sie hörten aufmerksamer seiner Predigt zu, und ehe das Jahr zu Ende gieng, waren etliche Herzen bewegt worden, und es war süße Musik in den Ohren des Missionars, als etliche Indianer, mit Thränen in den Augen, ihn über Jesum befragten. Rauch erhielt einen Gehülfen, Büttner, und beide wurden von den Bischöfen Zinzendorf und Nitschmann zu Missionaren ordinirt, und gleichzeitig konnten, am 22. Februar 1742, die drei Erstlinge der Missionsarbeit getauft werden. Unter den Indianern rings umher entstand eine große Bewegung. Fünf bis sechs deutsche Meilen weit kamen sie zur Predigt, und am Schluß des Jahres zählte man eine Indianergemeinde von 31 Getauften. Im März des folgenden Jahres wurde zum erstenmal von einer kleinen Schaar das heil. Abendmahl empfangen, bei der Zulassung zu welchem besondere Vorsicht angewendet wurde. Eine Kirche, 30 Fuß lang und 20 Fuß breit, wurde gebaut. Auch in benachbarten Indianerdörfern waren manche getauft worden, welche nach Schekomeko, dem Mittelpunkt der Missionsthätigkeit der Brüder, zur Kirche giengen. Doch wurde auch in Pachgatgoch eine Kirche gebaut. Andre Missionare der Brüdergemeinde traten

in das Arbeitsfeld ein; bald arbeiteten schon sieben Brüder unter den Indianern, Rauch, Büttner, Mark, Shaw, Pyrläus, Sensemann und Post. Die Brüdermissionare wohnten in Birkenhütten, die auf indianische Weise gebaut waren; sie kleideten sich meist auch wie Indianer und bequemten sich ganz der indianischen Lebensweise an. Mit den übrigen Herrnhutergemeinden stunden die der neubekehrten Indianer in enger Verbindung. Die Aeltestenconferenz in Bethlehem führte die Oberaufsicht über die jungen indianischen Gemeinden und ließ dieselben manchmal durch Abgeordnete aus ihrer Mitte besuchen. Schon im Jahr 1742 war Zinzendorf selbst nach Schekomeko gekommen. Damals waren auch die Grundsätze aufgestellt worden, nach denen das Missionswerk unter den Indianern ausgerichtet werden sollte. Es waren folgende:

1. Da die Bekehrung ganzer Nationen noch zur Zeit wahrscheinlich nicht zu erwarten sei, so haben es die Missionarien nicht auf große Haufen anzutragen, sondern daß man Erstlinge und an diesen recht gegründete Leute bekomme.

2. Müßten alsdann diese wenigen recht treulich und sorgfältig gepflegt werden.

3. Die Predigt des Evangelii sei für alle, die Lust zu hören haben; aber taufen sollten sie Niemand, bei dem sie nicht ein Leben aus Gott und einen Herzensglauben an Christus wahrnehmen.

4. Mit dem heil. Abendmahl sollten sie noch behutsamer handeln und Niemand dazu nehmen, den sie nicht vorher recht bewährt, und dessen Wandel sie nicht dem Evangelio würdig befunden hätten.

5. Von den göttlichen Wahrheiten sollten sie ihnen nach der Schrift eine deutliche Erkenntniß beizubringen suchen, doch aber dabei immer dahin sehen, daß ihr Kopf nicht mehr davon faßte, als ihr Herz fühlte und genösse.

6. Auf dringendes Bitten der Getauften sollte nun in Schekomeko, so viel sich's thun ließe, alles so einrichtet werden, wie in einer apostolischen Gemeinde Jesu, nach der Weisheit, die Gott dazu schenken würde. Demzufolge sollten

7. gute Ordnungen festgesetzt, bekannt gemacht und mit Sanftmuth und Ernst darüber gehalten werden.

8. Die vier Erstlinge aus den hiesigen Indianern sollten auch die ersten sein, die von den Missionarien als Gehülfen

bei dem Werke des Herrn unter ihren Landsleuten gebraucht würden, nicht weil sie zuerst getauft worden, sondern um der Gnade und des Geistes willen, der auf ihnen ruhte. Johannes sollte indianischer Lehrer und Dollmetscher, Abraham Aeltester, Jakob Ermahner und Isaak Saaldiener sein.

Nach solchen Grundsätzen wurde die Mission der Brüdergemeinde geführt; und es bedarf nur einer kurzen Vergleichung mit dem, was wir früher über die Missionsthätigkeit der Jesuiten berichtet haben, um den tiefgreifenden Unterschied zwischen einer wahrhaft evangelischen und der oberflächlichen römischen Missionspraxis zu erkennen.

Das von den Brüdermissionaren unter den Indianern erweckte neue Leben trug übrigens ganz die Gestalt und Farbe des Herrnhutianismus. Die Eigenthümlichkeiten der Brüdergemeinde wurden hier unter die Indianer verpflanzt. Die Missionare prägten ihnen ihren eignen Character auf. Doch kann man hier nichts von den Auswüchsen sehen, welche da und dort in den Brüdergemeinden der Europäer hervortraten. Der innige, persönliche Herzensumgang mit dem Heiland war auch in diesen indianischen Gemeinden der Grundzug ihres ganzen gemeindlichen Lebens. Man fand oft ganze Versammlungen weinen über ihr Sündenelend. Es gab oft Zeiten tiefer Bewegung des Herzens. An Festtagen wurde vom frühen Morgen bis zum späten Abend des Todes des Herrn gedacht. Wo nur zwei beisammen standen, wurde dann vom Heiland und seiner Liebe geredet. Bis nach Mitternacht wurden oft die geistlichen Gespräche ausgedehnt. Wenn Besucher aus Bethlehem kamen und die sonst so wilden barbarischen Krieger, jetzt sanften Christen anschauten, sahen sie die Wahrheit des Wortes eines ihrer Lieder vor Augen: „Und wär' er wie ein Bär, er wird zum Lamme, und wär' er kalt wie Eis, er wird zur Flamme.“ Alle Ordnungen und Einrichtungen, welche der Brüdergemeinde eigen sind, wurden auch unter den Indianern aufgerichtet. Statuten einer Gemeindeordnung wurden entworfen und über deren Aufrechthaltung sorgfältig gewacht. Die Kirchendisciplin war in Uebung. Ein früherer Häuptling wurde zum Aufseher oder Capitän ernannt. Ehe das heil. Abendmahl gefeiert wurde, versammelten sich alle Getauften zu einem Liebesmahl, einer Agape; es folgte die Fußwaschung; dann wurden die Abendmahlsgäste mit Handauflegung gesegnet;

der Friedenskuß wurde ihnen ertheilt, und hierauf unter tiefer Bewegung der Herzen das Abendmahl gefeiert. Als besonders angenehm und wohlklingend wird das Singen der getauften Indianer gerühmt. Singstunden und Bibelstunden gereichten diesen zu besonderer Freude. Die Missionarinnen hielten besondere Versammlungen mit den Indianerinnen und redeten mit ihnen über ihren Herzenszustand. Auch eine Art Bet- oder Gemeintag wurde eingerichtet, wo Nachrichten von andern Theilen des Reiches Gottes mitgetheilt wurden, und wobei die Indianer sich besonders freuten, daß sie aus den vorgelesenen Briefen, die von da und dort aus der Diaspora einliefen, sahen, daß man in fernen Gegenden an vielen Orten ihrer mit Freuden und im Gebet gedachte.

So entstanden mitten in der Wüste der Barbarei liebliche, friedliche Oasen. Und wie hätte das Werk der Brüdermissionare einen so fröhlichen Fortgang und große Ausbreitung gewinnen können, wenn nicht die Feindschaft der Weißen alles aufgeboten hätte, um dies Werk gleich im Entstehen zu unterdrücken! Immer ist die Nachbarschaft weißer Leute, die sich Christen nennen, der Ruin und das Verderben der Missionsunternehmungen unter den Indianern gewesen. Daß die angefangene Mission trotz der vielen in den Weg geworfenen Hindernisse nicht ganz und gar scheiterte, beweist mehr als alles andere die ausdauernde, allen Stürmen trotzbietende, alle Hindernisse überwindende Energie der Liebe der Brüdermissionare.

Durch die Feindschaft der in der Nähe von Schekomeko wohnenden europäischen Nachbarn wurde die dort so fröhlich und hoffnungsreich aufblühende Mission zerstört. Die benachbarten Weißen konnten die Indianer nicht mehr betrügen wie früher; sie konnten keinen Branntwein mehr an sie verkaufen; sie fürchteten, wenn die Wilden zu der Stufe civilisirter Menschen erhoben würden, so möchten dieselben nicht mehr so leicht sich ihr Land für eine Kleinigkeit abschwindeln lassen; überhaupt sahen die habgierigen Menschen in dem Wirken der Missionare nur Nachtheile für sich selber; es waren die Indianer, welche nun ein christliches Leben führten, eine unliebsame Mahnung an ihr böses Gewissen; und so suchten sie zuerst die Indianer durch allerlei Verleumdungen von den Missionaren abzuziehen, auch dadurch, daß sie dieselben zum Trunk zu verleiten suchten. Selbst

Prediger schämten sich nicht, an der Agitation gegen die Brüdermissionare Theil zu nehmen. Besonders wurden dieselben verleumdet, als seien sie römisch und hielten es mit den Franzosen. Es hieß, sie wollten die Indianer mit Waffen und Munition versorgen, um gegen die Engländer zu fechten. Es fand sich Jemand, der öffentlich behauptete, die Missionare hätten 3000 Gewehre bei sich liegen. Das mit großer Dreistigkeit behauptete Gerücht wurde von den Ansiedlern, die auf der Grenze wohnten, geglaubt; wie denn immer auf der Grenze bei der Unsicherheit aller Verhältnisse und bei dem allgemein herrschenden Mißtrauen gegen jeden Indianer alle derartigen Gerüchte geglaubt zu werden pflegen. Die Einwohner von Sharon blieben selbst eine ganze Woche lang unter dem Gewehr, und manche verließen ihre Ansiedlung. Die ganze Gegend war voll Schrecken. Ja nach einiger Zeit, als einmal das Gerücht ging, tausend Franzosen seien im Anmarsch begriffen, mit denen die Indianer in Schekomeko sich vereinigen und alles mit Feuer und Schwert verheeren würden, baten die Einwohner von Reinbeck den Friedensrichter um den Befehl, alle Indianer in Schekomeko hinzurichten.

Da hatte die junge Christengemeinde viele Verfolgungen auszustehen. Die Brüdermissionare wurden als verdächtige Leute von einem Gerichtshof zum andern geschleppt und verhört. Man konnte ihnen auch nicht das Geringste zur Last legen; immer wurden sie als unschuldig erkannt. Einzelne Richter legten das beste Zeugniß für sie ab. Einer erklärte, er erkenne die Mission in Schekomeko für ein Werk Gottes, indem durch den Dienst der Brüder aus den wildesten Leuten solche Menschen geworden wären, vor denen er und die meisten übrigen Christen sich schämen müßten. Ein anderer, der eine Stunde von Schekomeko wohnte, sagte, er wolle sich lieber die Hand abhacken lassen, als gegen die Missionare hart verfahren; denn er sehe mit Augen, was für Wunder an den Indianern geschehen seien. Allein den Feinden der Mission gelang es, bei der Regierung den Beschluß durchzusetzen, daß alle verdächtigen Einwohner, welche den vorgeschriebenen Eid nicht leisten wollten, des Landes verwiesen werden sollten. Ein jeder nemlich, der im Lande wohnen wollte, mußte damals den Eid schwören, 1) daß er den König Georg für den rechtmäßigen Inhaber der Krone erkenne, und 2) daß er die Transsubstantiation, die Anbetung Mariä, das

Fegfeuer und dergl. verwerfe. Vergebens baten die Missionare, daß man sich mit ihrer Betheuerung begnügen möge, da ihnen ihr Gewissen überhaupt das Schwören verbiete. Es wurde ihnen untersagt, irgend welche Amtshandlung weiterhin vorzunehmen. Die Indianer setzten darauf selbst ihre Gottesdienste fort, begruben auch einen eben damals gestorbenen Missionar selbst, da die anwesenden Missionare nicht zu functioniren wagten. So dauerte die Verfolgung geraume Zeit. Wo die Brüder sich sehen ließen unter Weißen, wurden sie angegriffen und mit Mißhandlungen von Pöbelhaufen, die sich um sie zusammenrotteten, bedroht. In den Augen des Pöbels war schon der Umstand, daß der Missionar Post mit einer Indianerin verheirathet war, ein hinlänglicher Beweis, daß die Missionare als Feinde zu betrachten seien. Auch die Indianer in Schekomeko wurden überall bemißtraut; die Engländer in der Nachbarschaft giengen meist bewaffnet zur Kirche. So hatten sie auch sonst viel Feindschaft auszustehen. Weiße Leute bemächtigten sich mit Gewalt ihres Landes und bestellten Wächter, die keinen Bruder von Bethlehem daselbst leiden sollten. Ihre Noth wurde von Tag zu Tag größer.

Von welcher Gesinnung die Regierung des Staates New-York damals beseelt war, dürfte aus nichts besser erkannt werden, als aus folgenden characteristischen Aeußerungen des Gouverneurs Clinton, durch welche er sich zu vertheidigen suchte, als er vom englischen Hof, bei welchem Zinzendorf über die erwähnten Vorgänge Klage geführt hatte, zur Rechenschaft gezogen wurde. Derselbe schreibt nemlich daselbst also: „Seit einiger Zeit wird die Colonie von verdächtigen Subjecten und strolchenden Predigern heimgesucht, welche das Volk verführen und sich für besser als andere halten. Sie stehen sogar im Verdacht, päpstliche Emissäre zu sein und Aufstände unter Sr. Majestät getreuen Unterthanen zu beabsichtigen. Sie wollen selbst, wie Whitefield, die Indianer und Neger bekehren, als ob man Menschen trauen könnte, die sich mit Schwarzen abgeben. Diese mährischen Brüder haben sich vor allem in Pennsylvanien festgesetzt, wo das Uebergewicht der Deutschen bereits so groß ist, daß sie bald die englische Bevölkerung verdrängen werden. Sie machen jetzt auch in unserm Staat Proselyten, sind dabei ehrgeizige, eitle Menschen, welche, statt bei dem erlernten Handwerk zu bleiben, den Pfarrer spielen und mit ihren unverständlichen Lehren die Massen bethören.

Vor ihnen muß man sich ganz besonders hüten. In Schekomeko ließen sich einzelne Herrnhuter dauernd nieder, heiratheten Indianerinnen und erregten dadurch die Aufmerksamkeit, sowie die Eifersucht der benachbarten Weißen. Wir fürchten um so mehr, daß sie die Indianer verführen möchten, als sie ohne Erlaubniß der Behörde in's Land kamen und dem König den Treueid nicht leisten wollten. Daraus geht hervor, daß sie Böses im Schild führen, daß sie verkappte Papisten sind, und daß ihnen recht geschehen ist auf Grund des königlichen Befehls, wonach kein Weißer unter dem Vorwand der Bekehrung der Indianer unter diesen wohnen darf. Wenn dieser Act ursprünglich auch nur auf den Krieg berechnet war und blos ein Jahr in Kraft bleiben sollte, so wäre es doch besser, ihn auf unbestimmte Zeit beizubehalten" [168]).

Die Feindschaft der Weißen gegen die unter der Pflege der Brüdermissionare stehenden Indianer wuchs so sehr, daß man voraussehen konnte, es können die christlichen Indianer auf die Dauer nicht in jener Gegend, im Staat New-York bleiben. Sie mußten weichen. Die Brüdergemeinde in Bethlehem hatte sie eingeladen, mehr in die Nähe von Bethlehem zu ziehen. Zehn Familien, aus 44 Personen bestehend, nahmen zuerst die Einladung an. Hinter den s. g. blauen Bergen an der Mahony, nahe bei ihrer Mündung in den Fluß Lega, zwischen Bethlehem und Wyoming, etwa 6 deutsche Meilen von Bethlehem entfernt hatten die Brüder einen Strich Landes, 200 Acres umfassend, gekauft. Dorthin sollte die aus den Indianern gesammelte christliche Gemeinde verpflanzt werden. Die erwähnten 10 Familien von Schekomeko zogen dahin und immer mehr Christen von Schekomeko folgten nach. Es war freilich die Uebersiedlung mit viel Jammer und Herzeleid verbunden. Denn nicht blos bedrängten die in der Nähe von Schekomeko wohnenden Weißen die abziehenden Indianer auf alle mögliche Weise, indem sie z. B. vorgebliche alte Schulden einforderten, wobei die Indianer, die weder lesen noch schreiben noch rechnen konnten, alle Forderungen, die gemacht wurden, befriedigen mußten, sondern es gab auch in den Familien der Indianer viel Unglück. Eltern wurden von den Kindern gerissen; manche Ehen wurden getrennt. Aber auch die Brüder hatten unsägliche Mühe; denn als das neue Land vom Holz gereinigt und aufgebrochen wurde, fiel natürlich der

größere Theil der Arbeit auf sie. Doch konnte im Juli 1746 die neue Gemeinde eingerichtet werden, und die Arbeit in Schekomeko wurde beschlossen, obgleich noch eine Anzahl christlicher Indianer zurückblieben. In 2 Jahren waren 61 Indianer getauft worden.

Die neue Missionsstation hieß Gnadenhütten. Die Gemeinde wuchs sehr schnell. Es war eine liebliche Ansiedlung, welche in ihrer Mitte eine Kirche hatte, der auch ein Thurm mit einer Glocke versehen nicht fehlte. Die Indianercolonie hatte ein fröhliches Wachsthum. Wäre nur nicht auch hier alles wieder durch die Weißen zertrümmert worden, so hätte sich ein ganz liebliches indianisches Gemeinwesen entwickeln können. Man fieng auch an, die Indianer an ein thätiges Leben und an Arbeit zu gewöhnen. Es wurde ihnen Land angewiesen, welches sie bebauten. Eine Sägmühle wurde erbaut, bei welcher viele Indianer beschäftigt wurden, indem sie Holz fällten und die Bretter auf dem Fluß nach Bethlehem schifften. Die Indianerinnen machten Körbe, Besen und andere Kleinigkeiten. Auch die Jagd war sehr ergiebig. Kurz, die neue Ansiedlung gewann einen vielversprechenden Aufschwung.

Sie wuchs auch von Tag zu Tag; bald (1749) betrug die Zahl der Einwohner schon 500. Die alte Kirche wurde 3 Jahre nachdem sie erbaut war zu klein; eine neue größere mußte gebaut werden. Von andern Orten zogen getaufte Indianer hieher. Gnadenhütten war der Sammelplatz aller christlichen Indianer geworden. Von nah und fern kamen Indianer, um die Gottesdienste zu besuchen. Ein „Fremdenlogis" wurde gebaut für die heidnischen Indianer, welche zum Besuch kamen, und welche man in einem besondern Gebäude unterbrachte, damit durch sie kein verderblicher Einfluß auf die Jugend ausgeübt werde; ebenso wurde ein „Gemeinlogis" eingerichtet für die gläubigen Indianer, welche auswärts zerstreut wohnten und zu den Gottesdiensten nach Gnadenhütten pilgerten. Es wurde auch noch ein Stück Land an der Nordseite des Lecha angekauft und an die Einwohner des Orts, welche an Zahl immerfort zunahmen, durchs Loos vertheilt. Jeder Hausbesitzer jedoch mußte einen Revers unterzeichnen, daß er die Statuten des Orts beobachten und im Fall der beharrlichen Uebertretung derselben den Ort verlassen wolle.

Die junge Gemeinde konnte sich im Frieden bauen. Lieblich ist es zu sehen, wie ihr inneres Leben aufblühte. Ein reiches gottesdienstliches Leben herrschte in ihr, und zwar wurden alle religiösen Ordnungen der Brüdergemeinde auch in dieser indianischen Colonie eingeführt. Jeden Tag wurden zwei Versammlungen mit Gesang und Gebet, oft auch mit einer Ansprache über die Loosung des Tages gehalten, die eine früh Morgens, die andere Abends nach vollendeter Arbeit. Man hatte Bibelstunden und daneben besondere Singstunden; denn die Indianer waren Freunde des geistlichen Gesanges. Auf beiden ruhte ganz besonderer Segen. Die Gemeinde hatte ein musikalisches Instrument, den Gesang zu begleiten, zum Geschenk bekommen, welches ein junger Indianer spielen lernte. Die Missionare zogen sich Indianer zu Gehülfen im Predigtamt heran, welche mit Freudigkeit das Wort Gottes verkündigten. Es wird gerühmt, wie überhaupt unter den bekehrten Indianern der Zeugentrieb mächtig gewesen sei, wie sie gerne von der Gnade des Heilands predigten. Ihre Briefe wurden in den Brüdergemeinden in Pennsylvanien mit Freude und Segen gelesen. Besonderer Fleiß wurde auf die christliche Erziehung der Kinder gewendet, mit ihnen wurden eigne Gebetsstunden gehalten. Ueberhaupt wurde auch hier unter den Indianern die herrnhutische Sitte der Eintheilung in Chöre eingeführt. Besondere Versammlungen wurden gehalten für Eheleute, für Wittwer, für Wittwen, für ledige Brüder, für ledige Schwestern, für Knaben und für Mädchen. Die Missionarinnen und andere dazu bestellte Schwestern unterstützten die Missionare in der Arbeit an dem weiblichen Theil der Gemeinde. Verlobung und Eheschließung wurde unter kirchliche Aufsicht gestellt. Besonders wurde Privatseelsorge geübt. Seelsorgliche Gespräche wurden mit den Einzelnen gehalten. Mit jedem, der zum heil. Abendmahl gehen wollte, wurde erst über seinen Seelenzustand geredet. Die Sacramente wurden durch große Feierlichkeit ausgezeichnet. Es wurde die Sitte eingeführt, die Täuflinge ganz weiß zu kleiden, um dadurch die Bedeutung des Taufsacramentes ihnen tiefer einzuprägen. Alle vier Wochen wurde das heil. Abendmahl nach ernster Vorbereitung gefeiert. Der Abendmahlstag hieß bei den Indianern nur „der große Tag.“ Er war der Höhepunkt ihres Lebens. Von weit her kamen die Gäste zu ihrem Gottesdienst; und nach dem Schluß desselben wurde für sie

eine gemeinsame Mahlzeit bereitet, bei welcher geistliche Gespräche und Gesang die Zeit ausfüllten. Mit den herrnhutischen Gemeinden in Pennsylvanien, besonders in Bethlehem, stunden die christlichen Indianer in regem Verkehr und erhielten von dorther viele Besuche; und viele indianische Kinder erhielten in den Anstalten der Brüdergemeinde ihre Erziehung.

Als so das Werk der Mission im besten Gange war, brach wieder der verderbliche Krieg zwischen den Franzosen und Engländern aus, in den auch die Indianer, wie gewöhnlich, verwickelt wurden, und durch welchen die Missionsgemeinde sehr empfindlich betroffen wurde.

In diesem Kriege hatte die junge Missionsgemeinde von Anfang an sehr schwer zu leiden. Ja die gläubigen Indianer wurden von zwei Seiten hart angegriffen; sie stunden zwischen zwei Feuern. Auf der einen Seite wurden sie von ihren heidnischen Landsleuten, welche es mit den Franzosen hielten, angefeindet, weil sie nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen wollten; und auf der andern Seite wurden sie von den Weißen bemißtraut und als Feinde angesehen. Und ebenso wendete sich auch jetzt wieder der Haß des Volkes gegen die Brüdergemeinde, weil diese mit den Indianern in Verbindung standen. Wieder tauchten die Gerüchte auf, die Brüdermissionare hätten den Indianern Waffen und Munition zugeführt. In Neu-England wurde ein französischer Brief, welcher vorgeblich aufgefangen wurde, veröffentlicht, in welchem gesagt war, daß die Franzosen mit Hülfe der mährischen Brüder, welche sich auf ihre Seite geschlagen hätten, die Engländer bald überwinden würden. In Virginia fand sich ein gottloser Mensch, welcher aussagte, daß, so lange er sich in Canada aufgehalten habe, regelmäßig alle zwei Wochen Nachricht von Bethlehem dort eingetroffen sei. In Jersey wurde unter Trommelschlag bekannt gemacht, daß Bethlehem zerstört werden sollte, und daß dort ein Blutbad würde angerichtet werden, wie man in Amerika noch keines erlebt habe. Wo immer die Brüdermissionare sich sehen ließen, wurden sie insultirt und angegriffen; auf den Straßen und in den Gasthöfen waren sie ihres Lebens nicht mehr sicher. Ein Mob bildete sich, aus 100 Mann bestehend, welche nach Bethlehem kamen, um die oft ausgestoßenen Drohungen auszuführen; die freundliche Behandlung aber, welche sie in Bethlehem fanden, änderte ihren Sinn.

Gerade zu der Zeit, in welcher die Weißen mit dem Gedanken umgiengen, alle christlichen Indianer zu ermorden, ihre Häuser in Asche zu legen und ihre ganze Ansiedlung spurlos zu vertilgen, sollten sie durch ein schreckliches Ereigniß überzeugt werden, wie unbegründet ihr Mißtrauen gegen die Missionare, gegen die ganze Brüdergemeinde und gegen die christlichen Indianer war. Denn die mit den Franzosen verbündeten Indianer, welche schon längst über die Missionare ergrimmt waren, weil besonders durch ihren Einfluß verhütet wurde, daß diese Indianer sich auf die Seite der Franzosen schlugen, machten am Abend des 24. November 1755 einen Ueberfall gegen das bei Gnadenhütten befindliche Pilgerhaus, in welchem die im Missionsdienst stehenden Brüder und Schwestern sich aufhielten. Das Haus wurde in Brand gesteckt, und elf Personen, welche darin waren, — 7 Männer, 3 Frauen, 1 Kind -- kamen elendiglich um's Leben. Einige Personen entkamen auf wunderbare Weise. Die Häuser, Ställe, Scheunen, die Getreidevorräthe, das Heu, das Rindvieh — alles wurde ein Raub der Flammen. Der Wiederschein des Feuers wurde bis Bethlehem gesehen, wohin bald die Schreckensnachricht gebracht wurde. Dort waren noch jene Menschen, welche in der Absicht gekommen waren, Bethlehem und Gnadenhütten zu zerstören. Jetzt freilich erkannten sie den Ungrund ihres Mißtrauens, und die Stimmung des Volkes überhaupt gegen die Brüdergemeinde wurde eine andere. So diente das Unglück des Pilgerhauses dazu, von den Colonien der Brüdergemeinde größeres Unglück abzuwenden. Von den Missionaren selbst wurde es ausgesprochen: Durch das Blut einiger Brüder wurde die ganze Brüdergemeinde vom Untergang errettet. So war auch im Unglück noch ein Segen.

Aber freilich, mit Gnadenhütten, der so lieblich aufblühenden christlichen Indianercolonie, war es aus. Die Indianer, welche dort gewohnt hatten, wurden zunächst nach Bethlehem in Sicherheit gebracht. In Gnadenhütten wurde ein kleines Fort errichtet und eine Schaar Soldaten als Besatzung hingestellt. Diese glaubten sich aber dem Feinde nicht gewachsen und zogen sich bald wieder zurück. Dann wurde von den feindlichen Indianern Gnadenhütten ganz zerstört; das Fort, die Mühle, die Indianerhäuser, alles, was die Brüder dort besessen hatten, gieng in Flammen auf. Gnadenhütten existirte nicht mehr. Auch die

ganze Umgegend wurde verheert; alles floh. Hunderte von Flüchtlingen, Männer, Frauen und Kinder, fanden in Bethlehem, wo sich die Unglücklichen zusammendrängten, eine Zuflucht.

Damals waren die Brüdergemeinde und die christlichen Indianer der Schutz des Landes. Wären die Brüder nicht auf ihrem Posten geblieben, so wäre das ganze Land von den blauen Bergen bis nach Philadelphia dem Feinde offen gestanden, der dann alles mit Feuer und Schwert verwüstet hätte. Die Regierung selbst erkannte die Brüder als die Vormauer der ganzen Provinz. Auch die feindlichen Indianer erklärten später, daß sie noch viel mehr Verwüstung angerichtet haben würden, wenn die Brüder ihnen nicht im Wege gestanden wären. Aber die Brüder waren entschlossen auszuhalten und zu bleiben. Sie, die Kinder des Friedens, bildeten eine starke Mauer im Kriege. Die offnen Plätze wurden von ihnen mit Stockaden befestigt; Wachthäuser wurden errichtet; starke Wachen wurden ausgestellt; manchmal hielten in einer Nacht 40 Mann Wache. An jedem ihrer Plätze fand sich ein Mann, der Muth, Entschlossenheit und Einsicht genug hatte, um alles Nöthige anzuordnen und das Ganze zu dirigiren. Selbst Bethlehem war oft in Gefahr. Nicht blos sah man von hier aus allnächtlich ringsum die Flammen aufsteigen, sondern die Mordbrenner schlichen sich auch mit Feuerbränden heran; andere versuchten brennende Lunten auf die Dächer zu schießen, wiederholte Angriffe wurden bei Nacht gemacht.

In den Colonien der Brüdergemeinde drängten sich die armen Flüchtlinge zusammen. Hunderte, besonders Weiber und Kinder, wie sie in der Nacht den Mörderhänden der Barbaren entflohen waren, fanden hier freundliche Aufnahme. Bethlehem, Nazareth, Friedensthal, Christiansbronn waren voll von ihnen. In den geleerten Anstaltsräumen, in Mühlen, überall wurden die Refugié's untergebracht. Da konnten Mangel und Noth auch für sie selbst nicht ausbleiben.

Dazu mußten sie ja auch für die ihres Obdachs beraubten christlichen Indianer sorgen. Diese leisteten den Weißen übrigens recht ersprießliche Dienste. Sie hielten Wache, während die Brüder auf dem Felde arbeiteten; manchesmal verdankte man es nur den christlichen Indianern, daß ein Ueberfall der Indianer, der schon ganz vorbereitet war, nicht ausgeführt werden konnte. Allgemein wunderte man sich darüber, wie diese Indianer so

treu und fest zu den Brüdern hielten. Auch zu vielen wichtigen Dienstleistungen, z. B. zu gefährlichen Botengängen ließen sie sich gerne verwenden. Doch lebten sie hier in Bethlehem in rechter Bedrängniß. Sie lebten so gedrängt, daß oft 70 Indianer in einem Hause wohnten. Sie waren hier wie eingesperrt; sie durften es nicht einmal wagen auf die Jagd zu gehen; denn hohe Preise waren auf jeden Indianerscalp gesetzt.

Eine neue Indianercolonie mußte gegründet werden, nachdem Gnadenhütten einen so traurigen Untergang gefunden hatte. So wurde, als wieder etwas mehr Ruhe und Friede einkehrte, im J. 1758 in der Nähe von Bethlehem die Station Rain gegründet. Die versprengten und geflüchteten christlichen Indianer sammelten sich wieder; und die Zahl der Einwohner mehrte sich so rasch, daß schon nach 2 Jahren (1760) eine neue Colonie über den blauen Bergen, Wechquetank, gegründet werden mußte. Diese beiden Colonien wurden nun in der alten Weise eingerichtet, um — bald wieder das gleiche Schicksal wie Gnadenhütten zu haben; die nöthigen Gebäude wurden aufgerichtet; eine Kapelle wurde erbaut, ein Gottesacker eingeweiht; eine Glocke wurde angeschafft, welche die Indianer aus ihren eignen geringen Ersparnissen kauften. Die Kapelle mußte bald wieder vergrößert werden. Die Indianer bauten sich gute Wohnhäuser. Felder und Gärten wurden von ihnen hergerichtet und trugen reichlich. Auch die Jagd war ergiebig. Mit den benachbarten Weißen lebten sie im Frieden. Dieselben erkannten, welch' einen christlichen Wandel sie führten, und wie sehr dieselben ihnen und der ganzen Gegend zum Schutz gereichten. In beiden Gemeinden waren Prediger und Schullehrer. Die Besucher kamen von weit her und freuten sich der christlichen Zucht und Ordnung, welche hier herrschte. Das ganze gottesdienstliche Leben wurde wieder so eingerichtet, wie in Gnadenhütten, und wie wir es früher beschrieben haben.

Da brach in Folge der Verschwörung Pontiacs der Krieg auf's Neue mit all seinen Schrecken aus, und die junge Pflanze, welche eben erst wieder Wurzel zu schlagen anfieng, wurde auf's Neue mit roher Hand aus dem Boden gerissen.

Wir geben hier eine kurze Schilderung, wie es damals auf der Grenze aussah. Alle Indianer im Westen stunden damals gegen die Engländer auf.

Wie groß war da die Noth der armen, unbeschützten, der wilden Wuth der Indianer preisgegebenen Einwohner auf der Grenze! Hunderte von Meilen weit war alles verwüstet, verbrannt, verödet. An der Grenze von Virginien war es noch einigermaßen besser, als an der Grenze von Pennsylvania. Denn dort waren die borderers, die Grenzbewohner, besser auf den Indianerkrieg eingerichtet. Dort gab es eine Miliz, die mit allen Kriegskünsten der Indianer wohl vertraut war. Dort hatte man an bestimmten Plätzen befestigte Blockhäuser, in welche in der Zeit der Noth die Familien der Ansiedler flüchten konnten. Doch hatte auch die virginische Grenze viel zu leiden, viel mehr freilich die pennsylvanische. Viele hundert Flüchtlinge irrten da in den Wäldern ohne Hütte, ohne Obdach, ohne Nahrung umher. Die Aufregung weit hinein in das Land war ungeheuer. Durch beunruhigende Gerüchte wurden die Einwohner beständig in Alarm und Schrecken erhalten. Da kamen die Flüchtlinge halb wahnsinnig vor Entsetzen an, die den Mördern entflohen waren, die ihre Hütten hatten im Feuer aufgehen und ihre Liebsten unter dem blutigen Tomahak des Indianers zusammensinken sehen. Die Feuerröthe am Himmel bezeichnete den Gang der indianischen Streifpartien. Niemand fühlte sich sicher. Mühlen, Farmen, Ställe, Häuser giengen Hunderte von Meilen weit sämmtlich im Feuer auf. Immer neue Schaaren von Flüchtlingen kamen an. Tausend Familien, schrieb man von der Grenze, seien jetzt schon von ihren Häusern vertrieben; und immer noch gieng das Werk der Zerstörung fort. Die Städte, in welche die armen Refugié's kamen, konnten die Menge nicht mehr in Wohnungen unterbringen. Barracken, Hütten von Zweigen wurden für sie auf dem Felde erbaut. Viele mußten wie die Indianer in den Wäldern leben. Bald, sagte man, werde Lancaster die Grenzstadt sein. Die Ernte auf dem Felde war vernichtet, die Vorräthe auf den Farmen verbrannt. Der Zustand vieler der armen Vertriebenen, die heimathslos umherirrten und alles, was sie besaßen, verloren hatten, grenzte an Verzweiflung.

Und als dann Truppenabtheilungen durch's Land zogen, welch' ein grauenvoller Anblick bot sich ihnen dar! Alles war niedergebrannt und verwüstet. Ueberall sah man nur Ruinen. Nur die Schornsteine standen noch als Erinnerung an die Hütten, die hier gestanden hatten. Ueberall sah man die Spuren der

Greuelthaten der Wilden. Halbverbrannte Leichname von Männern und Frauen traf man noch an die Bäume gebunden, bei denen man sie durch langsames Feuer getödtet hatte. Wie viel Schreckensbilder der barbarischen Mordlust der Wilden gab es da! Heerden Schweine sah man, die umherstreiften und die unbegrabenen Leichname verzehrten; denn natürlich mußten alle Todten in ihrem Blute unbegraben liegen bleiben. Solche und ähnliche Schilderungen sind es, mit denen damals alle Blätter angefüllt waren [169]). Wir wollen aus vielen ähnlich lautenden Briefen, die in jener Zeit von der Grenze geschrieben wurden, nur folgende Stellen als Probe mittheilen. Von Winchester in Virginia wurde geschrieben: „Ich versichere Sie, es ist ein höchst trauriger Anblick, solche Schaaren von armen Leuten zu sehen, welche ihre Ansiedlungen in solcher Bestürzung und Eile verlassen haben, daß sie kaum irgend etwas anderes noch hatten, als ihre Kleider. Und was noch schlimmer ist, ich kann wohl sagen, daß unter allen Familien kaum Geld genug ist, um nur den fünften Theil von ihnen bis zum Herbst zu erhalten; und keiner von den armen Menschen kann eine Hütte finden, um sich gegen das Wetter zu schützen, sondern sie liegen zerstreut in Wäldern umher" [170]). An einer andern Stelle der pennsylvanischen Zeitung aus jenem Jahr wird als der Inhalt aller von der Grenze kommenden Briefe der angegeben, daß die Indianer Häuser, Scheunen, Korn, Heu, kurz alles, was nur brennbar ist, in Brand gesteckt haben, so daß das ganze Land in Feuer zu stehen schien; daß das Unglück und Elend der armen Leute so erschrecklich ist, daß die Sprache nicht hinreicht, es zu beschreiben; daß Carlisle die Grenzstadt geworden ist, indem nicht ein einziger Bewohner mehr jenseits dieser Stadt ist; daß jeder Stall und jede Hütte mit elenden Flüchtlingen angefüllt ist, welche an den Bettelstab, ja an den Rand der Verzweiflung gebracht wurden; daß ihre Häuser, ihr Vieh, ihre Ernte vernichtet ist; daß sie, die früher wohlhabende, unabhängige Leute waren, nun von dem Mitleid und der Barmherzigkeit ihrer Mitmenschen abhängig sind; daß es in der That traurig ist, die Straßen mit Menschen angefüllt zu sehen, in deren Gesichtern man einen gemischten Ausdruck von Kummer, Wahnsinn und Verzweiflung erkennen kann; daß man überall die Seufzer und Klagen der Männer, die trostlosen Schmerzensausbrüche der Frauen und das Schreien

der Kinder hören muß, welche ihre nächsten und theuersten Verwandten verloren haben, und daß zu beiden Seiten des Susquehannah etliche Meilen weit die Wälder mit armen Familien und ihrem Vieh angefüllt sind, welche hier Feuer anmachen und leben wie die Wilden" [171]).

So sah es damals auf der Grenze von Pennsylvanien aus. Es läßt sich denken, wie viel in jener Schreckenszeit die Missionsgemeinde auszustehen hatte.

Das alte Mißtrauen gegen die christlichen Indianer wurde wieder rege. Die Greuelthaten, welche Indianer verübten, regten eine bittere Feindschaft gegen alles, was nur Indianer hieß, auf. Daß die Einwohner von Nain und Wechquetank Indianer waren, war — so unschuldig sie auch sonst sein mochten — in den Augen der Grenzbewohner genug, um ihnen einen tödtlichen Haß zu erwecken. Immer lauter wurde der Ruf, die Indianer seien die Kanaaniter, welche auf Gottes Geheiß sammt und sonders ausgerottet werden sollten. Falsche Gerüchte tauchten auf und wurden mit Begierde aufgegriffen und geglaubt, daß bei vorgekommenen Mordthaten christliche Indianer die Hände mit im Spiel gehabt hätten. Man sah feindliche Indianer in der Nähe von Wechquetank umherschleichen; was den Glauben stärkte, diese christlichen Indianer hielten es mit ihnen. Man fühlte sich um so unsicherer, man fürchtete die bekehrten Indianer um so mehr, weil sie, wie man meinte, unter der Maske der Freundschaft als Spione thätig waren, und desto größere Gefahr deshalb von ihnen erwartet werden mußte.

Das war wieder eine Zeit schwerer Noth für die armen Indianer. Gerade auf die bekehrten Indianer waren die rohen Grenzbewohner am allermeisten erbittert. Sie fielen sie ohne die geringste Ursache auf offner Landstraße an, mißhandelten sie, schlugen sie blutig. Die Indianer waren in ihrem Dorfe so gut wie eingesperrt. Sie durften es nicht wagen, auf die Jagd zu gehen. Die Weißen drohten, daß sie jeden Indianer ermorden wollten, welchen sie im Walde finden würden. Kein Indianer durfte wagen, nach seinem Vieh zu sehen, nach Holz zu gehen. Tag und Nacht mußten sie Wachen ausstellen. Ist's ein Wunder, wenn nun auch in der Gemeinde alles rückwärts gieng, wenn Muthlosigkeit einriß, wenn Einzelne abfielen, und alles in Verfall zu gerathen drohte? Selbst in Bethlehem

durften sich die Indianer nicht mehr sehen lassen; was sie nöthig hatten, mußten sie sich durch einen weißen Bruder von dort holen lassen. Auch in dem nahe bei Bethlehem gelegenen Nain mußten sie beständig auf der Hut sein und selbst während des Gottesdienstes Wachen ausstellen. Schon hatte sich auch ein bewaffneter Mob zusammengerottet, welcher sich die Aufgabe stellte, alle Indianer von Nain und Wechquetank — diese Kanaaniter — zu ermorden!

So unterstützten die Weißen die Indianermission!

Es war klar, die Indianer waren in ihren Wohnsitzen nicht mehr sicher. Der Gouverneur von Pennsylvanien erließ deshalb den Befehl, alle getauften Indianer nach Philadelphia zu schaffen, um sie dort unter militärischen Schutz zu stellen. Das war ein schmerzens- und kummerreicher Gang. Wieder waren sie ohne Heimath. Alle Indianer der beiden Missionsstationen, darunter viele Kranke, Schwache, Blinde, Schwangere, machten sich auf den Weg, unter den Thränen der Gemeinde in Bethlehem, unter der Begleitung zweier Missionare, in rauher Jahreszeit, bei ungünstiger Witterung, bewillkommt von den Insulten und Drohungen der Bevölkerung, durch welche sie ihr Weg führte. In Philadelphia erhob sich ein förmlicher Aufstand gegen sie. Die Soldaten, in deren Barracken die Indianer auf Befehl der Regierung ein Unterkommen finden sollten, weigerten sich entschieden, sie hineinzulassen, und die Indianer mußten weiter ziehen. Ein Mob bildete sich in den Straßen. Tausend Menschen folgten den Indianern, sie verhöhnend, insultirend, die schrecklichsten Drohungen gegen sie ausstoßend. Die „Paxton boys," welche in diesen Indianerunruhen sich einen berüchtigten Namen erwarben, drohten, sie wollten kommen und mit den Aufständischen in Philadelphia gemeinsame Sache machen. So wogte der Aufruhr um die armen, verlassenen, ausgestoßenen Indianer her; sie aber waren still und ruhig bei allen Beschimpfungen, die sie erleiden mußten, und hielten wie zu Hause in ihrem Dorf ihre Betstunden und ihre Gottesdienste.

Der Gouverneur wußte kein anderes Mittel, um die Indianer vor den Gewältthätigkeiten der nach Indianerblut lechzenden Weißen zu sichern, als daß er sie nach New-York sendete. Ganz heimlich, in stiller Nacht wurden sie aus der Stadt gebracht. Aber auch in New-York wollte man sie nicht haben;

der dortige Gouverneur ertheilte gemessenen Befehl, daß sie es ja nicht wagen sollten, den Boden von New-York zu betreten. Sie mußten nach Philadelphia zurück. Und dort waren sie nun wieder in großer Gefahr. Ganze Haufen von Aufständischen waren im Anmarsch begriffen, mit denen sich die Pöbelhaufen in Philadelphia vereinigen wollten; die ganze Stadt war in Bewegung. Besonders in einer Nacht war die Aufregung groß. Man war jeden Augenblick auf den Ausbruch eines blutigen Kampfes gefaßt. Die Glocken wurden geläutet, die Straßen illuminirt, Waffen und Munition ausgetheilt; Kanonen wurden vor den Barracken aufgefahren; viele Bürger, selbst auch viele junge Quäker, stellten sich freiwillig unter Waffen, um die Ruhe der Stadt gegen die Aufständischen zu vertheidigen.

Doch gieng die drohende Gefahr gnädig und ohne Blutvergießen vorüber. Den christlichen Indianern wurde kein Haar gekrümmt. Nur die Blattern richteten unter ihnen einige Verheerung an, während sie in den Barracken lagen. Der Gouverneur sorgte väterlich für sie; und als die Unruhen sich gelegt hatten, wurden ihnen neue Wohnplätze angewiesen. Je weiter von den Weißen diese entfernt waren, desto besser für die Indianergemeinde. Denn so ist es nun einmal, die Nähe der Weißen, weit entfernt für die Indianer ein Segen zu sein, war jederzeit ihr Fluch und ihr Verderben.

Von Philadelphia zogen sie über Bethlehem, Nain, Nazareth nach dem Westen. Mühevoll und beschwerlich war die Reise; aber so oft sie sich am Abend um ihr Lagerfeuer sammelten, hielten sie immer ihren Gottesdienst. Am Ufer des Flusses Susqueharnah, eine Meile unterhalb der Wyalusing-Creek gründeten sie ihre neue Ansiedlung im J. 1765. Sie nannten sie Friedenshütten. Endlich, nach so viel Jammer, Noth und Elend, hofften sie doch einmal in Frieden in ihren Hütten zu wohnen. Ob ihre Hoffnung sich erfüllte? Wir werden sehen.

Vorläufig durften sie freilich eine Zeit der Ruhe und des Friedens genießen. Der schon mehrmals ausgegrabene und verpflanzte junge Baum der christlichen Indianercolonie schlug neue Wurzeln und begann auf's Neue fröhlich zu wachsen. Die Gemeinde erstarkte nach innen und außen. Bald war eine hübsche indianische Stadt entstanden. Sie zählte neben 13 Hütten über 40 Blockhäuser, die Stämme auf europäische Art zugerichtet und

beschlagen, die Häuser mit Fenstern und Schornsteinen versehen, die Dächer mit Shingles gedeckt. Für die Missionare war ein kleines, aber bequemes Wohnhaus gebaut. Eine Kapelle hatte der Ort natürlich gleich von Anfang an, welche aber schon nach zwei Jahren zu klein war und einer größern Kirche Platz machen mußte. Diese Kirche, eine Zierde der ganzen Ansiedlung, von schön beschlagenem Fichtenholz erbaut, stund in der Mitte des Dorfes, in der Mitte der 80 Fuß breiten Straße und war mit einer kleinen Kuppel und einer Glocke geziert. Die Stadt war regelmäßig angelegt und gewährte einen recht lieblichen Anblick mitten in der Wildniß. Vor den Häusern waren schöne, mit Bretterfenzen umgebene Gärten. Obstgärten wurden angepflanzt, und die Gemeinde besaß ein 250 Morgen großes, sorgfältig eingefenztes, gutes Welschkornfeld.

Zwar schien es eine Weile, als wollten die 6 Nationen (Irokesen), welche die Oberherrschaft über diese Gegend beanspruchten, nicht zugeben, daß die christlichen Indianer sich an diesem Orte niederließen; sie wollten ihnen andere Wohnsitze anweisen. Aber Zeisberger, der eigentliche Leiter der Mission, der bis in's hohe Greisenalter der Indianermission diente, der auch unter den Irokesen in hohem Ansehen stund — er war durch Adoption in die Familie eines der angesehesten Senecahäuptlinge als Sohn aufgenommen worden — wirkte der Gemeinde im Rath der 6 Nationen die Erlaubniß aus, an dem erwählten Ort bleiben zu dürfen. Vom Evangelium freilich, das Zeisberger auch ihnen anbot, wollten die Irokesen nichts wissen. Einen Prediger aus Neu-England hatten sie früher schon mit den Worten abgefertigt: Wenn sie darum verlegen sein würden, einen Prediger zu haben, wollten sie es ihm zu wissen thun; für jetzt könne er nur wieder nach Hause gehen.

In Friedenshütten lebten die Indianer glücklich und zufrieden 7 Jahre lang. Sie bauten ihr Land. Ihr Wohlstand hob sich. Ihre Zahl vermehrte sich von Jahr zu Jahr. Ihr geistliches und gottesdienstliches Leben blühte. Täglich hatten sie ihre Morgen- und Abendgottesdienste. Der ganze Sonntag vom Morgen bis zum Abend wurde der gottesdienstlichen Feier gewidmet. Besonders wurde das heil. Abendmahl hoch und herrlich gehalten. Man hielt strenge auf Zucht und Ordnung. Alle, „die sich nicht zu Gott bekehren wollten, durften an diesem

Orte nicht bleiben." Von weit und breit, von den verschiedensten Stämmen kamen die Indianer hieher, wo ihnen christliche Gastfreundschaft in ausgedehntem Maaße zu Theil wurde. Da konnte reichliche Mission geübt werden. Auch machten die Missionare Missionsreisen zu andern Indianern.

Besonders ist die Reise Zeisbergers nach Goschgoschunk, drei am obern Ohio gelegenen Dörfern der Delawares, zu erwähnen. Wir können dabei erfahren, wie es da zugieng, wo ein Missionsfeld unter den Indianern frisch in Angriff genommen wurde. Täglich wurde gepredigt; täglich hielt der Missionar Morgen- und Abendversammlungen; er sang dabei geistliche Lieder in der Delawarensprache; er besprach sich mit den Einzelnen über die Dinge, von denen er predigte. Sein Wort fand willige Aufnahme; man freute sich, daß der Missionar gekommen war, und baute für ihn ein Blockhaus. Aber es fehlte doch auch nicht an mancherlei Feindschaft. Manche fürchteten, wenn nur einmal ein Weißer seinen Fuß in ihr Dorf gesetzt habe, so würden bald andre nachkommen und ihnen ihr Land wegnehmen. Gesandtschaften von den 6 Nationen hetzten die Indianer gegen den Missionar auf. Besonders von einer geheimen Gesellschaft von Leuten ging der Widerstand aus, welche ein zauberisches Geheimmittel besitzen wollten, Menschen um's Leben zu bringen, Brunnen und Flüsse zu vergiften und ganze Ortschaften mit Seuchen anzustecken; denn solche geheime Gesellschaften werden in der Geschichte der Indianer mehrfach erwähnt. Andere, besonders alte Weiber, machten die Bemerkung, daß, seit die Indianer ihre alte Weise änderten, das Unglück sie verfolge; das Korn werde von Würmern verzehrt; das Wild werde weniger; die Beeren würden nicht mehr reif; das alles sei blos dafür die Strafe, daß sie ihre alten Sitten änderten; die Strafen würden noch viel größer werden, wenn sie auch ihren alten Glauben aufgeben würden. Ein Indianer erzählte gar beweglich, daß etliche weiße Leute aus Virginia die indianischen Prediger, heidnische Propheten, welche auftraten, gehört und mit Thränen in den Augen bekannt hätten, daß bei den Indianern die rechte Lehre sei; in Virginia wolle nichts mehr wachsen; das sei eine Strafe, weil sie nicht den rechten Glauben hätten; im nächsten Jahr wollten sie sich zu den Indianern bekehren. Ein anderer Indianer sagte, daß etliche Indianer von seinem Stamm,

als sie in England auf Besuch waren, vor der Lehre der Brüdermissionare gewarnt worden seien, da sie geradenwegs zur Hölle führte. Und wie es denn unter den Indianern niemals an Propheten fehlte, welche sich eines besonders vertrauten Verkehrs mit dem großen Geist rühmten, so gab es damals auch in Goschgoschunk einen solchen Propheten, der natürlich den Missionaren feindlich gesinnt war, da er seinen Einfluß durch sie gefährdet sah, gerade so wie auch die Medicinmänner als Feinde der Mission auftraten. Jener Prophet rühmte sich, er sei in der Seite Gottes wie zu Haus; da gehe er aus und ein und sei daselbst so sicher geborgen, daß ihm weder Sünde noch Satan etwas schaden könne; von dem Gott aber, den die Brüdermissionare predigen, wisse er nichts. Uebrigens gehört jene Rede ohne Zweifel in die Reihe jener gar nicht seltenen religiösen Aussagen der Indianer, welche erst in Folge des Umgangs mit Weißen bei ihnen auftauchten, eine Uebertragung christlicher Ideen auf heidnisches Gebiet. Ein anderer Indianer verkündigte — und wir müssen uns hiebei daran erinnern, mit welch' ehrfurchtsvollem Glauben die Erzählungen derer aufgenommen wurden, welche vorgaben, im Himmel gewesen zu sein — er habe in den Himmel hineingesehen, und da habe er deutlich wahrgenommen, daß im Himmel der Indianer nichts als Fülle und Ueberfluß, in dem der Weißen nichts als Mangel gewesen sei.

In Goschgoschunk bedrängt, zogen die Gläubigen nach Lahunakhanneck (1769), 15 Meilen südwestlich von jenem gelegen, wo ein angesehener Häuptling Glickhikan in der Absicht zur Predigt kam, mit Zeisberger zu disputiren, aber von der Macht des Wortes Gottes ergriffen vielmehr ein Zeugniß für dasselbe ablegte. Das machte solchen Eindruck, daß auch in Goschgoschunk das Evangelium frei verkündigt werden durfte. Aber als ein neuer Indianerstreit ausbrach, ließen sich die Gläubigen in Kaskaskunk am Biberfluß nieder, welchen Ort sie Friedensstadt nannten.

Aber schließlich sammelten sich die bekehrten Indianer von den verschiedenen Orten in zwei neuen Ansiedlungen am Muskingum, welche sie Schönbrunn und Gnadenhütten nannten. Die beiden Gemeinden nemlich am Susquehanna, in Friedenshütten und dem Filial Scheschequon, 30 Meilen von jenem entfernt und im Jahr 1769 gegründet, entschlossen sich nach dem

Westen auszuwandern. Ihr Land war von den Irokesen an die Engländer treuloser Weise verkauft worden; die Weißen wurden ihnen lästig; sie konnten keine Hoffnung haben, hier im Frieden zu leben; der Branntweinhandel rückte immer näher. Was blieb ihnen anders übrig als auszuwandern? Sieben Jahre lang hatten sie in Friedenshütten sich im Frieden bauen können. Jetzt machten sich 241 Auswanderer auf den Weg. In zwei Theilen zogen sie. Ein Theil zog mit einer Heerde von 70 Stücken Rindvieh zu Land nach der neuen Heimath; die andern fuhren auf dem Wasser und hatten alles schwere Gepäck bei sich, die Farmgeräthe, die eisernen Werkzeuge, die Pflugscharen, die Zähne der Eggen, die Kessel, die Proviantvorräthe u. s. w. So reisten sie durch die Wildniß; die Masern brachen unter ihnen aus; aber an jedem Tage versammelten sich die Auswanderer zum gemeinsamen Gottesdienst. Schönbrunn wurde der Ort genannt. Schöne Quellen und ein kleiner See war in der Nähe; der Ort war vom Muskingum nicht weit entfernt; bis zum Erie See waren es noch 10 deutsche Meilen. Zwei deutsche Meilen von Schönbrunn war eine andere Niederlassung, ein zweites Gnadenhütten gegründet worden; und da auch von Friedensstadt die Gläubigen hieher übersiedelten, gab es nur noch die beiden Gemeinden Schönbrunn und Gnadenhütten. In jenem wohnten die Delawares, in diesem die Mohicanders.

Die beiden Indianerdörfer waren regelmäßig angelegt mit breiten Straßen und schönen Fenzen. Schönbrunn hatte über 60 Wohnhäuser, meist von behauenen Blöcken. Die Straße lief von Ost nach West und war lang und breit. In der Mitte stand eine Kapelle, von wo auch eine Straße nach Norden gieng. Die Indianer hatten ein großes, mit einer guten Riegelfenze umgebenes Feld; sie hatten ihre Gärten und schöne Obstpflanzungen; sie besaßen Viehheerden, hatten Pferde, Schweine und Rindvieh. Die Ansiedlung gedieh trefflich. Die Zahl der christlichen Indianer mehrte sich immerzu, und der Saal in Schönbrunn, welcher 500 Personen fassen konnte, wurde im Jahre 1775 zu klein. Lichtenau wurde als dritte Ansiedlung gegründet. Die Kirche in Schönbrunn war 40 Fuß lang und 36 Fuß breit, die in Gnadenhütten war etwas kleiner.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch hier wieder

das gesammte kirchliche und religiöse Leben nach dem Muster der herrnhutischen Gemeinden und so, wie wir es früher schon geschildert haben, eingerichtet wurde. Täglich wurden gottesdienstliche Versammlungen gehalten. Alles wurde in feste Ordnungen gefaßt. Auf die Hebung der Schule wurde besonderer Fleiß verwendet. Die Versorgung und Verpflegung der Armen, Kranken und Betrübten ließen sich die Indianer ganz besonders angelegen zu sein. Beiträge wurden erhoben für diejenigen, welche sich nicht selbst erhalten konnten. Für die Bestreitung der allgemeinen Ausgaben mußte ein Jeder seinen Beitrag liefern, und sie thaten es gern und willig. Es gab Kirchenälteste, die aus den Indianern gewählt wurden, und Nationalgehülfen, die den Missionaren in der Pflege der Seelsorge beistanden. Wer in die von der Gemeinde aufgestellte und angenommene Ordnung sich nicht fügen mochte, mußte den Platz verlassen. Wir wollen hier beispielsweise einige von den von der Gemeinde aufgestellten Regeln anführen: „Niemand soll hier wohnen außer mit Einwilligung unserer Lehrer. Kein Dieb, Trunkenbold, Mörder, Ehebrecher, Hurer soll unter uns geduldet werden. Keine, die zu Tänzen, Opfern oder heidnischen Festen gehen, können unter uns wohnen. Jeder soll nur Ein Weib haben. Junge Leute sollen nicht ohne Einwilligung ihrer Eltern heirathen. Wir wollen keinen Branntwein oder geistige Getränke in unser Dorf bringen lassen. Wenn Freunde auf ihrer Durchreise solche mit sich führen, sollen sie dieselben bis zu ihrer Abreise den Nationalgehülfen zur Aufbewahrung übergeben. Wenn die Gehülfen die Einwohner bei Arbeiten, die zum Besten des Ganzen geschehen, wie beim Bau von Kirchen oder Schulhäusern, beim Bestellen des Landes u. s. w., um Hülfe angehen, soll man sich gehorsam erzeigen. Keiner, der geneigt ist, in den Krieg zu ziehen und Blut zu vergießen, kann unter uns bleiben. Wer von Kriegern Waaren kauft, von denen er weiß, daß sie gestohlen sind, muß uns verlassen u. s. w."

Ein jeder, der in den christlichen Indianerdörfern sich niederlassen wollte, mußte sich zu diesen Regeln bekennen. Und wer bei Verstoß gegen dieselben nach mehrmaliger Vermahnung durch die Nationalgehülfen sich nicht besserte, wurde öffentlich ausgestoßen und mußte den Ort verlassen.

Von diesen christlichen Dörfern aus wurde aber auch eine

möglichst große Missionsthätigkeit betrieben. Von weit und breit kamen die heidnischen Indianer, um die Predigt des Wortes Gottes zu hören. Die Kirche konnte die Menge der Zuhörer nicht fassen. Ja einmal erklärte der Rath im Namen des ganzen Delawaren-Stammes: „Von nun an bekennen wir, daß wir das Wort Gottes annehmen wollen, und daß die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern im Indianerland Freiheit haben und gleiche Rechte und Vortheile wie die andern Indianer genießen sollen."

Allein die herben Prüfungen dieser hartbedrängten Kreuzgemeinde waren noch lange nicht zu Ende. Es brach jetzt der Krieg zwischen England und den amerikanischen Colonien aus, unter dem auch unsere Missionsgemeinde schwer zu leiden hatte. Engländer und Amerikaner suchten die Indianer auf ihre Seite zu ziehen, während die Missionare alles aufboten, um sie vom Kriege abzuhalten. In Schönbrunn brach eine Spaltung aus; ein Theil entsagte dem Christenthum öffentlich. Schönbrunn mußte eine Zeitlang aufgegeben werden. Von den Kriegsstürmen wurden die Gemeinden mannigfach beunruhigt. Krieger zogen durch ihre friedlichen Dörfer; Gefangene wurden durchgeführt; die Scalpe der Erschlagenen mußten sie vor ihren Hütten vorübertragen sehen; mehrmals mußten sie Brandschatzungen ausstehen. Auch Lichtenau mußte eine Zeitlang aufgegeben werden. Einmal sandte der englische Gouverneur den Missionaren ein Schreiben mit dem Befehl zu, sie sollten gegen die Amerikaner jenseits des Ohio ziehen und ihm deren Scalpe bringen; aber Zeisberger warf den Brief voll Entrüstung in's Feuer. Doch spalteten sich die Delawaren in eine Kriegs- und eine Friedenspartei. Die Engländer aber waren gegen die Missionare von bitterm Haß erfüllt. Der Gouverneur von Detroit beschloß die Vernichtung der christlichen Indianerdörfer, welche sich auch mitten im Krieg ausgebreitet hatten, so daß neben Gnadenhütten, Schönbrunn und Lichtenau noch eine vierte Ansiedlung, Salem, angelegt worden war, von welchen Colonien freilich in jener unruhigen Zeit bald die eine bald die andere zeitweilig aufgegeben werden mußte. Der Halbkönig der Huronen führte den von dem englischen Gouverneur beabsichtigten Schlag aus. Kirche, Schulhäuser, Wohnungen, alles wurde in Asche gelegt. Auch Zeisbergers mühevoll ausgearbeitete Manuscripte und Uebersetzungen wurden ein Raub der Flammen. Die Gefangenen schwebten stündlich in der größten

Todesgefahr. Die Missionare mußten versprechen, mit ihrer Gemeinde wieder auszuwandern und an den Sandusky-Fluß zu ziehen; und zum letztenmal versammelten sich die indianischen Christen, um auf den Ruinen von Salem das Wort Gottes zu hören und an der verwüsteten Stätte das heil. Abendmahl zu feiern. Der Schaden, welchen die Missionsgemeinde durch diese Verwüstung erlitt, wurde auf 12000 Thaler geschätzt. Sie hatten unter anderm auch ihre ganze Welschkornernte eingebüßt.

Am Sanduskyfluß hatten die Indianer große Noth auszustehen. Kaum konnten sie dem Hungertod und dem Tod des Erfrierens entgehen. Auch wurden die Missionare von ihren Gemeinden eine Zeit lang getrennt; und als eine Anzahl gläubiger Indianer nach den verwüsteten Stätten, ihrer früheren Niederlassung, zurückkehrten, um wo möglich noch etwas von ihren Getreidevorräthen zu retten, wurden von einer Streifpartie, einem Haufen ruchloser Amerikaner, 95 Indianer, Männer, Weiber und Kinder, in grausamer Weise hinterlistig niedergemetzelt.

Am Huronfluß bauten die christlichen Indianer ein Neu-Gnadenhütten, mußten aber, als die Zahl der gläubigen Indianer sich wieder mehrte, bald wieder auswandern. Im J. 1785 erhielten sie vom amerikanischen Congreß die Erlaubniß, an ihre alten Wohnsitze am Muskingum zurückzukehren. Aber unter den Unruhen, welche immer noch auf der Grenze fortdauerten, dauerte es noch 12 Jahre, ehe sie dies bewerkstelligen konnten. Zuerst wanderten sie noch an verschiedenen Orten umher. In Pilgerruh, in Neu-Salem, an der Mündung des Huronflußes, in Fairfield, auf canadischem Gebiet am Fluß Thames, hatten sie temporäre Niederlassung; und erst 1798 konnten sie an den Muskingum zurückkehren und ihre verstörten Ansiedlungen aufbauen. Und in der Mitte zwischen Schönbrunn und Gnadenhütten, gründete der greise Zeisberger noch seine letzte Ansiedlung, Gosen. Nach 67jähriger schwerer Arbeit gieng der Greis, der treue Knecht des Herrn zur ewigen Freude ein.

D

Fünftes Kapitel.

Die indianische Missionsschule zu Lebanon, Conn.

schen
von
Urein
schaft
ein H
Predi
halten
n e r d
unter
Alter
kränkli
Theil
zu ein
neigen
sonderb
zeigte
entschlo
Man k
gesunde
Färbun
gebaut.
luft gei
vollen
Selbstve
nern, w
Erfolg
fortdauer
20 Meil
dianern
Crosweek
Gepräge
ergriffen

Wir haben im vorausgegangenen Abschnitt die von Deutschen betriebene Indianermission in's Auge gefaßt. Aber auch von englischer Seite geschah manches für die Mission unter den Ureinwohnern Nord-Amerikas. So hatte die schottische Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß 1741 zu New-York ein Board of Correspondents errichtet. Von ihr wurde der Prediger Azariah Horton als Missionar auf Long Island unterhalten. Ihr zweiter bekannterer Sendbote war David Brainerd [172]), geb. 1718. Dieser, der von frühester Jugend an unter dem Einfluß religiöser Eindrücke stehend schon in einem Alter von 7—8 Jahren ein tiefes Gefühl seiner Sünden hatte, kränklichen Leibes und wohl zum Theil in Folge davon, zum Theil überhaupt in Folge seiner temperamentlichen Naturanlage zu einer düstern Schwermuth und einer trüben Melancholie sich neigend, von schweren Anfechtungen und quälenden Zweifeln, insonderheit auch wegen der Prädestinationslehre hart heimgesucht, zeigte sich bei der ersten Aufforderung, die an ihn ergieng, sofort entschlossen den armen Indianern das Evangelium zu verkündigen. Man kann nicht sagen, daß die Frömmigkeit Brainerds eine recht gesunde, evangelische gewesen sei. Sie hatte durchaus methodistische Färbung. Es war bei ihm alles auf Fühlen und Empfinden gebaut. Bald schwelgt er in seligen Gefühlen und hoher Wollust geistlichen Genusses, bald liegt er tief danieder im jammervollen Weh unseligen Gefühls. Aber mit ungemeiner Treue und Selbstverleugnung widmete er sich der Arbeit unter den Indianern, welche er im J. 1743 antrat. Er predigte mit einigem Erfolg unter höchst kümmerlichen äußerlichen Verhältnissen und fortdauernden schweren geistlichen Anfechtungen zu Kaunaumeek, 20 Meilen östlich von Albany. Er wirkte dann unter den Indianern an den Delawarebuchten in Pennsylvanien und hernach zu Crosweeksung in New-Jersey, wo er sich einer methodistisches Gepräge tragenden Erweckung, von der selbst ganz junge Kinder ergriffen wurden, erfreute und allmälig ein Gemeindlein von 95

Seelen sammelte. Seine bekehrten Indianer vereinigte er in einem christlichen Indianerdorf Bethel, welches zuerst 130 Bewohner zählte, wohin aber auch von anderwärts viele Indianer zogen. Er unterrichtete auch die Indianer im Ackerbau. Ein Schullehrer wurde angestellt. Unter unsäglichen Mühen, auf weiten, strapazenvollen Reisen zog er umher, Indianerdörfer aufsuchend und mit den einzelnen Seelen verkehrend. Aber schon im J. 1747, nachdem er nur vier Jahre sein edles Werk im reichen Segen betrieben hatte, wurde er, der immer einen kränklichen Leib gehabt hatte, von dieser Erde abgerufen. Sein Bruder setzte bis zum J. 1780 seine Arbeit unter den Indianern fort.

Wir wenden uns zu einem andern Manne, der den armen Indianern seinen Liebesdienst zuwendete.

Wie viel ein einzelner Mann, wenn er von recht brennendem Eifer für das Missionswerk erfüllt ist, thun kann, ist an dem Beispiel Eleazar Wheelocks[173]) zu sehen, der in Lebanon, Conn. eine indianische Missionsanstalt errichtete, viele Missionare, englische wie indianische Schullehrer, Dolmetscher u. s. w. ausbildete und weithin unter den Indianern großen Segen verbreitete.

Wir werden diese indianische Missionsanstalt etwas näher beschreiben müssen.

In Neu-England, wo Eliot und seine Freunde in so herrlicher und vielversprechender Weise das Missionswerk betrieben hatten, war der Missionseifer bald wieder erloschen. Die Reste der christlichen Indianergemeinden, welche man gesammelt und von denen man ehedem gehofft hatte, daß sie nur die Erstlinge einer großen Ernte in der Heidenwelt sein würden, fristeten ein kümmerliches Dasein und verschwanden beinahe allmälig von der Erde.

Da faßte wieder ein puritanischer Geistlicher Neu-Englands die Noth der armen Indianer zu Herzen und beschloß sein Leben ihrem Dienst zu widmen. Er sah das Elend und die Noth der Indianer, welche rings um die Engländer her wohnten, und erkannte, wie es Christenpflicht sei, den nach Leib und Seele ihrem Untergang entgegengehenden Heiden eine mitleidige, hilfreiche Hand zu bieten. Das Wort Christi fuhr ihm in die Seele: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich nicht besucht.“ Er erinnerte seine Volks- und Glaubensgenossen daran, daß, als ihre Vorfahren Neu-England ansiedelten, als ein wichtiger Zweck dieser Ansied-

lung auch das angegeben war, daß sie den Namen des Herrn Jesus auch unter solchen Völkern und in solchen Ländern verkündigen wollten, da man ihn bis jetzt nicht kenne. Er erinnerte sie daran, daß sie — wie jede puritanische Gemeinde eine solche Erklärung der Bundschließung mit Gott aufsetzte — Gottes Bundesvolk (covenantpeople) seien, da sie den Herrn Jehova selbst als den König erklärten, dessen treue Unterthanen sie sein und dem sie mit Leib und Leben, mit Hab und Gut dienen wollten, so daß es auch ihre Bundespflicht sei, das Reich des Herrn unter den Heiden auszubreiten. Er wies auf die Beispiele hin, wo in ihrer eignen Nähe die Missionsthätigkeit frommer Missionare reiche Früchte getragen habe. Er wies darauf hin, wie die schrecklichen Kriegsgreuel, die man in den vorausgegangenen Jahren in den Indianerkriegen habe erleben müssen, die gerechte Strafe Gottes dafür seien, daß die Christen ihre Missionspflicht so sehr versäumt hätten. Wenn man nur die Hälfte von dem, was auf die an der Indianergrenze errichteten Forts u. s. w. gewendet worden sei, für die Mission und für die Ausbildung und Aussendung von Schullehrern ausgegeben hätte, so würde der unterrichtete und civilisirte Theil der Indianer eine bessere Vertheidigungslinie gegen die Einfälle der Indianer gewesen sein, als alle Forts und Festungen miteinander, und es hätte das schreckliche Blutvergießen leicht vermieden werden können.

So beschloß er denn, das Missionswerk unter den Indianern mit Ernst und Eifer anzugreifen. Und zwar war sein Plan, Eingeborne zu Missionaren auszubilden. Durch eingeborne Missionare, meinte er, würde man viel mehr, als durch englische ausrichten können. Für englische Missionare sei die Schwierigkeit der Sprache eine sehr große; Dolmetscher, die gut zu brauchen seien, gebe es nur wenige; gegen den Engländer, auch wenn er Missionar sei, hätten die Indianer große Vorurtheile; an manchen Orten könne derselbe gar keinen Eingang finden; überhaupt habe ja der Indianer eine mißtrauische Art, die dem englischen Missionar sein Werk sehr erschwere. Dagegen hätten es die aus den Indianern selbst herangebildeten Missionare viel leichter. Sie hätten keine Schwierigkeiten der Sprache zu überwinden. Sie verstünden die Sitten und Gewohnheiten, die ganze Denkungsart und Anschauungsweise der Indianer viel besser als englische



IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Missionare. Von ihnen würden die Indianer viel leichter etwas annehmen. Man sehe es an der Wirksamkeit indianischer Prediger unter ihnen. Sie könnten auch viel leichter und wohlfeiler unterhalten werden. Sie könnten selbst da Eingang finden, wo Englönder gar nicht hinkommen könnten. Mit dem Plan, indianische Prediger auszusenden, verband er den weitern Plan, durch indianische Jünglinge, welche man zu Handwerkern, Farmern u. s. w. ausbilde und dann unter sie sende, die Indianer zur Civilisation heranzuziehen. Auch Eliot hatte ja beides, Mission und Civilisation, in den von ihm gegründeten Gemeinden mit einander verbunden.

Ob der Plan, den Wheelock hatte, sich als ausführbar erwies, wird sich später zeigen.

Genug, das war der Gedanke, von dem er sich leiten ließ. Eine indianische Missionsanstalt wollte er demgemäß errichten. Er ging dabei von der Ueberzeugung aus, daß man keine indianischen Jünglinge zu Predigern erziehen könne, wenn dieselben in der gewohnten indianischen Umgebung und unter den heidnischen Einflüssen blieben. In eiaer Schule würden allerdings Knaben aus verschiedenen Stämmen zusammenkommen; aber das werde gerade den Vortheil bringen, daß die zukünftigen Missionare verschiedene indianische Sprachen lernen könnten. Die indianischen Knaben sollten dann je nach ihrer Anlage und Begabung für verschiedene Zwecke, die einen zu Handwerkern und Farmern, die andern zu Dolmetschern, die andern zu Schullehrern, die übrigen zu Missionaren ausgebildet werden.

Wheelock fing in Gottes Namen getrosten Muths seine Schule an. Er schrieb an Brainerd und ließ sich von demselben zwei Delaware-Knaben senden. John Pumshire, 14 Jahre alt, und Jakob Woolley, 11 Jahre alt, kamen den 18. December 1754 bei ihm an. Und wie einst Eliot seine indianischen Studenten zu lateinischen und griechischen Sprachgelehrten machen wollte, so machten auch diese beiden Indianerknaben im Griechischen und Lateinischen beträchtliche Fortschritte. Aber siehe da, wie man so oft die Wahrnehmung machte, daß Indianer, welche den gewohnten Verhältnissen entnommen wurden und in der Umgebung und nach der Lebensweise der Weißen lebten, hinwelkten und langsam dahinsiechten, so ging es auch hier. Der eine der beiden Knaben fing an zu kränkeln, mußte nach Hause

geschickt werden und starb bald. Aber Wheelock ließ sich nicht entmuthigen. Andere Indianerknaben traten ein; es wurde wegen der Nahrung und Lebensweise größere Sorgfalt angewendet; und Wheelock meinte nun die Beobachtung machen zu können, daß unter seinen Indianern nicht viel mehr Krankheitsfälle vorkamen, als unter einer entsprechenden Anzahl weißer Arbeitsleute vorzukommen pflegen.

Wheelock verband sich nun mit einigen andern Geistlichen; eine Subscription wurde eröffnet; die Sache fand bereitwillige Unterstützung, und die Schule nahm einen großen Aufschwung. Die Zahl der Schüler mehrte sich. Im Jahre 1754 wurde mit 2 angefangen; später waren es 4, dann 5, dann 7, dann 11, dann 18; einmal waren es eine Zeit lang auch 25. Immer waren auch einige englische Jünglinge darunter, die sich für den Missionsdienst ausbilden ließen. Uebrigens wurden nicht alle Missionare, sondern es war, wie wir oben anführten. Selbst indianische Mädchen wurden auch hier erzogen, welche dann die indianischen Frauen an europäische Lebensweise gewöhnen helfen sollten.

Das Leben im Seminar wird uns in folgender Weise geschildert. Im Herbst und Winter mußten die indianischen Zöglinge vor Sonnenaufgang aufstehn, im Sommer um 6 Uhr. Eine Schriftstelle wurde von etlichen der Aeltesten gelesen; etliche Fragen aus dem Katechismus der Assembly wurden ihnen zur Beantwortung vorgelegt; dann folgte das Gebet; hierauf wurde ihnen eine kurze Zeit zur Erholung und körperlichen Bewegung gegönnt. Von 9 bis 12 Uhr Vormittags und von 2 bis 5 Uhr Nachmittags dauerte der Unterricht. Das Abendgebet war vor Sonnenuntergang. Die Abendzeit war den Privatstudien gewidmet. Im öffentlichen Gottesdienst hatten sie ihren besondern Platz. Alle Wochen ein- oder zweimal hörten sie eine eigens für sie bestimmte Ansprache. Und mit ihrer ganzen Lage schienen sie ganz ausgezeichnet zufrieden zu sein.

Viele von ihnen machten in den Wissenschaften ganz beträchtliche Fortschritte. Manchmal wird von diesen indianischen Studenten gesagt: „Sie sind alle gute Gelehrte im Englischen, Lateinischen und Griechischen und schreiben eine sehr gute Hand.“ Manche gingen von Wheelocks Schule noch nach New-Jersey, um dort ihre Studien auf der Universität zu vollenden, und

empfingen ganz dieselbe wissenschaftliche Ausbildung wie diejenigen, welche in den englischen Kirchen das Predigtamt übernahmen.

So durfte sich Wheelocks Anstalt eines fröhlichen Wachsthums erfreuen. In der Freude ihres Herzens verglichen die Freunde dieser aus kleinen Anfängen sich schnell emporringenden Anstalt dieselbe mit den Anstalten Franckes; und wir werden nachher sehen, wie allerdings die kleine Pflanze zu einem großen Baum heranwuchs, der, wenn auch mit veränderter Bestimmung, jetzt noch steht. „Diese Schule", so wird einmal berichtet, „ist in großem Ansehen in allen unsern Colonien und unter den Indianern, soweit man von ihr weiß."

Bald konnte auch ein Arbeiter nach dem andern ausgesandt werden, sowohl englische als indianische. Im J. 1762 wurden Mr. Smith und Mr. Chamberlain als Missionare und folgende Indianer als ihre Gehülfen und Schullehrer examinirt: David Fowler (ein Montauk Indianer), Jos. Woolley und Hezekiah Calvin (Delawares), Jakob Fowler (ein Montauk), Moses, Johannes, Abraham I und Abraham II und Peter (Mohawks). Bald sehen wir diese Indianer in der Wildniß unter ihren Landsleuten arbeiten. Sie machten keine hohen Ansprüche und hegten keine hochfahrenden Pläne; sie beschieden sich gerne, in ei bescheidenen Wirkungskreis zu stehen und im kleinen Kreis S zu stiften. So wird uns der Moses geschildert, wie er Schule hält in einer offenen, elenden Hütte, während 8, 10, 12 und manchmal mehr Kinder um den Tisch aus Rinde hersitzend mit großem Ernst lesen, schreiben und studiren. So erzählt einer der englischen Missionare, welche über jene indianischen Gehülfen die Aufsicht führten: „Ich ritt einige Meilen und kam zu einem guten Haus auf einem Hügel, wo unser kleiner Abraham saß, welcher sofort aufstand und mich grüßte; und die 11 bis 12 Knaben und Mädchen, welche da waren, standen auch alle auf, verneigten sich und grüßten ganz höflich. Dann ritt ich zu einem zweiten Hügel, wo der andere Abraham mit 16 bis 17 Schülern, meist Knaben war, welche es ebenso machten. Vor 6 Tagen waren sie noch ganz unbekannt mit den Buchstaben, und jetzt fangen sie schon an, Silben auszusprechen." Es war der gewiesene Weg, durch die indianischen Gehülfen besonders auf die Jugend in Schulen einzuwirken; und sehr bald waren doch schon 200 indianische Schüler, welche in denselben unter-

richtet wurden. Es war ein kleiner, aber für die Zukunft vielversprechender Anfang. Merkwürdig ist, daß besonders die überall eingerichteten Singschulen unter den Indianern großen Anklang fanden. Einer der indianischen Lehrer schreibt ganz entzückt von seiner Singschule: „Wir können manche Melodien schon dreistimmig singen."

Die indianischen Gehülfen machten auch ihren Landsleuten Lust, die Lebensweise der civilisirten Europäer nachzuahmen; dieselben begehrten Mühlen, Schmiede, Zimmerleute und Wagner; sie wollten Pflüge, Wagen und Ackergeräthschaften haben, um das Land zu bauen. Wheelock, der in seinen Plänen allerdings etwas stark excentrisch gewesen zu sein scheint, berechnete schon im Geist, welch große Vortheile die Civilisirung der Indianer dem britischen Reich bringen würde, wie viel Hunderte und Tausende von neuen Unterthanen der König von England dadurch bekommen würde, welch' einen Aufschwung der englische Handel nehmen müßte, welche Massen Rohmaterialien aus dem Indianerlande exportirt werden, und welch großen Absatz dagegen die englischen Fabrikate hier finden würden. Es würde die Civilisirung der Indianer eine Quelle des Reichthums für das ganze britische Reich sein. Die Indianer, wenn sie sich zum Ackerbau bequemen würden, würden viel weniger Land nöthig haben; das ganze Land würde von fleißigen arbeitsamen Leuten angesiedelt werden. Doch das waren ja lauter eitle Luftgebilde, Seifenblasen, die schnell zerplatzten und verschwanden.

Aber es zeigt doch von der willigen Aufnahme, welche die indianischen Gehülfen bei ihren Landsleuten fanden; und auch die englischen Missionare, welche da und dort ihre Missionsstationen errichteten, besonders unter den 6 Nationen, wurden freundlich aufgenommen; und wenn mit dem Horn das Zeichen gegeben wurde, versammelten sich die Kinder der Wildniß gerne, um den Predigten der Missionare zuzuhören und auf das Wort Gottes zu lauschen.

Und während in der Wildniß das Missionswerk sich ausbreitete, wuchs auch Wheelocks Missionsanstalt nach innen und außen. Gott neigte die Herzen vieler Christen der Anstalt zu, daß sie dieselbe willig und mit Freuden unterstützten. In Europa und Amerika zeigte sich ein wahrer Wetteifer in der Unterstützung der Missionsanstalt. In London bildete sich eine Ge-

sellschaft zur Unterstützung der Missionsunternehmungen Wheelocks. Einzelne Personen stifteten für den Zweck Vermächtnisse und Legate. In den Neu-Englandstaaten wurden Sammlungen veranstaltet; in Kirchen wurden Collecten erhoben. Die Regierungen einzelner Staaten, wie die Assembly von Massachusetts und New-Hampshire bewilligten eine jährliche Unterstützung. Angesehene Privatpersonen wandten der Missionsanstalt ihre besondere Fürsorge zu. Z. B. der bekannte, einflußreiche Sir William Johnson, der unter allen Indianern bis zu den fernsten Stämmen in so großem Ansehn stand, wie kein andrer Europäer außer ihm, war ein treuer, zu jeder Unterstützung bereiter Patron. Die einen Freunde stifteten eine Glocke für die Schule; andere veranlaßten werthvolle Büchersammlungen für die Anstalt; wieder andere versahen die indianischen Zöglinge mit Kleidung. Von einzelnen Freunden oder Gesellschaften und Vereinen wurden die Unterhaltungskosten einzelner indianischer Schüler getragen.

Zwei Prediger, einer von ihnen ein geborner Indianer Namens Sampson Occum, der in Wheelocks Schule gebildet und erzogen worden war, auch schon etliche Jahre als Schullehrer unter den Indianern gewirkt hatte und dann zum Prediger ordinirt worden war, gingen nach England, um die Theilnahme der dortigen Christen für das Indianermissionswerk anzuregen. Die Predigten dieses Indianers in den englischen Kirchen machten großes Aufsehn und fanden viel Beifall. Die Collecte, welche sie in England erhoben, trug sehr reichlich; sie betrug nahe an 10,000 Pfund Sterling. Ein Fond wurde angelegt, welcher einer Gesellschaft in England zur Verwaltung übergeben wurde, von dessen Zinsen jährlich das Werk Wheelocks kräftig unterstützt wurde.

In Folge der reichlichen Unterstützung faßte Wheelock den Entschluß, seine Anstalt zu vergrößern und überhaupt ihr eine andere Einrichtung zu geben. Zunächst wollte er ein größeres Stück Land erwerben, welches zum Besten der Schule bearbeitet und ausgenützt werden sollte. Dabei sollten die indianischen Schüler zur Handarbeit auf der Farm angeleitet werden, was er schon auch um deswillen für nöthig hielt, weil etwas geschehen mußte, um ihre Gesundheit zu stärken, welche bei der ihrer Natur so fremden sitzenden Lebensweise leicht Noth leiden könnte.

Die Frage war nur, wohin dann von Lebanon die Schule (Charity school war sie bisher genannt worden) verlegt werden sollte. Von verschiedenen Seiten wurden sehr liberale Anerbietungen gemacht. Der Magistrat von Albany machte eine Offerte von 2300 Pfd. St.; der Gouverneur von Massachusetts bot 2000 Acres Land, andere Privatpersonen weitere 800 Acres und 800 Pfd. St. Noch andere Einladungen lagen vor. Vor allem aber zeichnete sich New-Hampshire durch seine liberalen Anerbietungen aus, indem der König durch den dortigen Gouverneur 24,000 Acres anbieten ließ, und viele Privatpersonen 500, 300, 80, 40 Acres u. s. w. anboten, so daß im Ganzen 44,000 Acres nebst 340 Pfd. St. der Anstalt zur Verfügung gestellt wurden, wenn sie dorthin verlegt werde. Der Verwaltungsrath entschied sich für die Annahme des letzterwähnten Anerbietens.

Aber auch das ganze Missionswerk sollte eine veränderte Einrichtung bekommen. Das Ziel Wheelocks war gewesen, einen eingebornen Predigerstand heranzuziehen und besonders durch indianische Missionare das Werk der Evangelisirung der Indianer zu betreiben. Wie nach mancher Seite hin Wheelock etwas phantastische Vorstellungen hatte und überspannte, allzu sanguinische Hoffnungen hegte, so hatte er sich in diesem seinem Lieblingsgedanken gründlich getäuscht, und durch manche bittere Erfahrungen mußte er sich belehren lassen, daß er in der Beurtheilung der Indianer und ihres Characters sich einen wichtigen und folgenreichen Irrthum hatte zu Schulden kommen lassen. Seit der Entdeckung Amerikas bis auf unsere Tage hat man zahllosemale die Wahrnehmung machen müssen, daß, wenn man einen Indianer aus seinen gewohnten Verhältnissen herausnahm, in die Kleider civilisirter Menschen steckte, in der Umgebung der Weißen erzog, wohl auch, wie das früher öfter geschah, in Europa mehrere Jahre an die Lebensweise und Sitte der Weißen gewöhnte und heranbildete, dieselben wohl so lange, als sie blos unter den Weißen lebten, ganz zur Zufriedenheit sich benahmen, wenn sie aber zu ihren Landsleuten in die Wildniß zurückkehrten, in der Meinung, daß sie das Erworbene selbständig bewahren und andern zum Nutzen und Segen werden sollten, in das alte heidnische, barbarische Leben und Wesen zurücksanken, ja vielfach noch schlimmer wurden, als die, welche nie von der

Cultur beleckt worden waren. Es fehlte ihnen die Selbständigkeit und die Kraft, sich gegen die sie rings umgebenden Einflüsse zu verwahren. Man muthete ihnen hier etwas über ihre Kräfte weit Hinausgehendes zu. Auch Wheelock mußte mit bitterm Schmerz solche Erfahrungen machen. Er sah ein, daß die Hoffnung der Mission auf europäischen Missionaren ruhe, daß Indianer als Gehülfen und Lehrer wohl recht gut zu gebrauchen sind, wie denn auch in verschiedenen Missionen bis auf den heutigen Tag indianische Prediger da und dort in reichem Segen wirkten und wirken, daß sie aber eben doch blos unter der Leitung und Aufsicht englischer Missionare mit Nutzen verwendet werden könnten, und daß deshalb mehr englische Missionare, wenigstens so viel ausgesendet werden müßten, um das Ganze zu leiten.

An vielen, die in seiner Anstalt ausgebildet wurden, mußte er sehr betrübende Erfahrungen machen. So lange sie in der Anstalt waren, war ihr Verhalten tadellos; man konnte mit ihnen ganz zufrieden sein; sie bewahrten einen unbefleckten Character; sie berechtigten zu den besten Hoffnungen; und wenn sie nun in der christlichen, civilisirten Gesellschaft geblieben wären, so hätten sie sich wohl auch sonst als christliche junge Männer gehalten und wären auf der einmal beschrittenen Bahn fortgegangen. Aber als sie wieder auf den heidnischen Boden verpflanzt wurden, waren sie zu schwach, um sich allein gegen den Strom der heidnischen, barbarischen Einflüsse zu stemmen. Es ist wohl eine zu weit gehende Behauptung, wenn einer der bedeutendsten amerikanischen Geschichtsschreiber die Behauptung aufstellt, daß es keinen einzigen Vollblut-Indianer gegeben habe, der, so große Mühe man auch an seine Erziehung gewendet habe, bis an's Ende seines Lebens standhaft und unverrückt in der Lebensweise der civilisirten Welt verharrte und von den Lastern und barbarischen Gewohnheiten seines Volkes sich völlig rein erhielt. Aber die herrschende Regel ist damit leider allerdings ausgesprochen. Auch bei Wheelocks Sendboten war es nicht anders. Obwohl Manche treu und fest blieben, ließen sich doch sehr Viele von der heidnischen Strömung umreißen, und Manche führten eine so gemeine, wilde und thierische Lebensweise, wie je zuvor. Wheelock mußte erkennen; daß seine indianischen Missionare nicht selbständig stehen konnten; wenn sie nicht untergehen sollten, mußten sie

sich an englische Missionare anlehnen können, die den schweren Versuchungen und Nöthen besser Stand halten und trotzen könnten.

Wenn er aber nun mehr englische Jünglinge auszubilden beschloß, so mußte sich ihm die Wahrnehmung aufdrängen, daß auch unter den englischen Gemeinden in den Colonien eine große Predigernoth war. So lesen wir: „Auf fünf vacante Gemeinden kommt jetzt in den Colonien nur je ein Candidat". „In dieser Nachbarschaft", schreibt Wheelock, „sind über 200 Towns, welche entweder schon jetzt oder doch in Bälde Prediger nöthig haben". Darum gedachte er bei der Erweiterung seiner Anstalt der innern wie der äußern Mission, den Engländern wie den Indianern gleichmäßig dienen zu wollen.

Darum legte er seine Anstalt größer an und nahm ebensowohl englische wie indianische Jünglinge auf. Bald, im J. 1773, lesen wir, daß er gegen 100 Schüler hatte, unter denen etwa 20 Indianer waren.

Die aus Wheelocks Schule hervorgegangenen indianischen Arbeiter wirkten an verschiedenen Orten in der Wildniß und zum Theil in rechter Treue, obwohl wieder auch manche von dem erwählten Missionsdienst abtraten. Besonders bedeutende Erfolge aber, scheint es, wurden von diesen indianischen Lehrern im Allgemeinen nicht erzielt. Wir können ihre Wirksamkeit im Einzelnen nicht verfolgen. Aber wir heben von den Arbeitern, welche aus Wheelocks Schule hervorgiengen und im Missionsdienst arbeiteten, zwei hervor, einen Indianer und einen englischen Missionar. Der erstgenannte, *Sampson Occum* (Simson wurde er in der Taufe genannt, weil er mit starker Macht die Festungen Satans in der Heidenwelt niederreißen helfen sollte), war ein Indianer aus dem Stamm der Mohegans, geb. 1723 und im J. 1741 getauft [174]). Er war der erste Zögling, der aus Wheelocks Schule hervorgieng. Zuerst wurde er als Schullehrer verwendet; hernach wurde er ordinirt und predigte den Indianern in Neu-England und im Staat New-York. Er predigte auch öfters in englischen Kirchen in New-York, Boston u. s. w. Auf der schon früher erwähnten erfolgreichen Collectenreise zum Besten der Wheelock'schen Anstalt begleitete er den P. Whitacker. Es machte einen tiefen Eindruck, als in London und den verschiedenen Städten Englands ein indianischer Prediger in den Kirchen mit der Predigt des Evangeliums auftrat und die Engländer

zur Theilnahme an dem Missionswerk unter den Indianern Nord-Amerikas aufforderte. Er war ja auch der erste indianische Prediger, der den Boden von England betrat. Von England, wo er sich mehrere Jahre aufhielt, im J. 1768 nach Amerika zurückgekehrt, nahm er sofort sein Werk unter seinen Landsleuten wieder auf und begleitet von vielen seiner Stammesgenossen und auch Indianern verwandter Stämme, welche sich an ihn als ihren Führer anschlossen, siedelte er 1768 nach dem Lande der Oneidas über, welche ihn und seine Anhänger eingeladen hatten und ihnen einen Strich fruchtbaren Landes anwiesen. Da hier Indianer verschiedener Stämme vereinigt waren, beschlossen sie ihre verschiedenen Sprachen fallen zu lassen und die englische anzunehmen. Auch legten sie sich einen neuen Namen „Brothertons" bei. Occum war der erste Pastor der Gemeinde und blieb bei ihnen bis in sein Alter. Er starb 69 Jahre alt in New-Stockbridge im Oneida Creek-Thal (1792). Die Brothertons blieben noch länger auf ihrem ersten Platz in Oneida, machten dort gute Fortschritte im Christenthum und in der Civilisation und wanderten später nach Wisconsin aus, wo sie durch einen Act des Congresses das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten erhielten.

Der zweite der vorhin genannten aus Wheelocks Missionsschule hervorgegangenen Arbeiter ist Samuel Kirkland, geb. 1741, gest. 1808 [175]), der zuerst in Wheelocks Schule in Lebanon für den Missionsdienst herangebildet wurde und dann noch, wie viele englische und indianische Jünglinge aus Wheelocks-Anstalt, die höhere Schule in Princeton besuchte. Dort graduirte er im J. 1764. Sein Missionsfeld waren die 6 Nationen. Bis dahin war außer etlichen gelegentlichen Versuchen unter den Mohawks und Oneidas noch kein Versuch gemacht worden, von Neu-England aus unter den Irokesen, den 6 Nationen, das Christenthum einzuführen, während, wie wir früher gesehen haben, die römischen Missionare längst unter ihnen gearbeitet hatten. Doch waren die römischen Missionen wieder eingegangen. Die Senecas waren die zahlreichsten, aber auch wildesten und den protestantischen Missionen abgeneigtesten Indianer unter den Irokesen. Dahin hatte sich noch kein protestantischer Missionar gewagt. Aber Kirkland brach unerschrockenen Muthes im J. 1764 in sein Missionsfeld auf. Er führte mit sich einen in Wheelocks

Schule erzogenen Indianer, Joseph Woolley, den er als Lehrer unter den Mohawks einsetzen sollte, und hielt sich einige Zeit bei dem unter den Indianern hochangesehenen Will. Johnson auf. Dann machte er sich im Jan. 1765 mitten im rauhen Winter auf Schneeschuhen, seinen schweren Pack mit Lebensmitteln, Kleidern, Büchern u. s. w. auf dem Rücken tragend, ohne Geld und Hilfsmittel, begleitet von zwei Seneca Indianern, mit denen er kein Wort sprechen konnte, auf den Weg zu den Senecas und hatte dort einen unglaublich schweren Anfang. Der Hauswirth, bei dem er wohnte, starb plötzlich weg, und nach dem Aberglauben der Indianer wurde der Todesfall seinen magischen Einflüssen zugeschrieben und als eine Warnung des großen Geistes vor dem weißen Missionar betrachtet. Er schwebte in äußerster Lebensgefahr. Vom Hunger wurde er fast aufgerieben. Oft mußte er Tage lang von Eicheln leben. Er mußte Fleisch essen, das von Würmern „fast wieder lebendig geworden" war; und als er zu Johnson wieder kam, sah er aus wie ein Gespenst. Aber unerschrocken kehrte er sofort wieder auf seinen Posten zurück.

Nachdem er $1^1/_2$ Jahre unter den Senecas gearbeitet hatte, wurde er in Lebanon im Juni 1766 ordinirt und von dem Connecticut Board of Correspondents of the Society in Scotland als Indianermissionar in Dienst genommen.

Er schlug, etwa 3 Wochen nach seiner Ordination wieder aufbrechend, unter den Oneidas seinen Sitz auf. Wheelock hatte den Plan, noch mehr Missionare zu den Irokesen zu senden. Kirkland sollte die allgemeine Oberaufsicht über sie führen und in dem Lande der Oneidas, unter welchen die Mission am meisten versprach, seinen Sitz nehmen. Ueber 40 Jahre setzte er seine Arbeit treu und unermüdet unter sehr schwierigen Verhältnissen und in großer Selbstverleugnung fort. Er baute sich hier mit seinen eigenen Händen ein Haus, und David Fowler und seine Frau Hannah, zwei christliche Indianer, die in Wheelocks Schule unterrichtet worden waren, führten ihm sein Hauswesen. Fowler, der Abstammung nach ein Delaware-Indianer, arbeitete viele Jahre als Schullehrer unter den Oneidas und starb 1812, treu seinem christlichen Bekenntniß. Kirkland lebte in den ersten Jahren seines Aufenthalts unter den Indianern in der bittersten Armuth. „Meine übergroße Armuth und niedrige Lebensweise", schreibt er, „schadet meinem Ansehen und Einfluß

unter den Indianern. Sie fangen an, mich als einen armen Kerl zu betrachten, der auf keine andere Weise seinen Lebensunterhalt erwerben kann; sonst, meinen sie, würde ich nicht hieher kommen und wie ein Neger leben. Es ist wahr, ich habe den größern Theil der Zeit, welche ich in der Wildniß zubrachte, mehr wie ein Hund, als wie ein christlicher Prediger gelebt. Oft würde ich auf den Knien um einen Knochen gebeten haben, wie sie einem Hund hingeworfen werden. Meine harte Arbeit und meine Anstrengungen haben meine Natur gebrochen, und wenn ich längere Zeit zu leben habe, darf ich kaum auf eine gesunde, kräftige Constitution rechnen." Im J. 1769 verheirathete er sich mit einer Nichte Wheelocks, einem trefflichen Weibe, die ihm in seinem Werke getreu zur Seite stand; und nun baute er sein Haus, das 10 □ Fuß groß gewesen war, größer, nemlich 16 Fuß in Quadrat.

Zwar lesen wir nichts von außerordentlichen, besonders glänzenden Erfolgen der Missionsthätigkeit Kirklands. Aber immerhin wirkte er im rechten Segen an der Stelle fort. Nicht blos gelang es ihm, einen Theil der Oneidas an viele Sitten des civilisirten Lebens zu gewöhnen, — wie denn auch in Folge seiner Verwendung durch die Unterstützung der Bostoner Gesellschaft ein Versammlungshaus gebaut, eine Sägemühle und Mahlmühle errichtet, Ochsen und Farmgeräthe angekauft und eine Schmiede eröffnet wurde, in welcher etliche indianische Jünglinge im Handwerk unterwiesen wurden, — sondern es gelang ihm auch, eine christliche Gemeinde zu sammeln, und viele von den gleich in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit bekehrten Personen und Familien blieben dem christlichen Glauben treu und wurden, wie er sagt, „seine Helfer in Christo Jesu" und unterstützten ihn in seinen Bemühungen, unter den Indianern Christenthum und Civilisation einzuführen. Und es wird bemerkt, daß das Christenthum und die civilisirten Sitten vieler Familien unter den jetzt in Green Bay, Wisc. wohnenden Oneidas sich bis auf diese Zeit der Wirksamkeit Kirklands zurückführen lassen, so daß dieselben sich jetzt schon durch 2 bis 3 Generationen erhalten haben.

Im J. 1770 stellte sich Kirkland, nachdem er sechs Jahre in Wheelocks Dienst gestanden hatte, unter die Londoner Gesellschaft, deren Correspondenten in Boston waren. Der amerikanische

Revolutionskrieg brachte in Kirkland's Mission nothwendig eine Unterbrechung. Er war oft lang von dem Posten in Oneida abwesend. Er diente als Kaplan in der amerikanischen Armee und führte als Agent des Congresses Unterhandlungen mit den Indianern.

Nach Beendigung der Krieges baten die Indianer wieder um Kirkland. Im Frühjahr 1784 begab er sich nach Oneida, wo sich die in Folge des Krieges nach allen Seiten hin versprengten Indianer allmälich und langsam wieder sammelten. Und gerade jetzt nach den schweren Drangsalen des Kriegs fand er einen empfänglichen Boden. Er rühmt, wie in den nächstfolgenden Jahren viele Indianer von einer nachhaltigen Erweckung ergriffen wurden. Große Massen kamen zu seinen Predigten. Viele reisten 15, 20, 30 Meilen weit, um mit ihm über göttliche Dinge zu reden. Er predigte zeitweise alle Tage. In den Hütten wurden von den Indianern Hausandachten mit Singen und Beten gehalten.

Eine römische Agitation erschwerte ihm seine Arbeit. Während er auf einer Reise abwesend war, gelang es französischen Händlern, einem Theil der Oneidas die römische Religion als eine leichtere und angenehmere plausibel zu machen. Es bildete sich eine französische Partei, und im Frühjahr 1789 kam ein französischer Jesuit nach Oneida. Die Spannung zwischen der französischen oder römischen und der amerikanischen oder presbyterianischen Partei wurde zuletzt so groß, daß der Friede des ganzen Stammes dadurch gefährdet wurde. Jede der beiden Parteien schrieb an den Gouverneur von New-York.

Kirkland setzte seine Arbeit treulich fort. Er predigte in 5 bis 6 verschiedenen Dörfern. Er predigte jeden Sonntag dreimal, hielt zwei bis drei Abendversammlungen in der Woche für geistliche und weltliche Angelegenheiten, welche Versammlungen sich oft bis Mitternacht hinzogen. Er wendete viel Fleiß auf Krankenbesuche, und in der Woche wendete er viel Zeit darauf, die Indianer im Ackerbau zu unterrichten, und half ihnen selbst ihre Felder herrichten und einsäen. Es wurden Mühlen und Werkstätten errichtet, mehr Ochsen, Pflüge und andere Farmgeräthe angeschafft und vertheilt, und bei einem Theil der Oneidas wurde Cultur und Civilisation beträchtlich gehoben.

Auch besonders das Schulwesen unter den Irokesen suchte Kirkland zu heben. Niedrigere Schulen waren schon an den verschiedenen Orten unter den Oneidas und den Resten anderer Stämme, welche auf ihrem Lande wohnten, so unter den Tuscaroras die von Sam. Occum errichtete, eine zu Alt-Oneida von Jac. Reed, eine andere zu Kanonwolhola von Mr. Caulkins. In diesen Schulen lernten die Kinder in englischer und indianischer Sprache lesen und schreiben, rechnen u. s. w. Dazu beabsichtigte nun Kirkland eine höhere Schule („Academy") in der Nähe von Oneida oder einer englischen Ansiedlung auf der Grenze zu errichten, in welcher neben englischen Jünglingen, welche die Kosten ihrer Ausbildung selbst bestreiten würden, auch eine bestimmte Anzahl indianischer Jünglinge, welche die niederen Schulen absolvirt hatten, einen weiteren Unterricht erhalten sollte. Kirkland's Plan fand warme Unterstützung. Selbst Washington nahm ein reges Interesse daran. 1793 wurde die Anstalt unter dem Namen Hamilton Oneida Academy incorporirt. Ein großes Gebäude wurde errichtet, Lehrer wurden angestellt, und 1810 wurde die Anstalt zum Rang eines College erhoben. Doch hat auch dieser Versuch, den Indianern durch höhere Schulen zu dienen, wie so viele andere früher gemachte Versuche, keine nennenswerthen Erfolge gesehen. Immerhin aber war Kirkland's Missionsthätigkeit eine gesegnete, wenn gleich sie durch die Ungunst der Zeiten und der Verhältnisse vielfach gehemmt und zeitenweise ganz unterbrochen wurde.

Denn das ist der Unstern, der je und je über den Indianermissionen lag, daß durch die Berührung mit den Europäern und die immer wieder ausbrechenden Kriege die schönsten und hoffnungsvollsten Anfänge wieder zu nichte gemacht wurden.

Man kann nicht sagen, daß die Indianermission unfruchtbar und die Indianer gegen die Botschaft des Evangeliums unempfänglich gewesen seien. Im Gegentheil, die Indianer zeigten sich dem Evangelium so willig und nahmen die Predigt der Missionare so herzlich auf, als nur immer die Bewohner irgend eines der jetzt blühenden Missionsfelder thun konnten. Die Geschichte eines Eliot, eines Zeisberger u. s. w. zeigt, wie viel unter günstigeren Verhältnissen gerade in der Indianermission hätte ausgerichtet werden können, wenn die Indianer in einer Gegend gewohnt hätten, wohin der Fuß des Weißen nicht ge-

drungen wäre. Wenn nicht die bösen Einflüsse des auf der Grenze wohnenden europäischen Geschlechtes die Arbeit des Missionars in mannigfaltiger Weise gehindert hätten, wenn nicht das Vordringen der weißen Bevölkerung, durch welches die Indianer langsam, aber unerbittlich vom Lande ihrer Väter verdrängt wurden, immer erneute Aufregung in den Indianerherzen, immer neue Conflicte und neue Kriege hervorgebracht hätte, wenn die Missionare ihr Werk in der Stille und fern vom Getümmel des Krieges hätten treiben können, wer kann sagen, wie viel dann von ihnen hätte ausgerichtet werden können? Das Gedeihen der Missionen unter ganz entlegenen Stämmen, wie solche besonders die Geschichte der römischen Missionen ausweist, läßt erkennen, wie viel in solchem Fall hätte geschehen können. Aber bei dem Verhältniß, in dem die Weißen zu den Indianer standen, konnte unmöglich die Mission gedeihen. Hierin und hierin allein liegt der Grund des Mißlingens der gemachten Missionsversuche. Nicht die Unempfänglichkeit der Indianer, sondern der Conflict der Raçen, das beständige Vordringen der Woge der Immigration der weißen Bevölkerung in's Land der Indianer hinderte und vernichtete die verschiedenen Missionsversuche, auch solche, welche bereits ganz herrliche und vielversprechende Resultate erzielt hatten.

b
g
d
v
li
li
bi
a
p
fa
te
m
N

m

sch
be
the
mi

wa

Tri

Anmerkungen.

1) Vgl. Relation de ce qui s'est passé en 1632, S. 28. 1648, S. 77. 1669, S. 8. u. s. f. Lescarbot, hist. de la nouv. France, z. B. S. 673, 683. Laet, l'histoire du nouveau monde l. 2. c. 2. Von den nördlichen Stämmen behauptete Hearne, Journey p. 343: Religion has not as yet begun to dawn among the Northern Indians. Von den Stämmen in Pennsylvanien meinte Conrad Weiser, jener Deutsche, der viel mit den Indianern verkehrte: nur wenn man unter Religion den geheimen Zug der Seele nach Gott, den Hunger nach ihm verstehe, hätten sie einige Religion. Proud, hist. of Penns. I. Der Italiener Verrazzani, der unter den ersten Europäern war, welche im nördlichen Amerika Entdeckungsreisen machten und an der Küste entlang fuhr bis über den heutigen Staat New-York, sagt von allen Stämmen, die er auf seiner Reise traf: Ne venerasino cielo o stelli, sole luna o altri pianeti ne manco tenessino spezie di idolatria, ne conoscemmo facessino sagrificio o altre preci ne in la loco populazione hanno tempj o case di orazione. Stimiamo non tenghino fede alcuno ma vivino in questa libertà e tutto dalla ignoranza etc. in den New-York historical collections.

Wir sehen, Franzosen, Engländer, Deutsche, Holländer, Italiener stimmen in der oben angeführten Meinung überein.

2) Charlevoix, Journal p. 348.

3) Palfrey, history of New-England. I, 315.

4) J. G. Müller in seinem fleißig gearbeiteten Sammelwerk „Geschichte der amerikanischen Urreligionen" hat den Versuch gemacht, das Wesen der indianischen Religionen dadurch zu erklären, daß verschiedene Bestandtheile, vor allem der südliche Naturdienst und der nordische Geisterglaube mit einander zu einer Einheit verschmolzen worden seien.

5) Traditional history of the Odjibway nation by George Cobway p. 151.

6) Du Pratz, history of Louisianna 2, 180.

7) Schoolcraft, History, Condition and Prospects of Indian Tribes vol. V, p. 69.

8) Catlin, die Indianer S. 118.

9) Gregg, Karawanenzüge II. S. 177.

10) Morgan, the league of the Iroquois p. 159.

11) Heckewelder, historical account p. 247—9.

12) Sagard, le grand voyage du pays des Hurons p. 257.
13) Vgl. Charlevoix Journal historique p. 299 ff.
14) Purchas, his Pilgrims p. 765.
15) Vgl. Morgan p. 160.
16) Traditional history by Cobway p. 151. Travels I, 52.
17) Loskiel, Geschichte der Brüdermission S. 53.
18) Vgl. J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen S. 99 ff.
19) Catlin, die Indianer S. 125 ff.
20) Mc Culloh Researches p. 103.
21) Relation 1626, p. 20.
22) Explorations and Surveys for a Rail Road Route from the Miss. to the Pacific Ocean vol. III, 39 ff.
23) Nur von den Irokesen lesen wir noch von einem mit besondern religiösen Feierlichkeiten verbundenen Neujahrsfest s. Morgan league of the Iroquois p. 207 ff. u. Schoolcraft Notes on the Iroquois p. 85 f.
24) Die genaue Beschreibung dieser s. g. Tempel der Natchez, siehe Du Pratz the history of Louisiana 2, 211. Petit in lettres édifiantes XX, p. 100 ff. Charlevoix, Journal in Louisiana historical coll. III, p. 158. Gravier Relation ou journal du voyage p. 35. — Der Taensas Tonti in Louisiana hist. coll. I, 52—78. — Der Houmas Gravier Relation ou Journal p. 42. — In Talomero Garcilasso de la Vega. vol. I. l. 4 c. 16. — Bei Bayagoulos Charlevoix histoire de la nouv. France II, p. 258.
25) Tanner erzählt, daß Indianer selbst oft den hier gespielten Betrug der Medicinmänner merkten und darüber spöttelten Narrative p. 90 ff.
26) Vgl. Cobway, the Ojibway Conquest p. 86. Jarvis a discours on the religion etc. p. 51 ff. Zu den Gauklerkunststücken der Medicinmänner vgl. Pike, Expedition Appendix II, 16. Smet sketches p. 58.
27) Relation 1656, 97.
28) Relation 1639, 125.
29) Relation 1669, 8.
30) Es ist ein völlig vereinzelter Fall und durchaus im Widerspruch mit allen andern Zeugnissen, wenn Hearne Journey p. 343 sagt: „Matonabee, ein Mann von so klarem Verstand in allen Dingen, wie ich irgend je einen traf, erklärte mir, daß weder er noch irgend einer von seinen Landsleuten eine Idee von einem zukünftigen Leben hatte."
31) Bartram Travels p. 27.
32) Vgl. Petit in lettres édifiantes XX, 109. Garcilasso de la Vega vol. II, l. 3, c. 11.
33) Whipple in Exploration and Surveys III, 35.
34) Jarvis nach Charlevoix Journal p. 352.

35) Lettres édifiantes XX, 111.

36) W. Irving, Astoria. Mc Kenzie, gen. hist. of the fur trade.

37) Cf. Lafitau, moeurs des sauvages I, 402 f.

38) Morgan league of the Iroquois p. 179.

39) K. William's Key into tho language 1 Mass. hist. coll. 3, 204.

40) Eine Ausschmückung der Erzählung von der großen Seuche, wie dieselbe als ein Strafgericht Gottes über die Indianer gekommen sei, die auf ihre große Zahl pochten und im Gespräch mit einem Franzosen höhnisch fragten, ob ihr Gott wohl auch ein so zahlreiches Volk, wie sie seien, um ihrer Sünden willen ausrotten könne, s. bei Thom. Morton, New-English Canaan 1637 p. 23.

41) Chronicles of Pilgrims p. 232. Elder Cushmann's discourse in Hazard vol. I, 147.

42) Thom Morton, New-English Canaan.

43) Vgl. Underhill, hist. of the Pequod war p. 3, 25. Vincent, a true relation p. 38.

44) In dem Charter heißt es, daß die „settlers may wynn and incite the Natives of the Country to the Knowledg of Obedience of the onlie true God and Sauior of Mankinde and the Christian Fayth which in our Royall Intencon and the Adventurors free Profession is the Principall Ende of this Plantation.“ Hazard, State Papers. vol. 1, p. 252.

45) Sparks American Biography 10, 36.

46) Vgl. Palfrey, hist. of New-England 2, 187 ff.

47) Zu Eliots Mission vgl. besonders The Day Breaking, if not the Sun-Rising of the Gospel with the Indians 1647. The Clear Sunshine of the Gospel etc. 1648. The Glorious Progress etc. 1649. The light appearing more and more etc. 1651. Strength out of weakness 1652. Tears of repentance 1653. A late and further manifestation 1655. Daniel Gookin histor. collections of the Indians.

48) Vgl. Cotton Mather Magnalia Christi Americana p. 174 ff. Francis life of Eliot.

49) Day breaking p. 15.

50) Gookin hist. collections p. 29.

51) Den 13. September 1649 schrieb Eliot: I find it absolutely necessary to carry on civility with religion. Glorious Progress p. 16.

52) Day breaking p. 16.

53) Shepard in Clear sunshine p. 30.

54) Light appearing p. 26.

55) Tears of repentance p. 3.

56) Strength out of weakness, Vorrede.

57) Massach. hist. collection 1. series, vol. 8.

58) Light appearing p. 29.
59) Tears of repentance p. 1 ff.
60) Gookin p. 41.
61) A late and further manifestation p. 1 ff.
62) Mass. hist. coll. 1. series, VII, 227.
63) Sie ist abgedruckt in Mass. hist. collections 2. series, vol. 9, 243 ff.
64) Ueber die Bibelübersetzung Eliots und seine übrigen indianischen Bücher vgl. Thomas, history of printing 1, 240 ff. Francis, life of Eliot 220 ff.
65) Gookin hist. coll. p. 32 ff.
66) Strength out of weakness p. 31. Tears of repentance p. 1 ff.
67) Vgl. Judge Davis' note zu Morton's Memorial, Gookin a. a. O.
68) Eine Probe der amtlichen Documente der indianischen Obrigkeit, welche aus den Archiven von Massachusetts genommen ist, findet sich bei Elliot, New-England history 1, 326. Es ist ein an einen Constabler ausgestellter Verhaftsbefehl und lautet wie folgt: 1. I Hihoudi 2. You Peter Waterman 3. Jeremy Wicket 4. Quick you take him 5. Fast you hold him 6. Straight you bring him 7. Before me Hihoudi.
69) Wie man damals in Boston weder einen Fluch hören noch je irgend einen betrunkenen Menschen sehen konnte, s. Mass. hist. coll. 1. series, 8, 28.
70) Gookin p. 504.
71) Relation de ce qui s'est passé en 1633, p. 36.
72) Charlevoix, histoire de la nouvelle France 1, 197.
73) Relation 1611, p. 25.
74) Bancroft, history of the United States 3, 122.
75) Relation 1640, p. 61.
76) Relation 1626, p. 29.
77) Charlevoix 1, 188 ff.
78) Relation 1637, p. 167; 1638, p. 34. Bressani, relation abregée p. 161.
79) Relation 1636, p. 79 ff.
80) Relation 1637, p. 126. 139.
81) Relation 1642.
82) Relation 1636, p. 77 ff.
83) Bressani p. 168.
84) Relation 1637, p. 56.
85) Relation 1637, p. 43 ff. Shea history of the Catholic missions p. 178.
86) Relation 1641/42, p. 57.

87) Rel. 1644, p. 105.

88) Le pais n'est qu'une image de massacre. Rel. 1644, p. 69.

89) Rel. 1644, p. 3.

90) Creuscias historia Canadensis p. 316.

91) Charlevoix 1, 250.

92) Relation 1643, p. 71.

93) Relation 1643, p. 71.

94) Charlevoix 1, 251 ff.

95) C'est par amitié pour toi que nous nous étudions à augmenter tes souffrances et tu nous en auras obligations. Charlevoix 1, 294.

96) Relation 1650, p. 4.

97) Relation 1642, p. 3.

98) Le fort a paru une academie bien reglée. Rel. 1634, p. 2.

99) Relation 1640.

100) Relation 1637, p. 5.

101) Tant de jeusnes, de vieilles, d'oraisons et tant de saintes cruautés. Relation 1642, p. 58.

102) Relation 1637, p. 5.

103) Vie du Chaumonot, suite p. 15.

104) Relation 1656, p. 18.

105) Relation 1661, p. 21.

106) Relation 1661, p. 40.

107) Colden history of the 5 notions I, 33. De la Potherie histoire de la nouv. France 2, 83. Charlevoix histoire I, 386. Relation 1666, p. 9.

108) Relation 1670, p. 60.

109) Relation 1673—79, p. 134 ff.

110) Obgleich Dongan, selbst Katholik, von dem römisch gesinnten Herzog von York Befehl erhalten hatte, die französischen Priester zu unterstützen, verbot er doch den 5 Nationen sie zu behalten. Smets history of New-York p. 82.

111) Relation 1660.

112) Relation 1664, p. 2.

113) Relation 1663, p. 21 ff.

114) Relation 1667.

115) Shea, history of the Catholic Missions p. 358.

116) Relation 1663, p. 18.

117) Bancroft, history of the United States 3, 152.

118) Relation 1671.

119) Relation 1669, p. 20.

120) Charlevoix 1, 445.

121) Marquette, voyage et découverte etc. p. 3 ff.

122) Vgl. Sparks life of Father Marquette p. 282 ff.

123) Sie riefen: Que le soleil est beau François, quand tu nous viens visiter. Tout notre bourg t'attend, tu entreras en paix dans toutes nos cabanes. Voyage et découverte p. 16.

124) Relation 1673—79, p. 103 ff.

125) Relation 1673—79, p. 112 ff. 117. 119.

126) Shea, hist. of the Cath. Missions p. 408.

127) Relation 1673—79, p. 133 ff.

128) Shea, Discovery and Exploration of the Mississippi p. XXXIV.

129) Voyage du Baron de Lahontan dans l'Amérique Septentrionale 1, 72. 147.

130) Shea, Discovery p. 78 ff.

131) Le Clercq Etablissement de la foi.

132) Zenobius Membré in Le Clercq.

133) Charlevoix, hist. de la nouv. France II, 264.

134) Vgl. Marest in lettres édif. XI, 329 ff.

135) Gravier, Relation p. 19. 29.

136) Lettres édif. XI, 345 ff.

137) Shea, Catholic Missions p. 424.

138) Lettres édif. XI. 341 ff.

139) Petit in lettres édif. XX, 200 ff.

140) Petit in lettres édif. XX, 204.

141) Cf. Francis, life of Rasle.

142) Lettres édif. XXIII, 253 ff.

143) Lettres édif. XVII, 327 ff.

144) Shea, history p. 162.

145) Lettres édif. XVII, 295.

146) Relation 1642, p. 74.

147) Relation 1636, p. 89.

148) Lettres édif. XII, 188 ff.

149) Relation 1640, p. 45.

150) Relation 1633, p. 8.

151) Charlevoix, hist. de la nouv. France I, 222.

152) Relation 1635, p. 43.

153) The narrative of Alvar Nunnez Cabeza de Vaca ed. B. Smith.

154) Relation 1673 ff., p. 50 ff.

155) Relation 1657, p. 38.

156) Relation 1670.

157) Cotton Mather, Magnalia Christi Americana p. 203.

158) Relation 1637.

159) Relation 1673 ff., p. 178.

160) Memoirs of Rev. John Williams, the Deerfield Captive.

161) A continuation of the narrative of the Indian Charity School in Lebanon 1766, p. 50.

162) Relation 1634, p. 3.

163) Die Engländer, welche die von den Jesuiten bekehrten Indianer vor Augen hatten, urtheilten alle so, wie z. B. Kirkland in einem Brief vom J. 1764 schreibt: The Senecas among whom I am going are Heathen indeed, and some rather worse being proselyted by the French Jesuits. A brief narrative of the Indian charity school p. 33.

164) Benj. Fervis, A history of the original settlements on the Delaware p. 102.

165) Der Titel ist: Lutheri Catechismus ofwersatt pa Amerikan-Virginske Spräket. Ein Exemplar dieses Buches ist in der Stadtbibliothek in Philadelphia. Der Secretär des Königs Liljenbladt schrieb eine Vorrede dazu. Angehängt ist ein indianisches Vocabular.

166) Thomas Champanius Holm, Kort Beskrifning om Provincien Nya Swerige uti Amerika. Stockholm 1702, p. 69.

167) Ueber die Missionen der Herrnhuter unter den Indianern vgl. J. Heckewelder, Narrative und H. Loskiel, Geschichte der Mission der evang. Brüder unter den Indianern in Nordamerika.

168) Friedr. Kapp, Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika I, 227 ff.

169) Besonders eingehende Schilderungen finden sich in Pennsylvania Gazette 1763, z. B. N. 1801. 1802. 1804. 1805.

170) Pennsylvania Gazette N. 1801.

171) Pennsylvania Gazette 1763 N. 1802.

172) Vgl. Jon. Edwards, an account of the live of the late Rev. Dav. Brainerd. Boston 1749.

173) Vgl. verschiedene Traktate: Narrative of the Charity School at Lebanon, und mehrere Continuations of the Narrative.

174) cf. Schoolcraft, Tribes V, 518 ff.

175) S. Sparks, New-Series vol. 15. Lothrop, Life of S. Kirkland.